

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*Martin Walser, Wolfgang Bächler, Hartmann Goertz,
Werner Dürrson, Christian Wallner, August Kühn,
Guntram Vesper, Günter Herburger, J. P. Stössel*

Walter Grab: Die deutschen Jakobiner

Roman Ritter: Herwegh - Die eiserne Lerche

Lesungen in der Provinz - Max von der Grün, Joachim Hoßfeld

Dialekt, Landschaft, Natur -

*Michael Scharang, Manfred Bosch, Brigitte Wormbs,
Franziska Lohbach / Günter Judick, Irmentraud Elbert*

Kaspar Maase / Oskar Neumann: 1525-1975

Christiane und J. P. Stössel: Kulturarbeit auf dem Land

Pantalej Zarev: Bulgarische Nationalliteratur

HEIMAT UND REVOLUTION

3|75

kürbiskern

KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK

„konkret“ über Arbeiterliteratur:

„In eine solche Arbeiterbibliothek gehören Bücher, die den Arbeiter unterhaltend lernen lassen, die seine gesellschaftliche Situation, seine Wirklichkeit in ihrer Veränderbarkeit beschreiben. Hier ist ein Hinweis auf die ‚Kleine Arbeiterbibliothek‘ des ‚kürbiskern‘ angebracht, die an die Tradition des ‚Roten-1-Marks-Romans‘ der zwanziger Jahre anknüpft, zumal die Namensgleichheit kaum zufällig sein dürfte.“



Der erste Tag

Nachrichten aus unserm Land in 28 Reportagen und Erzählungen

Band 8 der „Kleinen Arbeiterbibliothek“

DM 6,80, 192 Seiten

Die Presse urteilt:

„Man muß zugeben: zugänglich ist das selbst dem Nichtfachmann und Unterprivilegierten.“

Münchner Merkur

„Das verschiedenartige Herangehen der Autoren an die literarische Auseinandersetzung mit der Realität wischt jeden Gedanken vom Tisch, das neue große Thema der Welt der arbeitenden Menschen könne durch Vermittlung statistischer Fakten erfaßt und erledigt werden. Dafür zeichnet sich bei den Autoren des Bandes ein tieferes Interesse für die Mehrheit der Menschen in diesem Land ab: für deren Fähigkeit zu leiden und zu lernen, Liebe, Freundschaft, Solidarität zu empfinden und zu beweisen, für ihre Fähigkeit, die eigene Sache selber in die Hand zu nehmen.“

Deutsche Volkszeitung

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Damnitz-Verlag (kürbiskern), 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon (089) 30 37 83

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

HEIMAT UND REVOLUTION

Zu diesem Heft	3
Martin Walser: Das Sauspiel	7
Wolfgang Bächler: Ernten	18
Der See	20
Hartmann Goertz: Der Löwe von der Stange	21
Werner Dürrson: Bauernzuege	29
Christian Wallner: Geschlossene Gesellschaft	32
August Kühn: Mitmachen	37
Guntram Vesper: Wilddieberei und Förstermorde	41

KRITIK

Walter Grab: Die deutschen Jakobiner	59
Roman Ritter: Die eiserne Lerche	74
Max von der Grün: Erfahrungen von Unterwegs	87
Joachim Hoßfeld: Lesungen in Oberschwaben	93
Michael Scharang: Landschaft und Literatur	98
Manfred Bosch: Heimat und Dialekt	102
Brigitte Wormbs: Wie herrlich leuchtet uns die Natur?	110

KLASSENKAMPF

Kaspar Maase / Oskar Neumann: 1525—1975	122
Christiane und J. P. Stössel: Weil ohne Kultur ist es nichts	129
J. P. Stössel: Theorie und Praxis des Befreiungskampfes in der bayerischen Provinz anno 1973	137
Günter Herburger: Schwäbische Liebe	139
Irmentraud Elbert: Allgäuer	140
Franziska Lohbach / Günter Judick: Unser Solingen	146

Pantalej Zarev: Grundzüge der bulgarischen Nationalliteratur	155
--	-----

Uwe Naumann: Brandstellen	164
Vera Botterbusch: Träume von der Zukunft	167

Anmerkungen

Wenn die Linke sich mit dem Thema *Heimat* abgibt, dann erwartet man ein Pfund Kulturkritik, mehr kaum. Das hat sogar ernsthafte Gründe, alte zum Teil, wie die Rede eines regierenden Hauptes von den „vaterlandslosen Gesellen“, zum Teil auch jüngere, die dann „Heimatlosigkeit“ assoziieren. Das Recht, die Heimat luthals für sich zu beanspruchen, hatten bald nach 1945 jene Berufsvertriebenen inne, die der Rüstungspolitik der CDU Schützenhilfe und Massenbasis gaben, die biedere Familienväter so aufzuheizen vermochten, daß sie Journalisten, die sich für die Oder-Neiße-Grenze ausgesprochen hatten, noch Anfang der 60er Jahre auf dem Platze verprügelten. Und wo der Einfluß der militanten Revanchisten nicht hinreichte, da ergriff die Kulturindustrie die Gelegenheit, in verlogenen Massenproduktionen die Gefühlswerte von „Heimat“ in ihrem Sinne zu biegen und zu binden.

Wie man es auch angeht — das Wort ist besetzt, mag sein von falscher Seite geklaut, es steckt voll negativer Erfahrungen. Seit in Bonn die CDU nicht mehr regiert, treten in den Ländern die Rechten noch mit mehr Nachdruck so auf, als hätten sie den Heimatboden mit allen Würzelchen gepachtet; die CSU vollends tut so, als habe ihr der liebe Herrgott den weißblauen Himmel geschenkt. Zur Landtagswahl 1974 schenkte die CSU dem Volk dafür eine Perle der Heimatliteratur, die Zeitschrift „Enthüllungen über eine mögliche Zukunft“, worin das „schwarze, lebenswerte Bayern“ besungen wurde und aufrüttelnd der Slogan zu lesen stand: „Mit uns für Bayern!“ Dazu die eisenharte Begründung: „Die CSU ist eine bayerische Partei, weil sie auf bayerischem Boden gewachsen ist.“

Mit dem bayerischen Boden ist es so eine Sache. Darauf sitzen, wie in diesem Heft noch näher ausgeführt wird (Maase/Neumann: „1525—1975“), ein paar alte und einige neue Feudalherrn; die Seeufer ließ die regierende Partei verfassungswidrig nahezu vollständig in private Hände übergehen. Das CSU-Heimatschrifttum stellte weitsichtig fest: „Bayern wird sich aber nicht in Abenteuer einlassen, an deren Ende die Denkmäler rot sind.“ Eher werden sie glatt versilbert. Anderes wird vergoldet. Zum Beispiel von der Deutschland-Stiftung, die Gelegenheit genommen hat, heuer drei Autoren mit dem Konrad-Adenauer-Preis zu ehren: Karl Steinbuch und Gerhard Löwenthal, als „Bodenständige“, und den in allen antikomunistischen Breiten heimischen Schriftsteller Vladimir Maximov. Die treffliche Wahl soll uns hier dazu dienen, genauer zu sagen, was wir nicht ins Thema unseres Heftes einschließen: die verdrehte Weltsicht von gestern, in der die Interessen der Bevölkerungsmehrheit nur als ein Gegenstand vorkommen, gegen den man anschreiben muß, eine Welt, in der es keinen erstarkenden Sozialismus und keine sich befreienden Länder geben darf — ein Schrifttum mithin, für das Provinz nicht Teil einer sich entwickelnden Welt, sondern die ganze Welt Provinz ist.

Rückwärtsgewandtes Heimattümeln macht sich hierzulande offenbar immer noch gut vor dem Volk — und die jeweils regierenden Parteien üben sich darin, obwohl gerade sie, nach dem Auftrag des Großkapitals, seit Jahrzehnten einen Landstrich nach dem anderen ruinieren. Am Niederrhein wächst die Chemiewüste, in Nordenham werden Mensch und Natur mit Blei vergiftet, künftig will man das ganze Land in Eile mit einem Netz von Kernkraftwerken überziehen. Über die ökologischen Folgen dieser Rieseninvestition in die Energiewirtschaft kritisch nachzudenken, weigern sich bisher alle staatlichen Stellen. Es könnte auch die Gewinnerwartung der Investoren herabstimmen. Landschaft, eines der Grundelemente von „Heimat“, wird so vom Kapital stückweise aufgearbeitet (in diesem Heft dazu Brigitte Wormbs „Wie herrlich leuchtet uns die Natur?“).

Diesen Raubbau betreiben gerade die, die sich in den Selbstdarstellungen fürs Volk vor Heimatgefühl nicht lassen können. Der CDU-Ministerpräsident in Baden-Württemberg, Filbinger, sitzt dem Aufsichtsrat der Gesellschaft vor, die Wyhl mit einem Kernkraftwerk bestücken will. Er durfte erleben, wie in der betroffenen badischen Weinegend CDU-Parteibücher ins Feuer flogen, wie ganze Ortsvereine der bodenständigen Partei sich auflösten. Dann zogen die bis dahin braven Bürger zum Bauplatz und hielten ihn gegen die Polizei besetzt. Diese Verteidigung eines Stücks der eigenen Heimat hat zu einem Teilerfolg, zum Baustopp geführt. In Wyhl wie vorher in Marckolsheim, wo erfolgreich gegen den Bau eines Bleiwerks protestiert wurde, ziehen nicht Schildbürger aus, um einen Sturm im Wasserglas anzuzetteln. Die Arbeiter, Bauern und Bürger in Baden haben begriffen, daß es *ihr* Land ist, das sie schützen müssen. Verbundenheit mit der Heimat war offenbar ein Motiv, das sie zum Handeln brachte.

Viel Ähnliches läßt sich finden in der Besetzung eines Zementwerks im westfälischen Erwitte. Der Ort, etwa in der Mitte zwischen der Bischofsstadt Paderborn und der alten Garnison Soest gelegen, bildet heute den Schauplatz für die verschiedenste, konsequenteste und bei uns noch wenig geübte Form des Arbeitskampfes; die Arbeiter sperren den Kapitalisten aus, sie zeigen und nehmen vorweg: das ist ihr Betrieb. Wir haben Bücher der „Kleinen Arbeiterbibliothek“ an die Streikleitung nach Erwitte geschickt und freuen uns über das Dankschreiben der Kollegen. Man kann sagen, daß in dieser zurückgebliebenen alten Provinz heute höchst moderne Klassenkämpfe geführt werden gegen die Verheerung der Landschaft und der Lebensbedingungen der Menschen. Damit kündigt sich keineswegs ein Rousseausches „Zurück zur Natur“ an, auch kein zeitgemäß versponnenes land-escape. Denn hier kämpfen nicht, wie Carl Amery meint, alle möglichen „Dissidenten“ gegen das kompromittierte „Pathos des Fortschritts“ (Die Zeit, 4. 4. 75), sondern betroffene Werktätige gegen das Kapital.

Wir wollen nicht den Eindruck erwecken, als sei die traditionelle, kleinbürgerlich enge deutsche Provinz spurlos untergegangen. So schnell verschwindet nicht, was durch die kümmerlichen deutschen Verhältnisse im 19. Jahrhundert zementiert und in der anerkannten Literatur des Bürgertums hinreichend verklärt wurde. Die idyllische weltabgewandte Kleinstadt der freundlichen Käuze und der tieferen Seelen, das gemütvollte Dorf mit seinen „Originalen“ taugten viel zu schön zum Fluchtort des erschreckten Kleinbürgers vor den Härten des Kapitalismus und ebenso vor der politischen Verantwortung, die ihm tätiges demokratisches Engagement abgefordert hätte. Heute hat es der Raabesche Stopfkuchen schwer, sich unter der Hecke zu verkriechen, weil die Hecke schon keinen geschützten Platz mehr bietet. Das Monopolkapital greift nach dem ganzen Land.

Während die alten kleinbürgerlichen Strukturen der bundesdeutschen Provinz eine nach der anderen zerbrechen, studieren und suchen wir heute mit ganz besonderem Interesse die alten Kampferfahrungen des Volkes.

Vor 450 Jahren standen Bauern und Bürger auf gegen das Feudalsystem. Ist wirklich keine Spur mehr davon im Bewußtsein der Massen wie auch der Gebildeten, die immer noch die lähmenden Hypotheken der windstillen Jahrhunderte abzahlen? Die antif feudale Bewegung des 16. Jahrhunderts bietet mindestens ein Modell: das große Bündnis von Stadt und Land gegen eine historisch überlebte Gesellschaftsordnung, die großen humanen Hoffnungen, die sich mit dem Neuen verknüpften, die Massen des arbeitenden Volks, die sich als Träger und Vollstrecker dieses Neuen ankündigten. Die sich anbahnende große Veränderung fand ihren Ausdruck auch in der damaligen Kunst. Durchaus keine

nostalgische Reminiszenz also, wenn Walser zu diesem Jahr ein Bauernkriegsstück geschrieben hat (daraus zwei Szenen in diesem Heft). Als Dokumente des Widerstands kostbar sind uns die überlieferten Lieder, die vergangenen Kämpfe begleiteten, wie das Nördlinger „Bündisch Liedlein“ von 1525:

Die Bauern sind einig geworden
Und kriegen mit Gewalt;
Sie haben einen großen Orden,
Sind aufständig mannigfalt,
Und tun die Schlösser zerreißen
Und brennen Klöster aus.
So kann man uns nicht mehr bescheißen.
Was soll ein böß Raubhaus?

In der Richtung sind wohl noch eine Menge Entdeckungen zu machen, sogar bei der Lektüre der *Bayerischen Staatszeitung*. Unvermutet stießen wir hier auf „Volkes Stimme“, Lieder vom Holzkrieg in der Oberpfalz 1894. Das „Fuchsmühler Gsangl“ geht so:

Wia i bin vawicha,
zu de Richta schlich:
Derf i's Rechtholz holn?¹
Wos dir einfallt, du dumma Bua,
Wos saget denn der Zoller dazua?
Bin i voll Valanga
zum Bezirksamt ganga:
Derf i's Rechtholz holn?
Dumma Bua, schreit dees in sein Zuarn,
willst Bajonette kosten, kannst es tuan.

In Wyhl wird auch gesungen. Während sonst das Volkslied als zersungen und vergessen gilt, hat man hier die Vorlage „In Mütters Stübele“ verändert; sie durfte also als bekannt vorausgesetzt werden. Gegen die nationalistische „Wacht am Rhein“, das Lied gegen den französischen Erbfeind, dichteten sie — auf die Melodie eines amerikanischen Volkslieds — einen Gesang des internationalen Protests, der Gemeinsamkeit mit der elsässischen Seite:

Im Elsaß und in Baden
war lange große Not
da schossen wir für unsre Herrn
im Krieg einander tot.
Jetzt kämpfen wir für uns selber
in Wyhl und Marckolsheim
und halten jetzt gemeinsam
eine andre Wacht am Rhein.

Nach dem technischen Stand der Kommunikationsmittel wäre heute die beste Möglichkeit gegeben, die unverfälschte Stimme des Volks weithin zu Gehör zu bringen. Im Originalton artikulieren sich die Sicht von unten, die klare und genaue interessengebundene Sprache des Volkes gerade dann recht eindrucksvoll, wenn ein Gegenstand begriffen, ein Lernprozeß vollbracht wurde. Als die Redakteure des WDR für die Fernsehfolge „Vor Ort“ in Wyhl und in Erwitte drehten, als diese Sendungen kamen, schien es noch möglich, diese Mittel zu nutzen. Inzwischen hat die CDU landauf landab einen Skandal wegen der beiden Sendungen entfacht. „Solche Sendungen sollen nach dem Willen der politisch Rückschrittlichen aber Mächtigen künftig *nur noch ohne Originalton*“¹ Redtholz: das den Bauern zustehende Holz aus dem Fuchsmühler Wald, das der Gutsbesitzer Zoller den Bauern willkürlich kürzte und schließlich zwangsweise abkaufte.

gesendet werden. Unsere eigenen Äußerungen sollen von Kommentatoren ersetzt werden, die gefeuert werden können, wenn sie eindeutig für uns und die Rechte der großen Mehrheit der Bevölkerung Partei ergreifen“, schreibt dazu die *Streikstimme* von Erwitte. Der anschließenden Bitte der Zeitung wünschen wir die größte Wirksamkeit: „Wir bitten die Bevölkerung, soweit Sie diese Sendung mit Interesse verfolgt haben, uns zu unterstützen. Schreiben Sie bitte an den *Intendanten des Westdeutschen Rundfunks* 3, 5 Köln, Postfach, wie groß Ihr Interesse an dieser Sendung war und fordern Sie, daß solche wichtigen Berichte auch im 1. Programm ausgestrahlt werden.“

Nach dieser langen Bestandsaufnahme: wie steht es nun mit der Heimat als einer Quelle, einem Gegenstand heutiger, hiesiger Literatur? Martin Sperr und Franz Xaver Kroetz haben, bei Anwendung des Dialekts, der Dramatik schon vor Jahren entscheidende neue Anregungen dieser Art gegeben. Im Roman spiegelt sich das nicht so leicht, wenn auch hier mit Böll und von der Grün wirksame Vorbilder existieren. Unter den jüngeren Erzählautoren läßt vor allem Degenhardt konkrete Landschaft, ein ganz bestimmtes Arbeitermilieu in seinen Romanen mitspielen.

An den Manuskripten literarischer Debütanten haben wir immer wieder feststellen können, daß in der Auseinandersetzung mit dem besonderen Milieu, den Menschen und der Sprache, die der Autor von Kind auf kennt, ein brauchbarer Ansatz zum Schreiben liegt, wenn man der Realität auf die Spur kommen will. Hier liegen unserer Meinung nach noch ungenutzte Möglichkeiten für eine Literatur mit großen Identifikationsangeboten. Sie hat bisher in der Hauptsache die Trivialekultur und rechtskonservative Subkultur auf eigene Weise genutzt. Daß aber der Wirkungsmechanismus der Trivialekultur versagt, wo die Heimat vom Leser wiedererkannt wird (vgl. Manfred Bosch, „Heimat und Dialekt“), sollte nachdenklich stimmen. Bedeutet es nicht, daß für den Leser das Wiedererkennen von „Heimat“ Anlaß zu kritischem Prüfen gibt? Und ein Extravergnügen, wenn diese Prüfung positiv ausgeht.

Die Literatur, die sich zum Ziel gesetzt hat, ohne Kitsch und Lüge Massenkultur zu sein, könnte hier eine naheliegende Aufgabe erkennen. Bücher, die Wyhl, Erwitte und andere Heimattorte in die Literatur einbringen, könnten erkennbar hiesige, hier beheimatete Menschen zeigen, die nicht unbedingt in Büros und Fabrikhallen auf die Welt kommen und sterben müssen — sie könnten einen Beitrag zu dem leisten, was der Werkkreis als seine umfassendste Aufgabe definiert hat: die Welt darzustellen, in der der arbeitende Mensch lebt. Wir sehen hier einen Weg, der über die These von Jörg Drews hinausführt, „daß Literatur von Rang sich in einer arbeitsteiligen Welt ... so hochspezialisiert hat, daß sie nur noch ein schmales Publikum erreicht“ (*Merkur* 320, Januar 1975, S. 29). Wer so die Arbeitsteiligkeit fixiert, kann vielleicht wirklich nicht sehen, daß es Brecht — den Drews zu seinem Kronzeugen hintrimmt — gerade in den 30er Jahren um eine politisch massenwirksame Literatur gegangen ist. Der Gedanke an sein „schmales Publikum“ hat Brecht außerordentlich beunruhigt, immer wieder hat er nach neuen literarischen Möglichkeiten gesucht, ein großes Publikum zu finden, keinen seiner potentiellen Leser unangesprochen zu lassen. Mit Drews Meinungen kann man die Literatur nur noch mehr in perspektivenlose Engen treiben — enger als sie die hingenommenen gesellschaftlichen Machtverhältnisse ohnehin hervorbringen.

„Heimat und Revolution“ — mit solcher Themenstellung möchten wir der Literatur helfen, nach Wegen zu suchen, wie sie sich breit und vielfältig entwickeln kann: zu neuen Gegenständen und zu einem neuen Publikum, das sie als Literatur so dringend braucht.

München, Mai 1975

Redaktion *kürbiskern*

Martin Walser Das Sauspiel

Szenen aus dem Nürnberg des 16. Jahrhunderts. Kurz nach dem Sieg über die aufrehrerischen Bauern. Aber die Unruhe ist in die Städte übergesprungen. Überall regen sich Wiedertäufer. Zukunftsüchtige Leute, die nicht glauben wollen, daß die Bürger einfach die Adelherrschaft fortsetzen sollen. „Alle Ehrbarkeit muß weg“ ist eine Parole dieser Wiedertäufer.

Eine wichtige Rolle spielen in diesen Kämpfen die Intellektuellen. Sie liefern das, was die Herrschaft von ihnen erwartet: Kritik und Legitimation.

Der Volkssänger Jörg Graf stellt sich inmitten dieser Auseinandersetzungen blind. In jedem Sinn. Er laviert. Er hofft, als blinder Künstler besser zu verdienen. Er hofft, als einer, der über den Parteien steht, für alle Arten Zukunft gewappnet zu sein. Das mißlingt gründlich. Er wird geblendet. Die Wiedertäufer werden ausgerottet. Ruhe kehrt ein. Es herrscht wieder Ordnung: in Nürnberg. Albrecht Dürer erarbeitet als letztes Lebenswerk eine „Befestigungslehre“, mit deren Hilfe man sich gegen innere wie äußere Unruhe befestigt. Für immer. Denn da man an der Herrschaft ist, soll alles so bleiben wie es ist. So war das im 16. Jahrhundert.

Reden

Aula des Egidien-Gymnasiums am Einweihungstag, 7. Mai 1526. Von draußen hört man immer schon das Volk den Prominenten zujubeln: Es lebe Hans Sachs. Dürer hoch. Bravo Hans Sachs. Es lebe Philipp Melanchthon.

Manchmal werden Zuschauer hereingedrückt durch das Portal, weil die Absperzung den Druck der Masse nicht mehr aushält.

Es ziehen ein: Dürer mit Pirckheimer; Dr. Faust; Hans Sachs mit zwei Meisterwitwen; Scheurl, Oslander, Spengler, Melanchthon mit Hesse und Camerarius; die Senatoren Baumgartner, Pfinzing und Holzschner mit ihren Frauen.

Die Musik spielt schon.

Camerarius eröffnet.

Camerarius: Hochzuschätzende Herren Senatoren, meine verehrten Damen und Herrn, liebe Freunde, am meisten freue ich mich, freuen wir uns, daß der Mann heute bei uns ist, dessen vorwärtsdrängende Phantasie diese Schule geschaffen hat, mein geliebter Lehrer, der Intellektuelle der Reformation, Dr. Martins scharfer und guter Geist, direkt aus Wittenberg extra zur Einweihung hergereist, Praeclarus Praeceptor Germaniae, Dr. Philipp Melanchthon.

(Herzlichste Reaktion. Melanchthon dankt unbeholfen kurz für den Beifall und setzt sich gleich wieder. Weil er nicht mehr aufsteht, gibt Camerarius Hesse das Zeichen weiterzumachen.)

Hesse: Daß Nürnberg grün, blüh und wach, spricht jetzt zu uns der Dichter Hans Sachs.

Hans Sachs: (der zuerst wie geistesabwesend über die Menge hinweggeblickt hatte, richtet endlich seine Blicke vertrauter auf sie, verneigt sich freundlich und beginnt mit ergrieffener, schnell sich festigender Stimme.)

Vom erlernten Fingergeschick lebte ich, von unten kam ich, als Poet ein Auto-didakt, aber hier steh ich heute nicht, um dem Schmerz die Silben zu zählen, sondern als Bürger. Wenn auch jetzt Künstler rund um die Uhr, so doch zwischen Weib, Kind, Zinngeschirr und Brandmauer lebend, ein Bürger. Ein Bürger und Künstler dieser akzeptablen, pragmatischen Pneuma pumpendes, eher tief- und stapelnden als hochfliegenden Stadt. Der Künstler als Bürger. Das geht. Ich hab's probiert. Ich habe dem nägelkauenden Künstlerfimmel den Zahn gezogen, linken Kauderwelsch durch das Sieb der Vernunft getrieben und den rechten Finsterlingen das ewige Licht der Aufklärung entgegengeschwenkt. Ich hab die Auswüchse der schwarzen und der roten Demagogie geduldig mit der pragmatischen Schere beschnitten in vielen der 2800 unerleuchteten Gassen! Und der Ermüdung, dem Zweifel, und den groben und feinen Besserwissern hab ich, luthertreu von Anfang an, einen Mut gezeigt, den ich nicht immer hatte. Ich zähle mich nicht auf hier, um mich zu loben. Ich sag auf, was ich tat, um Mut zu machen. Gerade jetzt. Zwar kann die Reaktion uns nicht mehr mit Gift, Messer und Scheiterhaufen kommen, die Reform ist stark wie eine junge Weide, und den versucherischen Schaum der Utopisten haben wir zerblasen; trotzdem darf keiner glauben, daß der Kampf für die Linie der Vernunft und gegen linke und rechte Unvernunft je aufhören wird.

Horcht in die Ecken und Winkel und Keller hinein, dort könnt ihr Nacht für Nacht das Zähneknirschen der Unbelehrbaren hören. Schwer ist es, die Ärmel aufzustülpen und der lieber stolpernden als gehenden menschlichen Geschichte den unheroischen, den langsam sicheren Gang der Vernunft beizubringen. Wie leicht ist es, der Zukunft blutige Küsse zuzuwerfen und zu verkünden, unsere Geschichte habe heute nachmittag um halb vier einen Salto zu machen, und wenn sie wieder auf die Füße käme, seien wir alle im Paradies. Weil das hochwahrscheinlich ein Salto mortale wäre, haben wir diesen Tanzmeistern auf die Finger klopfen müssen. Dabei waren Opfer zu beklagen. Niemand bedauert das mehr als der Mann der Mitte und der Vernunft. Keine Konzeption ist gegen Kosten so empfindlich wie das Konzept der Mitte, der Vernunft. Links und rechts nehmen sie Kosten gern in Kauf. Da gibt es eine Menge Konten. Je größer der Fortschritt, desto größer die Kosten, heißt es da. Nicht so bei uns! Laßt euch nicht von Luthers Lautstärke täuschen. Oder hört doch richtig hin: hört, daß er schreit, wenn er schimpft. Angst hat, wenn er brüllt. Angst, daß er sich vielleicht getäuscht haben könnte. Und je lauter er brüllt, desto mehr Angst hat er, weil er Geschichte machen muß, und wollte doch bloß Religion machen. Da geht es ihm wie mir, dem Künstler, der sich plötzlich in die tausendäugige Arena hineingerissen sah und spürte, daß sein Mund dabei war, wirkungssüchtige Bilder zu backen, sah und hörte und erstaunt feststellte, welch eine hinreißende, unwiderstehliche Schrittmacherin die Vernunft ist, die im freieitlichen Bürgersinn ihre schlichten Triumphe feiert. Aber laßt eure Augen nicht vom Boden und gebt euren Ohren keinen mehrtägigen Urlaub: die Revoluzzer warten nur darauf, uns alle zu dem zu machen, was sie selber sind, zu Sklaven des Prinzips. Spült täglich eure Mäuler zweimal, Leute, schneuzt eure Nasen stündlich dreimal und salbt eure Türschwelle mit dem Antiideologikum des gesunden Menschenverstands. Aber seid auch guten Mutes, weil ihr von

allen Verfassungen, nach denen je gelebt wurde, die freiheitlichste habt. Dafür laßt uns Schulen bauen und Bewußtsein bilden! So nüchtern und vernünftig wie wir selber nun einmal sind. Daß Nürnberg blüh und wach wünscht euch das Hans Sachs.

(Hans Sachs verbeugt sich in einer leichten und würdigen Art. Hesse steht schön neben ihm. Sachs' Verleger läßt sich das Manuskript geben.)

Hesse: Lieber Philipp, ich hoffe, Sie nehmen einen Hauch dieses Geistes mit nach Wittenberg in Dr. Martins Klaus. Bessere Zeugnisse als Sachsworte und Dürerbilder kann ihm keine Stadt senden.

Und da ein solcher Tag eine Freude nach der anderen bringt, darf ich jetzt einem Ehrengast das Wort geben, der am sichtbarsten, am eindrücklichsten und wahrhaft hinreißend vorlebt, daß wir vorwärts kommen können, ohne daß die Hinterräder den Vorderrädern böse sein müssen, einem Gelehrten von Welt-ruf, einem Mann, den selbst der Bann des Papstes nicht an dem, was wohl gegründet an der alten Kirche, irre machte, einen Mann der Toleranz und von unkorumpierbarer Unabhängigkeit, Sie wissen es, diese Sätze buchstabieren einen einzigen Namen: Willibald Pirckheimer.

(Pirckheimer kommt ohne Manuskript. Er geht auch nicht hinters Rednerpult, sondern stellt sich daneben. Da er viel viel größer ist als Hans Sachs, kann er lässig eine Hand auf das Pult legen und einen winzigen Witz daraus machen, daß das Pult so nieder ist.)

Hans Sachs hat ein Gefühl seiner eigenen historischen Bedeutung vollkommen geschmackssicher demonstriert: d. h. er hat nicht versucht, Beifall zu erzeugen; er hat ihn entgegengenommen.

Bei Pirckheimer ist die Eitelkeit das Wichtigste. Selbst wenn er sich selber ärgert über seine Eitelkeit, sie ist sein unübersehbarer, alles bestimmender Charakterzug.

Er versucht entspannt zu sein wie ein Sportler. Er weiß, daß er unheimlich fein gekleidet ist. Er weiß, daß alle ihn jetzt anschauen. Er kann da stehen und lächeln und noch nichts sagen. Man sieht ja, daß es in ihm arbeitet, daß er Spontaneität erreichen will. Blickwechsel mit Dürer. Dürer wiegt ein wenig verneinend den Kopf. Er geniert sich ein bißchen, weil Pirckheimer seine Show so ausufern läßt. Aber der kann eigentlich nichts dafür. Er fängt ja jetzt gleich an.)

Pirckheimer: Vieles könnte ich sagen. Aber wem? Das heißt, ich möchte Ihnen genau so angenehm wie nützlich sein. Und doch nichts nur Ihnen zuliebe sagen oder mir zuliebe, sondern die Wahrheit.

Ich habe nichts dagegen, daß sich einer auf so eine Rede vorbereitet. Ich meine, daß ich das nicht darf. Ich weiß, daß es mir in meinem Studio anders zumute ist als hier vor den Leuten. Ich kann also dort nicht für hier denken. Ich kann mich nicht verstellen. Ich entschuldige mich dafür. Ich habe keine so entschiedene Botschaft wie unser Dichter. Ich bin ja froh, daß wir ihn haben. Ich war in meinem Leben in mehreren Rollen beschäftigt. Gelehrter, General, Politiker, Bürger, Geschäftsmann, Schriftsteller. Ich bin keines ganz. Ich habe Erfolge und Mißerfolge gehabt in jeder dieser Rollen. Ich bin ängstlich. Es hat mich gefreut zu hören, daß der Luther auch Angst hat.

(Lacher)

Wenn er nur nicht so übermütige Anhänger hätt!

(Lacher)

Ich bin immer abgehauen, wenn die Pest ausbrach. Ich wollte überleben. Ich habe für das Reich einen Feldzug gegen die Schweiz führen müssen.

Ich habe gesehen, wie im Engadin zwei alte Weiber eine Horde Kinder auf die Wiese trieben, daß die dort Gras fräßen. Ich habe im Atelier meines Freundes Albrecht Dürer Schönheiten entstehen sehen, die schöner waren als alles, was es je gegeben hat. Und geben wird. Ich habe den Papst geärgert. Der humorlose Luther hat mich geärgert. Ich habe einige pedantische Nürnberger geärgert. Ich finde, einer sollte sein dürfen, wie er ist. Ich finde, das kann einer bei uns. Wie mein Freund, der Humanist Bucerius, immer sagt: Lieber reich und dumm als arm und dumm. Wer da nicht zustimmt, lügt. Gut, dann lügt er eben. Auch das kann er bei uns. Er kann sogar die Wahrheit sagen. Wenn er kann, meine Freunde. Nun kommen also Leute zu uns, um uns zu befreien. Wir danken. Wir sind so frei. Und dabei haben wir sogar ziemlich Erfolg. Wir sind sogar attraktiv. Wir müssen den Zustrom stoppen. Und die Leute, die uns ändern wollen, sind viel weniger attraktiv als wir. Ja, da sag ich doch, daß diese Leute sich doch bitte selber ändern sollen, wenn sie schon unbedingt was ändern wollen.

(Lacher)

Mein Gott, ja, ich bin auch unglücklich. Aber das ist doch meine Sache. Daraus macht man doch nicht gleich Politik. Ich freue mich, daß wir jetzt die erste Schule haben, in der Mathematik als eigenes Fach gelehrt wird. Ich freue mich, daß Christopher Columbus von einem Indianerstamm nur deshalb nicht ermordet wurde, weil er mit Hilfe einer in Nürnberg errechneten und gedruckten Tabelle eine Sonnenfinsternis voraussagen konnte. Ich freue mich, daß Fernando Colón, der Sohn dieses großen Columbus, nach Nürnberg kam und 300 Bücher kaufte. Ich freue mich, daß von mir auch zwei dabei waren. Ich freue mich, daß die ganze Welt von Nürnbergs Fleiß und Fortschritt profitiert und daß Nürnberg dafür von der ganzen Welt profitiert. Ich bin stolz darauf, ein fortschrittlicher Konservativer zu sein. Als ich ein Kind war, stand auf unseren Münzen über den Säulen des Herkules NON PLUS ULTRA. Heute steht auf den Münzen PLUS ULTRA. Wir haben die Grenzen weggewischt. Macht so weiter. Herrgott nochmal, wenn ich unsere jungen Leute an Bord dieses luxuriösen Schiffes namens Nürnberg herumlungern sehe, als wären nicht Ratten und Orkane immerzu und naturnotwendig in bösester Koalition gegen ein so schönes Schiff, da schwillt mir denn doch die Lippe...

(Er hört jetzt auf, weil von draußen ein Gesang hörbar wird, der sich offenbar gegen Verhinderung durchsetzen muß und sich eine Zeitlang so durchsetzt, daß Pirckheimer nicht weiter spricht, sondern mit Hesse, Camerarius und einem Uniformierten flüstert.)

Gesang von außen:

Eine schöne Stadt wird sein
die uns gestohlen ist
da nicht der Palast allein

mit Gold heruntergrüßt
da alle Gassen sogar
glänzen vor lauter Gold
und alles gleich ist und klar
wie es noch nirgends war
daß ihr euch wundern sollt
daß ihr euch wundern sollt.

Dazu Sprechchöre:

Ihr dürft nicht mit uns diskutieren

wir würden euch verführen.

Denck und Vogel sperrt ihr ein.

Soll das eine Freie Reichsstadt sein?

(Es gelingt den Ordnungskräften, die Störer zum Schweigen zu bringen.)

Pirckheimer: ... da schwillt mir dann doch die Lippe, ja, hört ihr's denn noch immer nicht, ja, wie muß es euch denn gesagt, muß es euch eingebleut werden! Und die Reformer haben, ob sie's nun wollten oder nicht, die Revoluzzer geweckt, und darum möchte ich, muß ich unserer Jugend, den Dichter nutzend, sagen, daß es Zeiten gibt, in denen es ein Verbrechen ist, über Schuhschnallen zu reden! In dieser Lage möchte ich, muß ich unsere Tändelbuben anschreien mit Plinius Secundus: Profecto enim vita vigilia est. Hans Denck, der Rektor unserer Sebaldus-Schule, sitzt heute im Lochgefängnis. Ein politischer Verbrecher. Ich bin glücklich, daß Sie, Philipp Melanchthon, wenn Sie schon selbst nicht hier wirken können, uns die Lehrer der neuen Schule aus Ihren Schülern ausgesucht haben. Daß darunter kein Hans Denck, kein Wolfgang Vogel ist, wissen wir. Das Schlimmste sollte endlich hinter uns sein. Das hoffte auch mein Freund, der tapfere Dichter Hutten, als er mir noch kurz vor seinem Tod — und damit will ich schließen — schrieb: O Jahrhundert, o Wissenschaft! Es ist eine Lust zu leben!

(Nicht so herzlicher Beifall wie zuvor. Pirckheimer merkt das. Frostig geht er auf seinen Platz. Nimmt keine Gratulation an. Er sitzt neben Dürer.)

Der Schwank wird vorbereitet.)

Camerarius: Dank, Willibald, für diese erfrischende Wegzehr. Jetzt der Schwank, den Eoban Hesse und ich verfaßten nach einer Idee Willibald Pirckheimers, angeregt durch eine Begebenheit, die die Älteren kennen. Erst passiert, wie tief vergangen schon. Woran man sieht, wenn's vorwärtsgeht, dann rasend. Wir präsentieren: Des Niklas Muffel, eines einstigen Regierenden Bürgermeisters zu Nürnberg unglückbringende Art, für sein Seelenheil zu sorgen.

Politik in der Badstube

In der Badstube

Lorenz und Grünwalder musizieren. Offenbar ist das Täuferlied „Eine schöne Stadt wird sein“ zum Konsum umfunktioniert worden. Vorne Trink- und Liegegelegenheiten. Die Herren tragen Handtücher oder Bademäntel. Pirckheimer wird gepflegt: Haare, Nägel. Jochen Camerarius tanzt. Er tanzt ehrgeizig. Er singt auch.

Alle beteiligen sich singend und durch Bewegung an der Darbietung. Aber nicht, um diesen Text zu parodieren. Das Lied ist einfach ein Schlager geworden inzwischen. Und da die Herren in der Badstube zuerst schwitzen, trinken sie nachher, also sind sie ausgelassen. Am wenigsten beteiligt sich Dürer. Er hat den elegantesten Bademantel. Der Schnitt seines normalen Mantels, knöchellang, im Bademantel-Material. Maria und Dorl bedienen. Sie sind sehr leicht gekleidet: Fetzchen. Melanchthon bewundert Camerarius, weil ihm die Ausgelassenheit nicht gelingt, obwohl er sich immer wieder so richtig gehen lassen will. Eoban Hesse trinkt und singt und wiegt sich, so gut es geht. Dann macht Hans Sachs der entfalteten Stimmung und Ausgelassenheit ein Ende.

Hans Sachs: Aufhören. Schluß.

(Zu den Musikanten)

In diesem Augenblick die Revoluzzermusik.

(Stille) (Zu den Freunden)

Entschuldigt, die Nerven.

(Die anderen sind noch entspannt. Sie trinken, pflegen sich.)

Immerhin heißt es, Spengler ist nicht mehr sicher.

(Pause. Alle erschrecken.)

Pfinzing wird den Krisenstab neu organisieren. Und zwar ohne uns.

(Pause)

Daß der Vogel ein Sendschreiben aus dem Gefängnis schmuggeln konnte, gab den Ausschlag.

(Pause)

Der Staatsgefangene Nummer Eins läßt hier in der Stadt 31 Seiten Propaganda drucken und schön verziert in die Welt hinaussenden, ja wie hoch hinauf ist denn die Staatsmacht unterwandert, wenn sowas möglich ist! Und irgend jemand muß das verantworten. Ich hörte sagen, Spengler sei dran.

Pirckheimer: Er wurde heute morgen eine Stunde vor Bürozeit aufs Rathaus geholt, das stimmt.

Hans Sachs: Abgeführt hab ich gehört. Seine Frau habe gezittert.

Pirckheimer: Dann wäre Pfinzing auch dran, er hat ihn in den Krisenstab berufen.

(Pause)

Melanchthon: In Wittenberg geht das Gerücht, im viel erfindenden Nürnberg hätte einer einen Spiegel erfunden, in dem alles viel größer erscheint als es ist. Hesse: Zeig uns, was du anschauen willst, wir sagen dir gern, daß es ganz groß ist.

Melanchthon: Meinen Bauchnabel möchte ich sehen. Und zwar genau von vorn. Und so groß als möglich.

Hans Sachs: Ich bin dafür, wir setzen sofort eine Resolution auf an die Regierung der Freien Reichsstadt, darin bitten wir, uns zu überprüfen. Jeden von uns. Ein solches Beispiel wird gebraucht jetzt. Daß alle Bürger freiwillig ihre Überprüfung anbieten, daß jeder seine Daten hinträgt zu den Büros des Krisenstabs.

Camerarius: Ich halte keine Folter aus, Philipp, nimm mich wieder mit. Ich war ... vor einem Jahr bei denen. Hans Denck hat mich über ... redet.

Hesse: Idiot. Nicht länger als Adam im Paradies war, gehörte er dazu.

Pirckheimer: Wie lang war Adam im Paradies?

Melanchthon: 3 Tage, Willibald.

Hans Sachs: Von Denck selbst?!

Melanchthon: Aufgenommen? Getauft?

Camerarius: (nickt)

Hans Sachs: Phantastisch! Der Rektor der neuen Schule! Getauft vom Rektor der alten Schule.

Pirckheimer: Der ist wenigstens im Loch.

Hans Sachs: Das ist ein Witz. Das ist ein ungeheuerlicher Witz.

Hesse: Idiot. Idiot. Idiot.

Hans Sachs: Sie auch?

Hesse: (sich um Camerarius bemügend, der praktisch zusammengebrochen ist) Es war während des größten Durcheinanders. Gleich danach hat er sich losgesagt.

Hans Sachs: Sie haben das gewußt?!

Melanchthon: Eoban!

Hans Sachs: Mein Gott. Es könnte einem schwindlig werden.

Pirckheimer: Die beste Mannschaft in Europa. Prost!

Hans Sachs: Unter diesen Umständen besteh ich auf meiner Überprüfung. Ich habe keine Lust, verwechselt zu werden. Machen wir uns sofort an die Resolution. Albrecht, könnten Sie ein Signum entwerfen, das jeder Überprüfte trägt. Warum denn nur Verbrecher zeichnen. Laßt uns Ehrenmale schaffen. Zeichen der Freiheitstreue.

(Es treten rasch ein Lazarus Spengler und Senator Pfinzing. Allgemeines Erschrecken.)

Pfinzing (zu Spengler): Die sehen sehr ertappt aus.

Hans Sachs (zu Spengler): Jemand meldete, daß Sie verhaftet seien, Lazarus. Spengler: Auskunft mußte ich geben. Die schwarze Ratsfraktion gibt vor zu glauben, ich gehöre zu den Radikalen und hätte zu Vogels Sendbrief die Druckerlaubnis gegeben. Als hätten die heute nicht in jedem Winkel eine eigene Druckerei.

Hans Sachs: Ihre Frau hat gezittert, hieß es.

Spengler: Sie hat noch keinen Tag wirklich geglaubt, daß ich heil wiederkomme..

Pfinzing: Na, Lazarus, als Sie ins Rathaus kamen, ein bißchen blaß waren Sie schon.

Spengler: Die Farbe der Gelassenheit, Senator.

Maria: Herr Graf ist da.

Pirckheimer: Herein mit ihm.

(Zu Pfinzing)

Der Mann, den wir auf Paracelsus angesetzt haben.

Pfinzing: Oh ja.

(Graf mit Rosi)

Pirckheimer: Setzen Sie sich, Graf. Ich hoffe, unser Freund Paracelsus hat Sie gut unterhalten?

Graf: Meine Tochter hat, was wir uns von seinen Reden haben merken können, aufgeschrieben. Rosi.

Rosi: Im Heilbronner Hof am 19. Der Adel ist nicht von Gott. Der Bürgerstand ist nicht von Gott. Die Arbeit ist von Gott.

Hesse: Das ist Gotteslästerung.

Camerarius (leise): Eoban.

Rosi: Also gehört niemand mehr, als er nach seiner Arbeit fordern kann. Wenn aber dein Nächster einen Überschuss erarbeitet, eigne ihn dir nicht an, er gehört nicht dir, er soll gleich verteilt werden.

Hans Sachs: Auf daß der Faule vom Fleißigen lebe.

Hesse: Richtig! Prost!

Rosi: Welcher nicht arbeitet, dem soll auch genommen werden, was er hat, auf daß er arbeite. Denn wie kann der, der nicht arbeitet, mit Arbeit bezahlt werden?

Pfinzing: (stöhnt)

Rosi: Was ist Stehlen anderes, als ohne Arbeit sich zu ernähren? Wenn du ein Geld gegen Zins ausleihst, und du gebrauchst den Zins, und das Hauptgut schwindet nicht, was ist das anderes als ein Diestahl? Du frißt einem anderen seinen Schweiß ab.

Hesse (schüttelt sich): Guten Appetit.

Pfinzing: Ich fang jetzt an, Kranke zu heilen. Soviel versteh ich auch von Medizin wie der von Ökonomie.

Pirckheimer: Nur zu, Rosi, Sie unterhalten uns glänzend.

Rosi: Prüft jede Obrigkeit. Läßt sie Ungleichheit entstehen, ist sie nicht von Gott, sondern vom Übel. Muß also weg.

Hans Sachs: Münzer läßt grüßen.

Rosi: Im Goldenen Schwanen am Heumarkt, am 20. Ehe unsere Stadt erbaut wird, muß vorher viel zerschlagen werden. Die Abgötter werden ihre Verehrer peinigen. Alle Herren müssen verstoßen werden, erst dann werden alle Ställe EIN STALL sein.

Hans Sachs: Welch eine Landwirtschaft.

Rosi: UNSER Reich wird so leicht und süß wie der Himmel sein.

Melanchthon: Und Gott ist aller Konditor Oberkonditor.

Rosi: Im Schwanen am 22. Wenn man den Reichen sagt, was sie sind, machen sie wie die Schlangen: sie giften und greifen an. Sie haben dazu immer die Gewalt. Und sie haben dazu die Prediger. Und dazu noch die Gelehrten. Und

ihr könnt's nicht dem Richter klagen, denn der ist selbst aus der Zahl der Reichen.

Pfinzing: Schluß! Ja-sowas. Ja, ist denn das die Möglichkeit. O du heiliger Bimbam. Daß der gewöhnliche Mensch, ungeschult wie er ist, hereinfällt auf die Parolen, bitte. Auch geht's ihm nur langsam besser. Manchmal sieht's fünf Jahre lang so aus, als ging es nicht mehr vorwärts. Wenn eine Inflation ausbricht wie jetzt, zum Beispiel. Um ein Drittel hat sich in den letzten zehn Jahren der Reallohn des ungelerten Arbeiters gesenkt, dadurch daß Korn und Fleisch viermal so hoch sind wie vor der Zeit der Reformen. Ja, soll da der Mann auf der Straße etwa nicht murren. Aber eine Handelsmacht wie wir schleppt eben so eine Teurung ein wie eine Seuche. Und der kleine Mann wird zuerst befallen. Wir rühren uns und kommen nicht nach. Das sieht aus, als wollten wir nicht helfen, wo wir nicht können. Jeder, der sich auskennt, weiß das. Jeder Gebildete sowieso. Also muß er sein Wissen verbreiten. Nicht aufhetzen, aufklären muß der Wissende. Oder nicht? Das Notwendige verständlich machen, oder nicht? Beklagen auch, bitte, o ja, es ist beklagenswert, wenn's nicht so läuft, wie's soll. Und was tut der, der predigt den allerdümmsten Aufbruch. Also wie mir das wehtut. Grad von so einem feinen Menschen wie der Paracelsus ist. Beziehungsweise, ich hab ihn dafür gehalten. Das ist meine alte Schwäche, daß ich immer zu gut denke von einem. Mein Gott, Lazarus, und der wohnt bei Ihnen?

Spengler: Aber nein, Senator.

Pfinzing: Ja, wo wohnt er denn dann?

Pirckheimer: Also bei mir nicht.

Pfinzing: Aber durch Sie ist er da, Lazarus, oder? Aus Basel vertrieben. Aus Salzburg vertrieben. In Leipzig verboten. Aber in Nürnberg Nummer eins. Unser Liebling der Saison. Und ein reiner Kommunist. Oder tu ich ihm da Unrecht.

Melanchthon: Es klingt sehr nach Münzers omnia sunt communia.

Pirckheimer: Bloß noch lyrischer.

Pfinzing: So weit sind wir jetzt. Während Sie, die geistigen Spitzen des Vaterlands, in der Badstube sitzen und schlau daherreden, wird Ihnen unter Ihren duftenden Zehen der Boden von Ratten weggenagt. Ich glaub, Lazarus, Sie sollten uns den Paracelsus innerhalb von 24 Stunden herschaffen. Und vergessen Sie doch, bitte, auch des Vogels Tasche nicht, daß wir mal seine Korrespondenz kriegen. Und die Gutachten! Wir brauchen endlich Urteile! Daß die Bevölkerung wieder weiß, was hinten und vorne ist. Urteile!

Spengler: Philipp!

Melanchthon: Ich warte auf Luthers Antwort.

Pfinzing: In anderen Städten köpfen sie drauflos.

Pirckheimer: In Schwäbisch Gmünd 7 an einem Tag.

Hesse: Bitte, die waren alle aus einer Familie. Stellen Sie sich vor, sie köpfen von einer Familie heute 4 und 3 lassen sie warten bis übermorgen. Das geht doch nicht.

Pirckheimer: In Alzey 9. In Rottenburg 13. In Eßlingen . . .

Pfinzing: Ach überall. Bloß wir drucksen wieder herum wie die Jungfern im

Heu. Ich weiß, es ziert uns ja. Aber es kostet Nerven. Graf, wie ham denn die Zuschauer reagiert auf dem Paracelsus sein Kauderwelsch?

Graf: Oh, Fäuste gemacht. Schreie ausgestoßen. Das heißt, solche Schreie ausgestoßen, daß man sich dazu nur Fäuste denken konnte. Sie waren praktisch auf dem Siedepunkt der Revolution.

Pfinzing: So weit sind wir. Ja, ja, meine Herren Gelehrten, Dichter, Künstler, Erzieher. Jetzt schweigen Sie! Endlich. Ich auch!

(Er geht.) (Grünwalder fängt wieder mit dem Schlager an.)

Spengler (brüllt): Ruhel

(Pause)

Er hat ja recht, wir brauchen die Urteile. Philipp.

Melanchthon: Mein Gutachten ist fertig.

Spengler: Warum sagen Sie das nicht,

Melanchthon: Ich geb's erst aus der Hand, wenn ich die Stellungnahme Luthers habe.

Hans Sachs: Leute, Leute! Als wüßte man nicht, was er dazu sagen wird! Sagen muß! Das sind doch Formalitäten.

Melanchthon: Drum sag ich ja, tut, was ihr müßt. Wozu braucht ihr Theologen! Ihr habt das Gesetzbuch.

Spengler: Das genau 1113 Jahre alt ist. Die Urteile, die wir jetzt fällen, müssen von heute und so begründet sein, daß sie jahrhundertlang Beispiele sind dafür, wie man dem Andersdenkenden begegnet. Nürnberg ist nicht Rottenburg oder München. Wir sind am schwierigsten Punkt, Philipp. Müssen wir die Freiheit, die wir gegen Rom erkämpften, auch denen zugestehen, die sie gegen uns gebrauchen?

Melanchthon: (schweigt)

Spengler: Wenn wir wenigstens Vogels Tasche hätten. Mit der ganzen Korrespondenz. Den Mitgliederlisten. Daß wir endlich wissen, haben wir's mit einem Riesen oder mit einem Zwerg zu tun.

Pirckheimer: Schicken wir doch Graf ins Lochgefängnis. Er wird zum Schein verhaftet. Eingeliefert. Nach 3 Tagen hat er auskundschaftet, wo die Tasche ist. Stimmt's, Jörg?

Graf: Ich weiß nicht, ob ich als Spion schon so weit bin, Herr Pirckheimer.

Spengler: Sie sind Kundschafter, Graf, nicht Spion. Oberst Pirckheimer. Ihren Vorschlag trag ich sofort aufs Rathaus.

(Ab)

Pirckheimer: Weißt du noch, wie du auf der Fahrt von Lindau nach Konstanz fast in die Hosen gemacht hast vor Angst, daß jetzt das Schiff gleich kippt?

Graf: Daß Sie das noch wissen, Herr Pirckheimer, daß ein kleiner Mann wie ich vor über 20 Jahren fast in die Hosen gemacht hat vor Angst, geht mir durch und durch.

Pirckheimer: Jörg Graf war der beste Musiker, den je ein Regiment hatte. Und der billigste. Den Sold mußte man ihm in die Tasche schmuggeln. Der wollte einfach nichts nehmen.

Graf: Von Dachsbad war ich nicht gewohnt, daß man für Musizieren was kriegt.

Pirckheimer: Wenn du Vogels Tasche auskundschaftest, da wären schon 500 drin.

Graf: Brauchen könnte man's. Auch ein Sauspiel wäre wieder einmal willkommen, Herr Pirckheimer. Es gibt noch Blinde, die elend dran sind.

Pirckheimer: Und Sehende, die einen starken Spaß brauchen könnten! Abgemacht! Sobald's eine Gelegenheit gibt. Und ich sehe schon eine kommen. Ach Jörg, als wir noch Soldaten waren, was? Der grüne Rhein bei Chur. Der vollkommene Himmel über dem Engadin. Weißt du noch?

Graf: Es ist natürlich schon lange her.

(Er wird entlassen. Rosi führt ihn hinaus. Die Stimmung in der Badstube ist schlecht. Außer Dürer gibt sich keiner mehr der Körperpflege hin.)

Hans Sachs: Immerhin hat Dürer jetzt diese Schriftstellen für die Apostelbilder. Die aus dem 2. Petrusbrief gegen die „verderblichen Sekten“, trifft haarscharf. Die gegen die „falschen Propheten“, hervorragend! Damit ist endlich klar, wo Dürer steht.

(Dürer lächelt zustimmend.)

Pirckheimer: Albrecht, wo stehen Sie?

Dürer: Ich liege, Willibald.

Camerarius: Werde ich verhaftet?

Dürer: Dann müßt ich meine Tafel zerstören. Jeder weiß, daß er mein Paulus ist.

Hans Sachs: Man sollte sich eben seine Leute anschauen, bevor man sie malt.

Pirckheimer: Musik!

(Georg und Lorenz spielen. „Eine schöne Stadt wird sein“. Sachs protestiert.)
(Dunkel)

Wolfgang Bächler Ernten

I

Die gelben Mauern des Sommers ergrauten.
Türen aus Rauch gingen auf
in den Traum von Ernten,
die ich nicht einbringen konnte,
die faulten, bevor sie reiften.
Türen aus Rauch fielen zu,
gingen auf in die Säulenhalle der Wälder,
lösten sich auf in den Kuppeln.
Doch sah ich kein Feuer.

Ich witterte nur
die Nähe des Herbstes,
seine Fährte, die Farben,
die Spuren des Wilds.

Ich hörte die Hunde,
ich hörte die Schüsse.
Der Schrei eines Vogels
besiegte den Raum
zwischen Sonne und Rauch.
Nur das Echo fiel
auf die Erde herab
durch die helleren Netze
ins dunklere Garn.
Doch ich sah keinen Jäger.

Ich sah die Fasanen:
sie trugen den Traum
unverletzt
durch die Garben des Lichtes
über die Säulen, die Kronen,
den Wald, auf andere Äcker
jenseits des Stromes.

II

Die Mägde hoben die Köpfe nicht.
Ich sah nur gebeugte Rücken
und Beine, vertieft
in die Furchen der Felder,
und Lasten, in denen die Süße
der Erde gesammelt lag
unter Krusten von Schmutz.
Ich sah die Gesichter
der Mägde nicht.

Ich sah nur die Zuckerrüben
und fand nur die Scherben
von Teller und Krug
und eine verrostete Sense
im Graben zwischen den Mägden und mir.

Ich hob sie auf
und köpfte die Disteln
und mähte den Wind,
schwang sie um mich
durch die Büschel der Luft,
bis sie schartig zurück
auf die Scherben schlug.
Die Mägde hörten das Klirren nicht.
Keine drehte sich um.

Ich sah nur die Rücken
und sah die Striemen,
von den Traktoren
ins Feld geschnitten,
den Wagenzug auf der Straße zur Stadt
und weiß wie ein Schloß von Ludwig dem Zweiten
die Silhouette der Zuckerfabrik
und die Silotürme über dem Dunst.
Dazwischen wehten die Fahnen
aus Staub, vom Ruß geschwärzt,
von der sinkenden Sonne gerötet.

DER SEE

Der See im Tal unter mir
war ein Reiher im Wind,
der mit den Flügeln schlug,
ohne aufzufliegen.

Alles Grün war gemäht und verteilt
um ein Schloß und Wochenendhäuser
herum bis zu den Uferstegen hinab,
bis ins Wasser hinein, ins Schilf.

Ich konnte die Besitzer nicht sehen.
Doch der Wind warf ihr Lachen herauf
und das schrillere ihrer Frauen,
das wie das Klingen und Surren
ihrer Geschäftskassen klang.

Ich wollte, der See flöge ihnen davon,
ließe sich anderswo nieder,
wo noch kein Zaun, keine Mauer,
kein Haus die Ufer verstellt und entstellt
und versperrt. Ich wollte, der See
und das Land gehörten uns allen.

Hartmann Goertz Der Löwe von der Stange

Begegnung auf einer Polenfahrt

Es begann gleich hinter der Oder. Früher, nach dem ersten Weltkrieg, als ich noch zur Schule ging, lag die Grenze nach Polen dicht hinter Schneidemühl an der Strecke von Berlin nach dem Osten. Wir mußten damals aus dem Zug und mit dem Gepäck in die Zollbaracke. Das dauerte seine Zeit, da jeder auch noch die Leibesvisitation passieren mußte.

Heute ist die Oder die Grenze. Wir warteten im Auto auf die Kontrollen. Früh am Mittwoch der Osterwoche waren wir in Berlin-Zehlendorf losgefahren. Die Transit-Strecke von West-Berlin nach dem Osten führt mit großem Umweg über den westlichen Kontrollpunkt Drei Linden und über den Berliner Ring bis zur Abzweigung nach Frankfurt an der Oder.

Wir hatten einen Abstecher in die Stadt gemacht. Ich wollte einen Blick auf das alte klassizistische Theater werfen, das an einem Park stand. Es war nicht mehr vorhanden, die Grünanlagen neu und größer, und hohe Neubauten standen an einer breiten, verkehrsreichen Straße.

Parallel zur Straße lief wohl die Oder. Sie war nicht zu sehen hinter den hohen Häusern. Es mußte auch hier eine Brücke geben, vielleicht brauchten wir nicht mehr zur Autobahn zurück. Neben den Schienen der Elektrischen — manchmal überholten wir einen alten, klapprigen Wagen — kamen wir in das östliche Randgebiet der Stadt: alte Häuser in üppigen Gärten, ein kleines Gasthaus aus dem vorigen Jahrhundert mit einem alten, niedrigen Tanzsaal, dessen große Fenster blind wirkten. Plötzlich erkannte ich das alles. Hier stand noch das Gartenhaus einer Freundin meiner Mutter, in dem Saal hatte ich — kaum sechzehn Jahre alt — zum ersten Mal getanzt nach der Melodie des Bummelpetrus. Wie verlassen lag das jetzt alles da. Es war schon lange her, daß man hier zum Tanz aufspielte. Wir fanden keine Brücke.

Wir kehrten um und wieder in die Stadt zurück. Eine breite Straßenbrücke fand sich schließlich, aber wir durften nicht hinüber. Der Stadtteil am anderen Ufer gehörte schon zu Polen. Unser Transitvisum war für den Übergang hier nicht gültig. Ein junger Volkspolizist belehrte uns freundlich. Wir mußten zurück. Eigentlich durften wir hier gar nicht in Erscheinung treten.

Bei einem kleinen Park hatten wir auf der Rückfahrt doch noch gehalten und waren ausgestiegen. Niedrige alte Häuser standen hinter dem Grün. Aus dem Fenster sahen alte Leute. Kinder hatten ihre Schulmappen weggelegt und spielten. Sie hatten keine Ferien, nur Karfreitag und Ostersonntag war frei. Unbeachtet neben dem lärmenden Spiel stand ein Grabdenkmal: ein halbhoher, dreiseitiger Obelisk mit barockem Beiwerk. Er war einst dem Andenken derer aus der Familie Kleist errichtet worden.

Etwas tiefer im Park, der Lärm der Straße drang nicht hierher, fanden wir das Denkmal für Heinrich von Kleist, der in dieser Stadt geboren wurde. Auf einem niedrigen Sockel die halbliegende Gestalt eines jungen Mannes. Die Bronzefigur schien in ihrer Haltung Trauer auszudrücken, oder stieg sie nur aus der Erinnerung an den frühen Tod des Dichters. —

Wortlos hatten wir den kleinen Park verlassen, und nun warteten wir auf die Grenzkontrollen. Die Autobahnbrücke hinter uns überspannte hoch den Fluß,

und wir warteten an ihrem Ende auf dem östlichen Ufer. Von hier aus ging der Blick weit stromauf und stromab. Vor uns lag jetzt Polen. Ein paar Autos wurden vor uns abgefertigt. Die deutschen Zöllner waren gründlich und langsam, die Polen höflich und schnell. Wir fuhren nach Polen hinein.

Wir nahmen die Straße rechts der Oder, die nach Küstrin führt. Die Autobahn war mit der Oderbrücke zu Ende. Wir durchfuhren zunächst noch den polnischen Teil von Frankfurt. Die für uns nicht passierbare Brücke lag jetzt linker Hand, wir hatten wieder einen großen Umweg machen müssen. Häuser und Menschen blieben zurück, und wir waren allein.

Rechts dehnten sich weit die Wiesen des Oderbruchs im hellen Grün des Frühlings. Links neben der einsamen Straße lief der Oderdeich. Wir konnten den Strom hinter dem Deich nicht sehen. Wir folgten ihm in nördlicher Richtung. Wir fuhren nicht schnell. Menschenleer waren Landschaft und Straße, nur ein Auto begegnete uns. Wir meinten, der Fahrer müßte Notiz von uns nehmen, aber er fuhr vorbei, ohne sich umzusehen. Später hielten wir. Die Sonne stand noch hoch im Westen, die Mittagszeit war nicht lang vorüber. Wir aßen unsre Brote. Dann stiegen wir den Abhang hinauf auf den Deich. Der Strom zog in sanftem Bogen nach Norden. Linker Hand stand ein hoher besetzter Wachturm. Es war ratsam, nicht zu fotografieren. Weit rechts am westlichen Ufer zogen sich die Hügel von Reitwein hin, das Ziel vieler Ausflüge, seinerzeit von Küstrin aus. Die Gartenlokale des kleinen Dorfes warteten vom Beginn des Frühlings an auf ihre Gäste.

Weiträumig schlossen sich Strom und Ufer zu einem Bild, dem die Jahrzehnte und die neue Grenzziehung nichts anhaben konnten. Aufgenommen bei lang zurückliegenden Radfahrten, oder beim Rudern und Schwimmen, zogen die Linien auf der Netzhaut ihre gewohnten Bahnen, unwandelbar. Kein Schiff störte die Ruhe, keine Menschen, kein Vieh auf den Wiesen und Feldern, nur der hölzerne Wachturm schnitt scharf in den Himmel.

Wir fuhren weiter. Ich stellte mir das Wiedersehen mit Küstrin vor, der Stadt, in der ich meine Schulzeit verlebt hatte, und die seit mehr als dreißig Jahren meinem Lebenskreis völlig entrückt war. Ich hatte sie nie geliebt, aber hier war ich jung gewesen, und nun lag sie immer noch an ihren Flüssen Oder und Warthe, aber sie lag jetzt in Polen und hieß Kostrzyn. Mir war beklommen zu Mute. Straßen, Plätze, Häuser tauchten in der Erinnerung auf, Menschen traten in diesen Bildern auf mich zu, an die ich kaum mehr gedacht hatte.

Plötzlich schreckte mich ein Ortsschild auf: Gorcyce. Sollte das Görz sein? Es war das kleine Dorf, das seine wenigen Häuser wie eh und je hinter dem Oderdeich versammelte. Hier hatte das Mädchen Edith gewohnt. Oft war ich auf dem Deich herausgeradelt. Nun erkannte ich auch die Dorfstraße wieder, das Haus, in dem es damals eine Apotheke gab — es war wieder da, aber blaß und fern wie auf vergilbten Fotos. Menschen sah man nicht. Langsam fuhr unser Auto vorbei, bis sich die Chaussee längs des Oderdeiches wieder hinzog, leer und einsam. Nun mußten wir bald in Küstrin sein.

Ich suchte den Horizont nach den bekannten Türmen ab. Noch waren sie nicht zu sehen, nicht der behelmte Kuppelturm des Schlosses, das düster und

alt hinter einem Festungswall an der Oder lag. Die Altstadt wurde befestigt in einer Zeit, als solche Wälle noch Schutz boten. Hier war der Übergang über die Oder zu verteidigen. Auch der Empireturm der Marienkirche war noch nicht auszumachen. Er mußte weiter rechts liegen.

Die Straße bog jetzt vom Deich, der nach links weiter zog. Hohe, dichte Weidenbüsche links und rechts versperrten die Sicht. Aber die Türme mußten jeden Augenblick auftauchen. Der Himmel war blaßblau, leer lief die Straße zwischen dem neuen Grün.

Dann sah ich das polnische Ortsschild. Hier also begann die Stadt, ausgewiesen mit Namen und Tafel. Weit links war die Oder noch zu ahnen, in der Ferne ragte ein hoher Fabrikschornstein. Sonst blieb alles gleich: Straße, Weidenbüsche, sonst nichts. Die Stadt war nicht da, sie war verschwunden.

Das alte Hohenzollern-Schloß, der große Marktplatz mit seinem Denkmal und den engen, hohen Häusern, die Kirche, das preußische Gymnasium, die Kasernen — alles, Häuser und Gassen, hatten sich in Luft aufgelöst. Keine Trümmer, keine Ruinen, keine Pflastersteine mehr — nur die neue geteerte Straße, nichtssagend, ohne Ziel.

Plötzlich tauchte linker Hand eine alte Oderbrücke auf. Mühsam orientierte ich mich — ja — sie führte hinüber nach Küstrin-Kietz. Am anderen Ufer konnten wir ein paar Häuser ausmachen, die schon in der DDR lagen. Wir bogen von der Straße ab, auf die Brücke zu, die wie im Niemandsland lag. Ein junger, polnischer Posten bedeutete uns lachend, daß hier die Welt, seine Welt, zu Ende war. Wir wendeten langsam den Wagen, hielten und stiegen aus. Ein Junge trieb ein paar Schafe schnell hinter einen provisorischen Drahtzaun. Unser Kommen hatte die Tiere aufgeschreckt. Der Junge kümmerte sich nicht um uns. Er war im Handumdrehen verschwunden. Nur eine Kuh, die ihm offenbar nicht anvertraut war, weidete die Büsche ab.

Der junge Soldat beobachtete uns aufmerksam, aber nicht mißtrauisch. Neben dem Brückenkopf stand auf einer aufgeschütteten Anhöhe ein russischer Panzer. Er schien im Begriff, einen Hügel zu erstürmen, sein Geschützrohr deutete über den Strom nach Westen. Ein Sowjetstern, hinter dem Grün junger Bäume kaum auszumachen, krönte die Anlage.

Über dem wackligen Drahtzaun, hinter dem der Junge mit seinen Schafen verschwunden war, entdeckten wir etwas entfernt zwei alte Festungswälle, die im Winkel zueinander standen. Zwischen ihnen lag das Festungstor mit zwei engen, dunklen Straßentunnels. Wälle und Tor waren hinter wuchernden Büschen halb verborgen.

Ich sah über den Strom, der von den schwarzen, eisernen Bögen mit ihrem engen Gitterwerk durchschnitten wurde. Ich wußte, wo ich stand. Hinter mir hatte die Altstadt gelegen mit Schloß und Festungswällen, die fast alle in den zwanziger Jahren geschleift worden waren. Zwei der wenigen Ausnahmen standen hier im Niemandsland. Der junge Friedrich, Prinz von Preußen, später der Große genannt, hatte auf der Festung in Haft gesessen. Sein Jugendfreund Katte wurde auf einem der Wälle enthauptet, wie es hieß, unter den Augen seines geliebten Prinzen. Die beiden jungen Leute wollten vor dem strengen Preußenkönig nach England fliehen — der Freund wurde der Staats-

raison geopfert. Und der Erziehung des späteren Königs von Preußen. Am anderen Ufer rechts der Brücke — aber da war nichts mehr zu sehen — mußte das Haus eines meiner Lieblingslehrer gestanden haben. Er unterrichtete Naturgeschichte und war eine rühmliche Ausnahme in dem mittelmäßigen Lehrerkolleg des Gymnasiums, das stramm deutschnational auf den Weimarer Staat spuckte und willig den Nazis Tor und Tür öffnete. Der tapfere demokratische Biologe hatte Mühe, seine Stellung nach 1933 zu halten. 1945, als die Russen vor Küstrin standen, erschloß er sich zusammen mit seiner Frau. Wenige werden die Kriegshölle hier überlebt haben, als um den letzten Brückenkopf vor Berlin gekämpft wurde und kein Stein auf dem anderen blieb. Und selbst die Steine waren verschwunden, und Schafe weideten dort, wo wir als Schüler auf den alten Festungsgräben Schlittschuh gelaufen waren. Wir fuhren weiter, und ich versuchte, mich zu orientieren. Das war nicht leicht. Hinter den Augen drängte das Einst heran, während sich vor mir das Grün junger Gehölze dehnte. Mir war zu Mute wie nach einer Betäubung. Ich wollte meine Gedanken ordnen, aber die Bilder von damals schoben sich nach vorn. Ich sah die enge Schulstraße mit dem aufwendigen alten Gymnasium, das wir nie durch das Hauptportal betreten durften. Ich sah kleine Mädchen aus dem benachbarten Lyceum, die schwarz-weiß-rote Haarschleifen trugen. Es war der Tag von Sedan, der in der Weimarer Republik nicht mehr gefeiert werden sollte. An jenem ersten September hatten die Primaner unter den wohlwollenden Augen der Lehrer uns Sextaner am Betreten der Schule gehindert. Wir sollten schulfrei haben und uns auf die nationale Größe von einst besinnen. Schwarz-rot-gold, die neuen Reichsfarben, wurden als schwarz-rot-Mostrich beschimpft. Die sogenannte bessere Gesellschaft der Stadt wollte die politische Entwicklung nicht akzeptieren und die Niederlage des ersten Weltkrieges nicht hinnehmen. Stattdessen flocht man den Kindern die Farben verspielten Ruhms ins Haar. Auf die Flagge von gestern wartete schon das Hakenkreuz von morgen.

Wir rollten noch immer durch das Niemandsland. Linker Hand war der hohe Fabrikschornstein nähergerückt. Er war offenbar erst nach dem Krieg errichtet worden und mußte zu der alten Kartoffelmehl-Fabrik gehören, die dicht an der Warthe lag. Gleich darauf sahen wir auch den Fluß, der aus dem Osten kommt und bald hinter Küstrin in die Oder mündet. Jetzt lag vor uns die alte Warthebrücke, zu der die neue Straße führte. Flußaufwärts zogen sich weit die Überschwemmungswiesen hin. Links, ein paar hundert Meter von uns entfernt, überquerte eine alte Eisenbahnbrücke den Fluß. Hatten wir wirklich als Kinder dort unten gebadet, zwischen den Bühnen, geschützt vor dem strömenden Wasser?

Vor uns hätte jetzt die Neustadt liegen müssen, vor allem die häßliche, rote, neugotische Friedenskirche mit ihrem hohen Turm. Aber es gab keine Stadt mehr und keine Kirche. Ein paar alte Häuser standen da und dort herum, verstreut, an keiner Straße zu orten, in keinem Erinnerungsbild unterzubringen. Hatte ich mich vielleicht getäuscht? Wo waren wir? Nirgends eine glaubhafte Antwort!

Wir kehrten noch einmal um und fuhren langsam zurück. Die Straße war

leer, niemand war zu sehen. Dann drehten wir wieder. Ich mußte diese Neustadt von Küstrin wiedererkennen, neu entdecken, diesen Ort ausfindig machen, an dem ich mehr als zwanzig Jahre gelebt hatte. Aber nichts hielt meinen Blick fest, niemand sagte: hier ist es. Der Schulweg über die Brücke in die Altstadt, lang und im eisigen Wind des Winters beschwerlich, zwölf Jahre bin ich ihn gegangen und nun, nach drei Jahrzehnten, liegt dieser alte Weg im Niemandsland.

Wir fuhren noch immer, und ich wußte nicht, wo lang und wohin. Dann sah ich ihn. Kein Zweifel: er war es, der Löwe von der Stange. Zwischen jungen Bäumen lag er auf seinem Sockel und schlief, doch wohl hinter geschlossenen Lidern wachsam. Sein Erzeuger, der das Modell einst konjunkturbewußt einer einschlägigen Industrie verkaufte, hatte den Löwen als Sinnbild unbesiegbarer Kraft gewählt. Wie eine Bestätigung kam das dem Nationalgefühl entgegen, das sich landauf und landab Kriegerdenkmäler errichtete, kaum daß der erste Weltkrieg zuende war. Ich bin dem liegenden Löwen bald nach dem zweiten Weltkrieg und weit von hier entfernt wieder begegnet. Er hält seinen wachsamsten Schlaf vor der Tafel mit den Namen der Gefallenen in einem oberbayerischen Dorf. Er muß gut ins Geschäft gekommen sein, der Löwe von der Stange, seine gebändigte Kraft war unverbindlich und doch vielversprechend. Das Küstriner Exemplar hatte die Zerstörung überstanden, und es war nicht einmal von der Stelle gerückt. Jetzt wußte ich, wo wir hielten.

Hier war einst der Moltkeplatz, umstanden von hohen Jugendstilhäusern, eine gute Wohngegend. Auf dem Platz versammelten sich an festlichen Tagen die Menschen und promenierte zu den Klängen einer Militärkapelle. Diese Platzkonzerte waren sehr beliebt. Hier wurde in beiden Weltkriegen mit blechernen Sammelbüchsen für Deutschlands Größe gerasselt, hier wurden Reden gehalten, die meist in Hurrarufen endeten. Der Name des Generals, den der Platz trug, war verpflichtend. Mit den Jugendstilhäusern war nun gleichsam auch der Platz verschwunden. Nur der Löwe schlief ungerührt seinen Schlaf im Halbschatten der jungen Bäume. Er kümmerte sich nicht darum, welche Gefallenen aus welchen Kriegen er zu betrauern hatte. Über ihn hinweg ging jetzt der Blick ungehindert zu den weiten Warthewiesen.

Wir wandten uns mehr zur Warthe hin, um in die Stadtgegend zu kommen, in der ich seinerzeit gewohnt hatte. Wenig half der Fixpunkt mit dem Löwen, kaum hundert Meter weiter nach Norden wurde alles wieder vage und fraglich. Aber endlich sahen wir Menschen. Wir kamen in die Nähe des Bahnhofs, dessen zweitürmige rote Backsteinfassade überdauert hatte. Küstrin war und ist offenbar immer noch ein Eisenbahnknotenpunkt, wie es in dem Geographiebuch aus der Schulzeit hieß. In der Nähe des Bahnhofs sahen wir eine neue mehrstöckige Häuserreihe, in der wohl die polnischen Eisenbahnbeamten wohnten.

Viele Menschen eilten in die Richtung der Fabrik, deren Schornstein wir schon lange ausgemacht hatten. Die Bewegung hatte etwas Unheimliches, da sie für unsere Augen keiner wirklichen Stadt zugeordnet war. Ein paar alte Häuser standen weit verstreut, und ich konnte keine der Straßen von einst orten.

Wir suchten, überquerten Bahngleise, wir kehrten um, hielten. Dann sah ich Menschen, viele Menschen wie aus einem Loch aus der Erde quellen. Gebannt starrte ich hin. Es kamen immer mehr Menschen, und plötzlich sah ich: Das war der Ausstieg aus der Unterführung, die schon immer das breite Bahngelände durchquert hatte, um den Bewohnern dieser Stadtgegend, in der auch die Fabrik lag, einen weiten Umweg zu ersparen. Das Ganze mit seiner schmalen Brücke und den Tunnels war schon seinerzeit unfreundlich und, wie diese Orte immer, ekelhaft verschmutzt. Anscheinend waren die letzten fünf Stufen etwas abgesunken, und so stiegen die Menschen wie aus der Tiefe empor und verteilten sich auf vielen Trampelpfaden in der Gegend.

Von dieser Unterführung aus war es klar, hinter uns lag die Straße, die zum Walde führte, die Forststraße, aber ihre Häuser standen nicht mehr. Selbst die Pflastersteine waren verschwunden. Breite Regenpfützen standen quer über den Weg, und die Räder mahlen langsam im dunklen Sand. Eine Handvoll flacher, kleiner Häuserwürfel war hier neu errichtet worden. Ihre Bewohner mit ihren vielen Kindern hatten nicht den schönen Blick in die weite Stromlandschaft der beiden Flüsse, der sich nur von unserer hohen Loggia aus über Geranien hinweg unvergeßlich eingeprägt hat. Zu ihrer Zeit stand die zunehmende Mondsichel am Abendhimmel, und weit in der Ferne ahnte man den Zusammenfluß der Ströme. Neues, fremdes Leben strudelte und quoll zwischen Bahnhof und Fabrik in der blassen Sonne des Nachmittags. Wir hatten den Wagen gewendet und fuhren jetzt weiter nach Osten.

Die Leute von Kostrzyn blieben zurück. Das starke Recht der Gegenwart war auf ihrer Seite. Sie wußten nichts von meiner Vergangenheit auf ihren Wegen und Pfaden, die alle über ein Gelände liefen, auf dem eine ganze Stadt verschwunden war — ausradiert, wie die einschlägige Vokabel von damals hieß. Hitler hatte sie zu nicht enden wollenden Heilrufen unter das Volk geworfen. „Wir werden ihre Städte ausradieren“, schrie es heiser aus allen Lautsprechern. Küstrin — Altstadt und Neustadt — an Oder und Warthe gelegen — Küstrin wurde ausradiert.

Wir fuhren Warthe aufwärts nach Osten. Alte Rüstern links und rechts der Chaussee und leere Felder. Dann begann rechts der Straße eine Art von Park, schöner, alter Baumbestand — da stand etwas abseits das Schloß von Tamsel, unverkennbar, ein einfacher, nicht sehr großer und nicht sehr schöner rechteckiger Kasten, flankiert von einer kleinen Kapelle, die sich in dem gotischen Stil zeigte, wie man ihn im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts baute. Kapelle und Schloß waren gut erhalten mit neuem gelblichen Anstrich. Verlassen lagen sie da, ein Bild aus der Zeit, als hier noch die Grafen von Tamsel residierten.

Der preußische Kronprinz soll während seiner Festungszeit oft zur jungen Gräfin Tamsel hinausgeritten sein. Er widmete ihr galante französische Verse. Später wurde das Schloß in den Kämpfen mit den Russen im dritten schlesischen Krieg zerstört. Die Gräfin soll mit dem König um ihre Wiedergutmachung hartnäckig gehandelt haben, ohne viel Erfolg, denn das Schloß wurde erst anfangs des vorigen Jahrhunderts wieder errichtet. Früher gab es hier ein gutes Gasthaus, das Ziel vieler Sonntagsausflüge. In

dem hügeligen Gelände linker Hand haben wir als Schüler oft im Winter gerodelt. Mit dem Schloß hörten die Erinnerungsbilder auf; ich spürte Befriedigung; nun war es vorbei, die Vergangenheit war ausgelöscht.

Wir hatten uns vorgenommen, solange es hell war, unterwegs zu bleiben. Die alte Chaussee, die über Landsberg nach Schneidemühl führte, war fast leer. Bis zum Abend begegneten uns zwei oder drei Autos. Aber immer wieder trafen wir Pferdefuhrwerke. Sie benutzten wie in alten Zeiten den Sommerweg, der neben der geteerten oder gepflasterten Straße sandig herlief. Die Pferde waren gut im Stand, manchmal war ein Schimmel mit einem Braunen zusammengespant. Kutscher und dörfliche Mitfahrer beachteten uns kaum.

Die Dörfer, die wir auf grobem Kopfsteinpflaster rumpelnd durchfuhren, wirkten leer, man sah keine Menschen. Seit Jahrzehnten schien sich hier nichts geändert zu haben. Die Häuser waren alt und grau, aber die Fenster blank und überall mit weißen Gardinen. Die Gärten waren bepflanzt, spärlich blühten da und dort ein paar Tulpen oder Narzissen. Nichts Neues war hinzugekommen, mit Ausnahme einer Heiligen-Säule. In jedem Dorf stand sie — frisch und bunt gestrichen — kleine Türmchen überdachten meist eine segnende Christusfigur. Fremd standen die neuen Säulen in ihrer kargen Umgebung. Selten sahen wir Dorfbewohner, nicht auf der Straße, nicht auf den Höfen. Manchmal sahen wir zwei oder drei zusammenstehen, mehr fast nie. Begegneten wir ein paar Kindern, verhielten sie sich ruhig und still. Hunde waren auch nicht zu sehen.

Am späten Nachmittag fuhren wir durch Landsberg. Auf der breiten Hauptstraße strömten die Menschen. Die große, alte Marktkirche inmitten alter und neuer Häuser sah auf die vielen Menschen. Diese Fülle wirkte nach den fast menschenleeren Dörfern überquellend, so als wollte die Stadt aus den Nähten platzen.

Allmählich kam die Dämmerung. Das Flußband der Warthe glänzte aus den dunklen Wiesen herauf, spiegelte die letzte Helligkeit. Alte, gefällte Bäume lagen an der Straße. Kilometer um Kilometer lagen sie zu unsrer Rechten, wie aufgegeben und vergessen. Die Scheinwerfer holten Abschnitt um Abschnitt der leeren Straße in ihr Licht. Als die ersten Häuser von Schneidemühl auftauchten, war es Nacht geworden.

Wir fanden ein altes, häßliches Hotel, das kein Zimmer frei hatte. Man gab uns eine Privatadresse. Mühsam suchten wir im Dunklen die ulica Konarskiego. Wir fragten oft und bekamen mit vielen Gesten umständliche Beschreibungen. Niemand sprach deutsch. Manchmal fanden wir eine Laterne, aber ihr Licht reichte nicht weit. Schließlich hielten wir vor dem richtigen Haus, ein alter Mietskasten, der seine siebzig Jahre nicht verleugnen konnte. Eine dicke, freundliche Frau — sie sprach gebrochen deutsch — zeigte uns ein Eheschlafzimmer mit prächtigem Doppelbett. Alles war sauber und auch ein Badezimmer vorhanden. Wir waren versorgt und brachen sofort wieder auf, um endlich zu Abend zu essen.

Auf unsrer Suche hatten wir eine breite Fußgängerzone bemerkt. Inmitten neuer Wohnhäuser schien sich dort die Jugend der Stadt zu versammeln. Wir fanden uns schnell zurecht, stellten das Auto ab und mischten uns unter die

Menge. Es waren nur junge Leute, langhaarige Burschen, kurzrockige, hübsche Mädchen, und es wurden anscheinend immer mehr. Vergnügt zogen sie im schwachen Licht der Straßenbeleuchtung herum. Vor der Eingangstür des Restaurants — es gab hier nur das eine, man hatte es uns gleich gezeigt — klebte eine ganze Traube junger Männer. Wir drängten uns durch. Das lange, schmale Lokal war gesteckt voll, alles junge Leute, die eng und wie wartend herumsaßen und sich laut auch über die Tische hinweg unterhielten. Der Lärm wurde noch durch ein unaufhörliches Kommen und Gehen, Suchen und Fragen verstärkt.

Keine der jungen Kellnerinnen sprach Deutsch. Zu essen gab es offenbar nichts, soviel glaubten wir zu verstehen. Nirgends wurde serviert. Auf manchen Tischen standen halbeleerte Biergläser, und ausgerüstet mit kleinen Blocks rechneten die Kellnerinnen ab. Trotzdem, nichts deutete darauf hin, daß hier geschlossen werden sollte.

Wir waren erschöpft und hungrig, und als wir einen leeren Tisch entdeckten, setzten wir uns schnell hin. Über dem Lärm und Rauch lag eine gespannte Erwartung. Bis jetzt hatte uns niemand beachtet, auch die Kellnerinnen nicht, die uns nur schnell und schon im Weggehen ein paar polnische Sätze zuriefen. Auch der betrunkene junge Mann meinte uns nicht, der in schwankenden Bogen auf unseren Tisch zusteuerte und dann im letzten Moment abdrehte. Plötzlich näherte sich uns ein junger Herr in dunklem Anzug, der eine etwas ältere Kellnerin an seiner Seite hatte. Wir glaubten, unseren Platz los zu werden, aber es handelte sich um den Leiter dieses staatlichen Restaurants. Mit etwas Englisch und ein paar deutschen Worten erfuhren wir, daß hier pünktlich um 21 Uhr serviert wird. Wir konnten ein halbes Huhn bestellen, das pünktlich um neun Uhr auf dem Tisch stand.

Genauso pünktlich setzte im Hintergrund des Lokals eine kleine Jazz-Band mit Pauke und Trompete ein. Wir hatten in dem ganzen Trubel die Musiker nicht bemerkt. Die Spannung im Lokal löste sich, es durfte getanzt werden. Da es viel mehr junge Männer als Mädchen gab, gab es auch viel mehr Zuschauer als Tänzer. Das Kommen und Gehen verstärkte sich, und es blieb auch nicht bei dem einen Betrunkenen. An dem Bier konnte es nicht liegen. Die jungen Kerle mußten mit Schnaps nachgeholfen haben, vielleicht mit schwarz gebranntem, denn hier wurden keine harten Getränke ausgeschenkt. Die Tanzfläche, die halb im Dunkel lag, füllte sich schnell. Die Paare tanzten mit rhythmischer Hingabe, trennten sich manchmal, und jeder gab sich verückt der eigenen Bewegung hin. Wieder setzte die Kapelle ein, die jungen Männer, die schon auf dem Sprung standen, erreichten, wenn sie Glück hatten, eines der Mädchen. Alle sangen tanzend den Refrain mit: „Eviva l'España!“. Da wir die Oder in östlicher Richtung schon lange überschritten hatten, konnte nur das revolutionäre Spanien gemeint sein.

Es war spät, als wir uns in dem ehelichen Schlafzimmer unter dem Bild des Guten Hirten mit seinen Schafen niederlegten. Eine kleine Hündin, die ich bei der Ankunft als erste ihrer Gattung in Polen begrüßt hatte, fuhr die ganze Nacht lärmend um das alleinstehende Haus. Ihr hohes keifendes Bellen mischte sich in meinen Traum.

Für Hap Grieshaber

Ein jeder Frommer mit wahrhaftigem christlichem Glauben und Liebe erleuchtet / bedenkt billig und nimmt zu Herzen / daß bei Gott kein Ansehen ist der Person.

Der Bauer hat nicht den Rang einer Figur.

... daß wir Armen also sollent vertrieben sein / ihre Wiesen abzumaien und zu heuen, die Äcker zu bauen, den Flachs darein zu säen / wieder heraus zu raffeln / raffeln / rösseln / wäschen / brechen / und spinnen / ja die Bruch an den Arsch etc. auch Erbsal klaben / Mohren und Spargen zu brechen. Hilf Gott / wo ist doch des Jammers je erhört worden / sie schätzent und reißen den Armen das Mark aus den Beinen / und das müssen wir verzinsen.

Alle die Pöpst / Kaiser / oder König etc. welcher sich aufpleuget über ander fromm Christen / ihrs Bedunkens menschlicher Art besser zu sein / und als ob ihr Herrschaft und Gewalt ander Leut zu regiern von Art ihnen wäre angeboren / und wollent für sich selbst Herren sein / die seind alle falsch.

Ohne die Bauern wäre die Position des Königs wie auch der anderen Figuren gefährdet.

Ja verflucht sei ihr Schandlohn / und Raubrecht / ... / das doch alles in gemeinen Säckel oder Beutel zu Nutz dem Land dienen soll / und Trutz, daß sich keiner darwider rümpfe / oder gar flugs mit ihm als mit einem verräterschen Buben dahin plöcken / köpfen / vierteilen / da ist minder Erbarmung / dann mit einem wütenden törichtem Hund.

Die Bauern sind Mittel zum Zweck. Sie stehen zuvörderst im Dienst der Figuren.

Ihr sollent euren Herren unterwürfig sein / ob sie dennoch Buben wären etc. Fürwahr das Schwert schneidet scharpf zu beiden Seiten / damit sie ihren Kampf bisher meisterlich bestritten habent ... Ein jede Oberkeit ist ein Gesetz dem Land zu Besserung / und nit zu Böserung. Fürwahr amten Fürst oder Herr ist ein überschwenklich schwere Bürd / darab ein wahrer Christ wenig Freud empficht.

Für den Springer (Cavalier) zum Beispiel bilden besetzte Felder kein Hindernis. Er geht über sie hinweg.

Tut ewer einer nur ein Rümpflin darwider / da wird nichts anders daraus / dann Martern / Kraften / und Machten / ... / den mit Ruten ausgehauen / die andern durch die Backen gebrennt / die Finger abgehauen / die Zung ausgerissen etc.

Diese greulich Tyrannei ... Es wäre nit zu verwundern, daß uns der Erdboden allzumal verschluckt.

Die Bauern werden in die vordere Reihe gestellt. Sie sind besonders für den Nahkampf geeignet. Auch sollen sie Druck ausüben auf den Gegner.

Zum 10ten ist unser untertanigist Bitt und Begehr, nachdem und unser etlichen Güter so hoch beschwert sind, daß wir ein Teil nit wohl dabei bleiben mugen,

begehrn auf diemutigist, daß ein Ringerung hierin gebraucht und furgenommen werde etc.

Wo nu ein Oberkeit dasselbig auch nicht gestatt, sollst du dennoch nicht Aufruhr anrichten, sondern an die Ort gehen, da du recht Lehr holen magst. Begegnest dir Unfall darüber, sollst du leiden und nicht Aufruhr anrichten.

Die Bauern trifft es in der Regel zuerst. Aber ihr Verlust wiegt am geringsten.

Gott mag in seiner Gerechtigkeit dies greulich babylonisch Gefängnis nit guldend.

Und das Geschrei der Arbeiter / daß der Schlachttag soll anahn über das gemäst Vieh. Die ihre Herzen geweidet haben mit allem Wollust in des gemeinen Manns Armut.

Die Anzahl der Bauern ist so groß wie die aller Figuren zusammen.

Zu wissen sei männiglichem / als die Untertönen am Bodensee / auch im Allgäu / über / und wider die Guldin Bullen / etc. / durch ein Conspiration / ein Bündnis zusammen geschworen / und sich darauf von ihren Herren / Junkherren und Obern abgeworfen / Darzu etlichen derselben ihre Schloß / Flecken / Dörfer und Häuser / gewaltiglich eingenommen / zum Teil verbrennt / auch etliche geplündert / ihr Diener / auch ander / die Ihren gedungen zu ihnen zu schwören und Huldigung zu tun / und damit Kriegsempörungen / im heiligen Reich auferwägt haben.

Der Bauer schlägt anders als er geht. Nämlich er geht gerade und schlägt nach der Seite.

Dieses Recht, im Vorübergehen zu schlagen, hat nur der Bauer.

Es soll vielleicht sein, daß die Kleinen sollen erhöht werden und die Gewaltigen niedergedrückt, als Christus in dem Evangelio sagt.

Wenn ein Bauer zwei Schritte vorrückt, kann er geschlagen werden, als ob er nur einen Schritt vorgerückt wäre. So die Ausnahme von dem Gesetz, daß einer nur da geschlagen werden kann, wo er steht.

Da die Bauren des Bunds Heere ersahen, begehrten die hinter sich zu den anderen, so ihnen zu Hilfe sollten kommen etc. ... Also flohen die Bauren einesteils hinter sich den anderen Reutern in die Hand, die worden alle erstochen, und ein groß Anzahl, die an der Donau liefen, fielen in das Wasser, wie die Schwein, und ertranken der mehrer Teil derselben.

Vorgeprellte feindliche Bauern soll man angreifen, um die geschwächten Figuren in deren Rücken zu belagern.

Die Baurn mehren sich von Tag zu Tag und haben etlichen Städten geschrieben, unter denen Ulm auch eine ist, und begehrn, was sie sich zu ihnen versehen und getrösten sollen. Indem ist eine große Spaltung in den Städten. Die Lutherischen, so arm sein, geben den Baurn recht. Die nit lutherisch und die lutherisch, aber reich sein, geben den Baurn unrecht. In summa, der Handel ist beschwerlich ...

Gabel nennt man eine Stellung, in der ein Bauer zwei Figuren angreift.

Ich hab wahrlich bisher nichts Erschrockenlichers befunden, dann ein unerhörte

Kleinmütigkeit aller Obern. Wo man sich auch ein wenig zu Wehre gestellt, haben die Baurn nichts erobert. Deshalb ist in dieser Sachen der größt Krieg, die Oberigkeiten zu einem mannlichern Gemüt zu bringen; alsdann ist es am End mit der Bauschaft.

Das kann nicht heißen, man solle die Bauern verschwenden. Es könnte sein, daß man sie noch braucht, und sei es nur gegen feindliche Bauern.

Horcht, ihr lieben Brüder / also hart habt ihr verbittert das Herz euer Herren mit übergelaufener Gallen, daß es sich nimmermehr läßt versüßlen / da ist alles Denken an verlorn / die Herren wollent unerzürnt sein / sie wollent Herren sein, ja selbst Abgötter sein / es sei Gott lieb oder leid / und trutz / nur kein anders / nach Lust rauschet ihr Gewalt daher / und nit nach der Gerechtigkeit.

Wer seine Bauern behält und mit ihnen geschickt umgehen kann, der hat ein bequemes Spiel.

... sollen dieselben Bauschaft geloben und schwören / daß sie sich voneinander tun / auch anheims fügen / und ihren Obern / Herrschaften / von deren sie sich abgeworfen haben / wiederum Pflicht tun / ihnen getreu / gehorsam / und gewärtig zu sein / ihre Zins / Gült / Zehenten / und andere Gerechtigkeit / wie sie dieselben vor dieser Aufruhr gericht und geton haben / nachmals zu tun und zu leisten ...

Richtige Bauernpolitik besteht also darin, die gesunden Bauern möglichst wirksam einzusetzen, ein feindliches Bauernzentrum zu verhindern, andererseits die geschwächten Bauern zu belagern und das Opfer der eigenen Bauern in Kauf zu nehmen, wenn es sich lohnt.

Lassent euch nit betören / alt Herkommen hin / alt Herkommen her / man sagt nit von Herkommen / man sagt von rechtem Herkommen / Tausend Jahr Unrecht getan / ward kein Stund nie Recht. Wahrlich, wahrlich man wird ranzes finances suchen mit schmeichelenden Worten / und mit allerlei Klugheit wie man immer mag / euch flüchtig voneinander zu machen. Fürwahr fürwahr / bewahrent euch vor denen / die da komment in den Schafskleidern / sind aber inwendig reißend Wölfe.

... derhalben wir als des niedersten Stands, wiewohl Unwürdige ohn Zweifel durch gottliche Erforderung solche unsere und gemeines christlichen Stands Beschwernus und große Bedrangung zu Herzen geführt. Item und soll jedliche Herrschaft ihren Schaden selb tragen, das ander erheischt die Not. Denn hie ist weder Knecht noch Herr / wir seind allzumal einer in Christo.

HIERUMB TUMMEL DICH UND KURZUM DU MUSST RUM / UND SEHEST NOCH SO KRUMM

Die Quellen dieser Textcollage sind:

„An die versamlung gemayner Pawerschaft“. Anonyme Flugschrift des Jahres 1525. Abgedruckt bei Horst Buszello, Der deutsche Bauernkrieg von 1525 als politische Bewegung, Berlin (1969).

„Der Roemischen Kayß und Hispann. Kün. Ma. Churfürsten/Fürsten und andrer Stennd des Pundts zu Schwaben Pottschaften“. Flugschrift des Schwäbischen Bunds (Ravensburg 1525).

Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges. Hrsg. von Günther Franz, Darmstadt 1963. Darin besonders „Ein Schrift Philippi Melandithon wider die Artikel der Bauschaft“ (1525).

Außerdem einige gebräuchliche Einführungen ins königliche Spiel, voran Dufresne-Mieses, Lehrbuch des Schachspiels, Stuttgart (1958).

Die Schreibweise der altheutschen Texte wurde der heutigen Orthographie angenähert.

Das Haus, in dem d. J. eine Zweizimmerwohnung bezog, lag in einer Straße, die etwa achthundert Meter lang war. Sie war leicht abschüssig, zur Bushaltestelle ging es morgens bergauf, abends ging es leicht bergab, das Heimkommen fiel leichter als das Weggehen. Die Straße lag in einem Vorort der Stadt, noch weit weg von den Stadtautobahnen und Tangenten. Es gab noch zusammenhängenden Wald und etliche Wiesen. Es gab keine Fabriken, nur drei niedrige Lagerhallen des Zolls. Die Kenner der Stadt und die Bewohner der nördlichen und östlichen Viertel beglückwünschten d. J., wenn er seine neue Adresse angab. Seine Freunde kamen am Wochenende in seine Gegend, um auf einem der Sportplätze in der Nähe seiner Wohnung zu trainieren. D. J. wurden nach längerer Zeit die Vorzüge seiner Standortwahl bewußt: Ruhe, Ordnung, Sauberkeit.

Die Straße und seine Wohnung lagen ruhig. Nur am Morgen war das Geräusch zuschlagender Autotüren und hastiger Startversuche fast zur gleichen Minute von oben und unten der Straße zu hören, und wie abgezählt fuhren gegen Sechs die Autos wieder vor die Garagentore. Tagsüber verschlug es höchstens Lieferantautos von Heizölhandlungen oder Blumengeschäften und die Combis verschiedener Handwerker in diese Straße. Das lauteste Geräusch entstand im Sommer, wenn sich die dicklichen Besitzer und Besitzerinnen der Häuser ringsum in ihre Schwimmbecken fallen ließen. Das Plantschen und Gurgeln rief beim J. Zooerinnerungen wach, wirklich störend kam es ihm und den anderen Anrainern nicht vor, obwohl sie alle auf das höchste erregbar und empfindlich, feinnervig und mit dem Familienanwalt in Reichweite erschienen.

Die Häuser waren bis auf zwei als Villen zu bezeichnen. Die beliebtesten Verputzfarben waren weiß und schoenbrunnergelb. Grüne Fensterläden, Blumenarrangements in grünen Kästen, ein Hirschgeweih unter dem Giebelvorsprung sowie schmiedeeisernes Geranke vor den Parterrefenstern waren die Regel. Die hellen Häuser waren von genügend Grün umgeben, sie standen oft im Schatten großer Nadelbäume, auch zwei Linden waren schon haushoch geworden. Keine einzige Häuserfront reichte bis an den breiten, immer gekehrten Gehsteig. Ein einziges Grundstück, das, auf dem das Haus stand, in dem d. J. eine Wohnung bezogen hatte, war nicht von einer mannshohen immergrünen oder Buchenhecke von der Straße und den Nachbarn abgeschirmt.

Zwei von vierundzwanzig Hausbesitzern hielten sich eine Katze, die, wenn sie nur einen Schritt über die Grundgrenze hinaus oder an sie herantraten oder, noch ärger, wenn sie sich in den Mainächten unter lautem Gejammere paarten, das Gebell von achtzehn wütenden Hunden der anderen Hausbesitzer hervorriefen. Die meisten von ihnen waren als echte Wachhunde anzusprechen, ausgebildet, stark, scharf. Achtzehn Gartentore trugen Schilder mit schematischen Zeichnungen von Hundsköpfen oder der bloßen Aufschrift VORSICHT! BISSIGER HUND! oder ACHTUNG! SCHARFER HUND!

Ein Hausbesitzer mit offenbar humanistischer Ausbildung hatte in den rechten Pfeiler seiner Einfahrt eine große Kachel nach Römer Art eingießen lassen, auf der CAVE CANEM den fremdsprachenunkundigen Briefträgern und Zählerablesern Vorsicht und Distanz einflößen sollte.

Die Hunde in den Gärten, die aus diesem Grund auf besonders aufwendige Rabatten verzichten mußten, verhinderten ein Stehenbleiben der Passanten, sie sprangen zähnefletschend gegen die Gitter der ohnehin schmalen Einlässe zwischen den dichten Hecken. D. J. hätte sich niemals vor ihnen gefürchtet, weil zusätzliche Hindernisse gegen die sprunggewaltigsten und größten unter ihnen aufgebaut und zu jeder Jahreszeit erneuert wurden, Stacheldrahtrollen, eiserne Reiter oder Wellblechwände. Aber es war abzusehen, daß nach allzu langem Gebell sich die Haustüre geöffnet und einer der Hausbesitzer oder das Dienstmädchen nach dem Rechten gesehen hätten. D. J. waren solche Musterrungen und Begutachtungen schon unangenehm genug, wenn er sie bei Begegnungen auf der Straße gezwungenermaßen über sich ergehen lassen mußte. Er wollte sie nicht auch noch auf diese Weise, durch zu langsames Vorbeigehen an den Hunden, provozieren. Er wußte oder spürte, daß ihn die Leute, die entlang der Straße wohnten, als Eindringling ansahen. Er trug Hosen, die unten zu weit ausgestellt waren, die Form seines Bartes und der lange Haarschnitt waren etwas Ungewöhnliches in diesem Stadtteil. Er grüßte nicht, man kannte seine Eltern nicht. Beim Bäcker wurde nach seinem Beruf gefragt. Er war noch kein Akademiker. Als Untermieter hatte er nichts zu erwarten. Er hatte es sich erst zu verdienen, in dieser Straße dieses Stadtteils wohnen zu dürfen. Hätten die Anrainer gewußt, daß an der einen Wand seines einen Zimmers eine gebrauchte Vietcong-Fahne hing, hätten sie die Polizei verlangt, die jede Nacht in regelmäßigen Abständen durch die Straße patrouillierte.

Aus Angst vor den Hunden liefen die wenigen Schulkinder stets die Straße hinunter ohne stehenzubleiben. D. J. konnte beobachten, daß sie immer den kürzesten Weg zu den Häusern ihrer Eltern nahmen. Erst das Wedeln und Johlen des eigenen Hundes ließ sie aufatmen. Es kam auch selten vor, daß irgendein Kind seinen Freunden den eigenen Hund vorgeführt hätte. Das wäre zu gefährlich gewesen, da die meisten Hunde aus Sicherheitsgründen der Hausbesitzer „auf den Mann“ dressiert waren. Schon wenn der Nachbar kam, mußte der Hund in den Zwinger gesperrt oder ins Haus verbannt werden. Aber zum Glück geschah es sehr selten, daß die Nachbarn etwas miteinander zu besprechen hatten. Die Bewohner der Villen waren verschlossen wie ihre Gartentore, ihr ganzes Benehmen gegeneinander war heckenähnlich und abgerichtet wie das der Wachhunde.

Die Existenz von so vielen Hunden in dieser Straße erschien d. J. bald nicht mehr ungewöhnlich. Praktisch die ganze Straße machte ja schon von außen einen vermögenden Eindruck. Sie wurde sorgfältig gekehrt und im Winter geräumt, seit ein Mandatar einer Arbeiterpartei ansässig war. Abfälle hervorriefende Objekte wie Würstelbude oder Plakatständer wären hier undenkbar gewesen. Auch entstanden in der Straße keine Ölflcken oder Schaumränder, da niemand seinen Wagen selbst reparierte oder putzte. Die Straßenbeleuch-

tung funktionierte oder wurde schnellstens repariert, obwohl sie nach Sieben praktisch keinen Nutzen mehr abwarf. Es gab keine Bewegungen mehr auf der Straße, ausgenommen die Zeit der Faschingsbälle oder der Theaterpremier. Aber auch dann war ein kurzes Auflachen, ein halblautes Wort und das Ab- und Anfahren schwerer Limousinen das Lauteste. Nach Sieben hielten sich die Bewohner der Häuser höchstens noch, wenn es warm genug dazu war, auf den straßenabgewandten Terrassen auf und ließen Teetassen oder Besteck klirren. Auch trugen ihm die backsteingemauerten Kamine, die aus den windgeschützten Vorsprüngen wuchsen, den Geruch von Gegrilltem entgegen. Es mußte viele offene Kamine geben. D. J. fiel auf, daß die nächsten Leuchtreklamen erst tief in der Innenstadt auf einem Hochhaus störten. Hier blieben die Häuser und ihre Besitzer, denn außer ihm gab es, wie d. J. bald herausgefunden hatte, keine weiteren Untermieter, im Dunkeln. Die großen Straßenlampen waren so montiert, daß kein Licht in die Gärten und auf die Häuserfronten fiel.

Das Wohnviertel sei ein gutes Wohnviertel geblieben, sagten die Bewohner des Wohnviertels, und: so solle es bleiben. Das heißt, sie äußerten es höchst selten, da sie meistens nur dann miteinander redeten, wenn jemand in der kleinen Trafik, die zahlreiche ausländische Zeitungen führte, auf die Regierung zu schimpfen begann. Obwohl sie sich selber nicht dazu zählten, pflegten sie in solchen Momenten zu seufzen: „Mein Gott, der Mittelstand! Dem geht es nun an den Kragen.“ Die ganze Anordnung und der Ablauf des Lebens in dieser Straße war auf Ruhe und Sicherheit angelegt. Die Ordnung, die herrschte, erschien d. J. als Subsystem einer von den Anrainern angestrebten viel größeren Ordnung.

Obwohl er in den Jahren, in denen er in dieser Straße eine Wohnung gemietet hatte, kein anderes Haus als das, in dem er sich eingemietet hatte, von innen kennenlernte, weil es unmöglich war, jemanden aus der Straße kennenzulernen, der ihn zu sich eingeladen hätte, lernte d. J. im Laufe der Zeit doch die Behaglichkeit der einzelnen Häuser abzuschätzen. Er sah, daß und welche Gardinen in den ersten Stockwerken der Villen, die selten mehr als zwei hatten, sorgfältig gerafft waren. Es gab mehr Blumenfenster, Veranden, Erker und Wintergärten in dieser Straße als sonst in einem ganzen Stadtviertel. Er sah die verschiedenen Pelzmäntel auf den Teppichstangen, wie sie im Frühjahr ausgelüftet wurden, und konnte, als er wegzog, Persier von Chinchilla und Zobel von Nerz unterscheiden. Ein SL oder GT neben dem Tankverschluß eines Autos sagte ihm schließlich etwas, er wußte auch den Preis der kleinen Zusätze. Er befragte die Pensionisten über die Arten der Ziersträucher in den Gärten, in denen sie sich irgendeine bescheidene Zubuße zur Eisenbahnpension oder Kriegsrente verdienten, indem sie Unkraut jäteten, den Zaun strichen oder die Bäume beschnitten. Er schlug nach, was eine ausgewachsene Oreodaphne regalis kostete, die der Gärtner Königsorbeer nannte. D. J. erfuhr, wieviel Arbeit es brauchte, die blaue Rose Blue Boy zu züchten oder Pittosporum undulatum am Leben zu halten. Auch das waren für ihn Anhaltspunkte, wieviel Geld und Freizeit die Bewohner der Häuser haben mußten.

Daneben stellte er sich natürlich die Anzahl der hohen Zimmer hinter den Hecken vor, die Bibliotheken und Rundbadezimmer, die Salons und Fitnessräume, die Weinkeller und Gästeschlafzimmer, die Saunen und die orangerieähnlichen Glasvorbauten. D. J. wußte beinahe nichts über und gar nichts von den Menschen in diesen Häusern mit den überlangen Farbfernsehantennen und den ganzen Telefonanschlüssen. Er wußte nicht, woher sie die Mittel bezogen oder hatten, solche Häuser zu kaufen, auszustatten und instand zu halten. Es gab keinerlei Verpflichtung für die Besitzer, es ihm mitzuteilen oder irgendwem. Sie waren einfach da und bewohnten, schlossen ihre Türen hinter sich und schalteten die Alarmanlagen ein, wenn sie ihre Häuser verließen.

Der offensichtlich vorhandene, aber sorgfältig versteckt gehaltene Reichtum der Leute in den Villen reizte d. J. Er verglich, er fragte sich nach den Ursachen und taxierte den Reichtum, an dem er täglich vorbeiging. Er konnte diese Leute nicht erreichen, und er kannte auch niemanden, der es konnte. Er kannte nur Leute, die solche Besitzer von Villen auch nicht erreichen konnten. Sie waren für niemanden zu sprechen. Die Dienstmädchen, für die sie zu sprechen waren, und die in den Delikatessenladen geschickt wurden, waren nicht anzusprechen. In den Supermarkt kamen sie nie, wohin d. J. täglich kam, und beim Bäcker oder im Zeitungsgeschäft schwiegen sie beharrlich, obwohl er sie grüßte. Man sah es ihnen an, daß die Herrschaft ihnen aufgetragen hatte, rasch wieder nach Hause zu kommen und das Bestellte zu bringen. Einmal für eine Woche versorgt, blieb so ein Haus stumm und das Leben seiner Bewohner hinter den Samtvorhängen, gedeckt von der Hecke, bewacht von Hunden und Sprechanlagen, Dienstboten und Summertoren. D. J. fragte sich, ob er den Zeitpunkt miterleben würde, an dem irgendein Mitglied der Familie der Besitzer sich verletzen würde oder lebensgefährlich erkranken könnte, auf daß das Haus und die Stille von einem Arzt, den aufgeregten Familienmitgliedern und dem Folgetonhorn eines Rettungsautos geöffnet würde, der Hund durch die offene Einfahrt davonlief und sich auf die Rettungsleute stürzen könnte. Aber das geschah nicht, oder d. J. bemerkte es nicht.

Die Namensschilder an den Einfahrten, klein, aber aus soliden Materialien, verrieten nichts über die Professionen der Ein- und Ausfahrenden, auch nicht das Handelsregister, in dem er nachschlug und in dem sich die Bewohner der Straße in GES.M.B.H.'s, CO's und KG's verbargen. Hier übernahmen die Buchstaben AG oder COMMANDITGESELL. die Funktionen einer Hecke, hinter der sich leicht nackt baden ließ. Eine HOLDING war wie ein Summertor, das nicht zu überwinden war. Kaum ein Titel oder ein akademischer Grad gab auf den kleinen Schildern einen Hinweis auf die Quelle des Reichtums, an der Kleidung oder den Fahrzeugen ließ sich die Art der Tätigkeit nicht erkennen wie zum Beispiel bei Rauchfangkehrern. Die Besitzer der Häuser hätten nicht geleugnet, daß sie Geld besaßen, wenn sie zu befragen gewesen wären. Aber sie waren nicht zu fragen. Selbst der Postbote konnte auch nach vielen Schnäpsen d. J. nicht sagen, welche Berufe die Nachbarn ausübten, da die Zeitungen und die Briefe keine Hinweise auf die Geschäfte

der Besitzer lieferten. Sie bekamen wohl ihre Geschäftspost an andere Orte, an dezentere Büros vielleicht oder abgelegene zentrale Institute.

D. J. wollte nicht verstehen, warum seine Nachbarn über so viele Möglichkeiten und Mittel verfügen sollten, denen er vergeblich nachlief. D. J. sagte sich, auch er arbeite, und wenn er abends nach Hause kam, parkten doch die breiten Autos schon vor den Häusern und lagen die Besitzer noch immer in der untergehenden Sonne. Oder er beobachtete durch einen Spalt seines Küchenvorhangs, wie sie an Wintertagen schon früh die Autos mit solider und neuer Ausrüstung zum Skifahren beluden und erst nach vierzehn Tagen wieder zurückkamen, ihr Braun vom Spätherbsturlaub aufgefrischt.

D. J. erinnerte sich, als er seine alten Studienkollegen traf, an die Vorwürfe, die man ihnen gemacht hatte und die er nun als glatte Projektion ansah: die tun so, als gehörte ihnen die ganze Straße, die faulenzten, anstatt zu arbeiten, die leben vom Wohlstand, den andere schaffen. D. J. befand, daß alle diese Argumente auf seine Nachbarn in den Villen zutrafen. Er begann, ausgehend von seinen Beobachtungen und Erfahrungen, unter seinen Freunden und in den Kneipen gegen die Besitzer der Häuser zu reden, und er befragte andere über ihre Nachbarn.

Als er aus der Mietwohnung in dieser Straße wegzog, hätte er auf Anhieb seine langjährigen Nachbarn nur durch die Aufschriften ihrer Schilder charakterisieren und ihre Namen mit PRIVATGRUND, DURCHGANG VERBOTEN! PRIVATWEG! BETTELN UND HAUSIEREN VERBOTEN! BETRETEN VERBOTEN! VORSICHT, BISSIGER HUND! angeben können. Gegen Schilder dieser Art und gegen Hausbesitzer, die solche Schilder zu Massen an ihren Einfriedungen, Gittertoren und Hecken anbrachten, hatte er zu dieser Zeit längst eine Allergie entwickelt, ähnlich der, die er gegenüber Sulfonamiden litt. Allerdings hätte er es sich zu dieser Zeit nicht mehr gestattet, es bei einer bloßen Allergie zu belassen.

Amalie März ging es zum ersten Mal in ihrem Dienstmädchen- und Putzfrauenleben besser. Was nicht hieß, daß es ihr so gut ging, wie sie es bei den „Herrschaften“ gesehen hatte, das nicht. Fritz, ihr Mann, brachte den Lohn aus dem Reichsbahnausbesserungswerk, und seit der Schorsch aus der Schule war, lernte er auch dort, wurde Schlosser. Die beiden Mannsbilder mußten schon früh aus dem Haus, mit den Fahrrädern waren sie zum Werk nach Aubing hinaus fast eine Stunde unterwegs, und um halb sieben begann ihre Arbeitszeit. Da war sie schon früh um fünf aus den Federn, mußte das Frühstück vorrichten und die Brote zum Mitnehmen. Sich noch einmal hinzulegen danach, das lag ihr nicht, sie war ja keine „gnä Frau“. Und seit die Männer in den neuen, undurchschaubaren Industrien Beschäftigung fanden, konnte auch eine Frau wieder Arbeit finden. Sie war bei den Anthäus-Werken untergekommen, ihre erste Fabrik, seit sie „in Stellung“ gekommen war als halbes Kind. Deshalb ging es ihr nun besser, sogar Butter konnte sie manchmal statt der Margarine auf die Mittagsbrote für die Männer und ausnahmsweise auch einmal für sich streichen.

Verbandspäckchen mußte sie da verpacken, viele Tausende, in graues Segeltuch, wasserfest und luftdicht. Wer wohl jemals so viel Verband brauchen würde? Und in einer solchen Verpackung? Fritz hatte, als sie ihm davon erzählte, etwas von Krieg gebrummt und daß sie es schon am Anfang gewußt hätten. Aber sie glaubte nicht daran, die Saar war deutsch geworden, Österreich hatte sich jubelnd angeschlossen und außerdem, anfangs hatte Fritz noch geglaubt, die Hitlerei hätte bald abgewirtschaftet. Wenn es so weiterging, würden die Kapitalistenländer noch mehr „heim ins Reich“ holen lassen. Dauerte eben länger das Abwirtschaften. Weil sie nicht sicher war, ob ihr Fritz das erwarten konnte oder unvorsichtig wurde, wie schon so viele alte Bekannte, die man nach Dachau ins Lager gebracht hatte, lief sie sogar mit dieser blöden Frauenschäftsadel herum und machte bei den Luftschutzübungen in der Guldeinschule mit. Ließ sich von einem großmäuligen Schäftstiefel dazu abrichten, mit einer Sandtüte und einer Feuerpatsche einen Hausbrand zu löschen. Bloß der Bub, der Schorsch, der machte nicht mit. Schon das Jungvolk hatte er immer geschwänzt, als er noch in die Schule ging. Als deswegen dieser rotnäsige Fähnleinführer zu ihr ins Haus kam mit der Beschwerde darüber, da hatte sie dem angeboten, ihn die Treppe hinunterzuwerfen. Das wäre ihr beinahe übel ausgelegt worden. Sie mußte immer wieder bei sich lachen, wie sie diesen „Fehltritt“ wieder wettgemacht hatte, indem sie sich mit besonderem Eifer bei der Vorbereitung des Eintopfsonntages hervorgetan hatte, so daß sie der Ortsgruppenleiter bei seinem Bericht nach oben lobend erwähnen konnte. Nachher hätte er dazu keinen Grund mehr gehabt, denn die Schwanthalerhöher waren an diesem Sonntag den riesigen Tiegeln mit Erbsensuppe und Linsengericht ferngeblieben, nur so um die dreißig Portionen waren abgeholt worden, über fünfhundert aber übrig geblieben.

„Lach nicht, weißt nicht, ob das erlaubt ist“, ermahnte sie ihre Nachbarin, die Zenta. „Und die Heizdrähte sind Dir auch schon wieder zu heiß geworden.“ Zenta meinte es nicht so, die war ihre Freundin bei den Anthäuswerken geworden. Und über ihren Gedanken hatte sie wirklich nicht aufgepaßt, das Werkzeug zum Verschweißen der gummierten Innenflächen der Packungen stank schon ganz schwefelig. Diesen Geruch, an den sie sich erst gewöhnen mußte, anfangs, als sie neu hier war. Und das Stillsitzen, bis einem der Rücken schmerzte.

Flott schweißte sie weiter, damit sie am Abend auf die vorgeschriebene Stückzahl kam. Trotzdem, mit der Zenta mußte sie nebenbei noch was bereden, was sie drückte.

„Zenta, Dein Bub ist doch Ministrant? Das sehen sie doch nicht gern beim Jungvolk und auch so. Meiner ist jetzt schon im HJ-Alter, aber er geht nie hin. Stattdessen treibt er sich mit seinen Spezl'n herum. Sogar herumprügeln tun sie sich mit den HJlern. Neulich ist er blutiggeschlagen, aber ganz fröhlich heimgekommen. Von einem seiner Spezl'n hab' ich's dann hinterher erfahren, er selber sagt ja nicht, was los war. Eine Blasn haben sie gemacht, eine Geheimbande. Ankerblasn nennen sie sich. Etliche haben sich sogar einen Anker auf den Arm tätowiert, obwohl das Tätowieren in Deutschland auch verboten ist.“

„Pst! Der Meister!“

Amalie hatte ihn auch selbst schon kommen sehen. Allzu oft ließ der sich hier nicht blicken, der Staub und Gestank störte ihn wohl. Er war einer von denen, ein Schaftstiefel, immer mit dem Parteiabzeichen am Arbeitsmantel. Aber keiner von den Scharfen, sonst hätte er schon manches weitermelden müssen. Zenta wartet, bis er wieder draußen ist, dann flüstert sie halblaut zu Amalie hinüber: „Habt ihr eurem Buben gesagt, was vor 33 mit euch los war?“

„Nein, wir haben uns gedacht, er könnte es herumerzählen. Bei dieser Ankerblasn sind ohnehin etliche dabei, die von einer roten Familie kommen. Ist ja weiter kein Zufall in der Schwanthalerhöhe. Draufgekommen sinds aber von allein, schon vor der Olympiade in Garmisch 36. Hinkommandiert haben sie die Kinder, zum Fähnchenwinken, eigens ausgesucht und zuvor noch geschliffen dafür. Wie die wieder daheim waren, die Lausbuben, da haben sie gesagt, daß sie nicht mehr mitmachen wollen, auch später nicht. Die größeren hängen sich einen Kupferpfennig um den Hals, an einem Kettchen. Wenn man sie zur Musterung holen soll, wollen sie sich damit eine pfunds Blutvergiftung beibringen. Dem Schorsch sein Spezl hat es mir verraten. Gwiß wahr! Das kann nicht gut gehn.“

„Von unserer katholischen Jugend ist einer, der später sogar einmal Pfarrer werden will, als Führer hingegangen, und mein Toni sagt, da ist der Nazischliff nicht so schlimm. Wenn der Schorsch erfährt, wie gefährlich es auch für Euch ist, wenn er solche Sachen treibt, dann packt er es vielleicht auch vernünftiger an.“ Amalie fand den Rat der Freundin einleuchtend, gleich am Abend wollte sie dem Schorsch den Kopf zurechtsetzen. Aber gleich nach dem Abendessen sauste der wieder los, zu seiner Blasn, und der Mann erlaubte es ihm auch noch, weil es der Bub gar nicht so dringlich machte. „Laß ihn nur, morgen ist ja Feiertag, da kann er ausschlafen. Tag der Arbeit und Samstag.“

Wenn Amalie gehaut hätte, daß ihr Sohn direkt hineinlief... Ist eben doch nichts Unfehlbares, so ein Mutterinstinkt. Die HJ-Leitung hatte es satt, von diesen rebellischen Jugendlichen aus den Glasscherbenvierteln dauernd gestört zu werden. Über zuverlässige Fähnleinführer hatte sie austreuen lassen, daß die HJler einen Übungsappell auf der kleinen Wiese unterhalb der Bierkeller abhalten werden, zur Vorbereitung für den Aufmarsch am anderen Tag. Daß sich da die Ankerblasn was einfallen lassen würde, damit konnte man fest rechnen. Als die Anker-Burschen hinkamen, da waren die jungen Braunhemden schon aufgestellt. „Werden morgen nicht schön aussehen mit zerrissener Kluft und blauen Augen!“ Aber da tauchten schon überall ältere HJler auf, Arbeitsdienstler und auch Polizei. Schorsch war mittendrin in der Rauferei, gab und nahm was er konnte, bis er von hinten kräftig gepackt, ihm der Arm auf dem Rücken hochgebogen und er in einen Transportwagen gestoßen wurde. Erst im dunklen und vergitterten Wagen spürte er das Blut über seinen Augenbrauen, nur eine Platzwunde, aber es brannte höllisch. „Macht nichts, die haben nichts geschenkt bekommen.“

Ungeduldig startete Amalie die Straße hinunter, als es auf neun Uhr ging, denn um diese Zeit war der Bub sonst längst wieder da, sonst riskierte er ihren angstgeborenen Zorn und den väterlichen Nachschlag. Aber nicht er war es, der schließlich ankam, sondern einer seiner Spezl'n, der Mitgutsch.

Auf den ersten Blick war zu sehen, daß es wieder eine Schlägerei gegeben hatte. Der Junge trug einen Verband aus einem schmutzigen Taschentuch um die Hand gewickelt und war auch sonst nicht unlädiert, zudem keuchte er vom Laufen.

„Frau Persch, es ist etwas passiert!“

„Das seh' ich, was war denn?“ Dabei spürte sie ihre Lippen zittern, mühte sich, es dem Saububen nicht merken zu lassen.

„Mitgenommen haben's alle, wegen der Rauferei mit den Pimpfen.“

„Schau daß Du heimkommst, sonst erwischen's Dich auch noch. Was man mit euch mitmacht, gewiß wahr, graue Haare kann man kriegen.“

Bevor sie zum Polizeirevier ging, steckte sie sich noch das Abzeichen der Frauenschaft an, und auch den Ausweis über die bestandene Luftschutzprüfung nahm sie mit. Aber die Polizeibeamten verwiesen sie nicht ohne Mitgefühl ans Präsidium in der Ettstraße. Dort wollte man sie zur Nachtzeit zunächst nicht einlassen, aber als sie dem Eingangsposten mit ihrer Fragerei lästig wurde, telefonierte er mit einem Zuständigen im Haus und wies sie dann weiter, zum Palais Wittelsbach. Aufgelöst kam sie dort an, auch da wieder nur nach längerem Lamento zu einem Schaftstiefel gelassen, der vor einem Schreibtisch die aufgeregte Frau erst mit Gebrüll wieder verscheuchen wollte, dann aber, als dies seine Wirkung verfehlte, meinte, er könnte sie mit gutem Zureden zum Nachhausegehen bewegen. Als auch das nichts bei Amalie bewirkte und sie mit ihrer inzwischen zurechtgelegten Geschichte ein weiteres Mal beginnen wollte, verlegte er sich auf ein neues Wutgeschrei. Davon wurde aus dem danebenliegenden Raum ein weiterer, offenbar diensthöherer Schaftstiefel angelockt, an den nun Amalie ihren empörten Vorwurf richtete. „Mein Georg, Schorsch heißt er bei uns zuhause, der ist kein Rebell. Ich hab schon immer Angst gehabt, ihn

zur HJ zu schicken, aber heute habe ich ihn einmal gelassen, wegen dem Tag der Arbeit morgen. Daheim hab ich inzwischen seine Uniform gebügelt. Aber er kommt nicht heim und dann erfahre ich, daß man ihn verhaftet hat. Beschwerden werde ich mich. Als treue Volksgenossin lasse ich nicht meinen Sohn zum Verbrecher abstempeln. Wer weiß, mit welchen Subjekten Sie ihn zusammengesperrt haben. — Rebell, mein Schorsch ein Rebell! Ich geb Euch gleich einen Rebell! Der Führer dürfte sowas nicht wissen. Aber ich habe meine Beziehungen, da werde ich mich beschweren.“ Dabei tippte sie an ihr Frauenchaftsabzeichen.

Der diensthöhere Schaftstiefel blickte seinen nachgeordneten an, tippte sich beziehungsweise an die Stirn und ordnete dann an, daß man der Volksgenossin ihr Früchtchen in Gottes Namen mitgeben solle. Dann ermahnte er sie noch, künftig besser auf den Sohn aufzupassen, bald würde es ja der Arbeitsdienst und die Wehrmacht übernehmen, aber bis dahin.

Erleichtert langte sie, es ging schon auf den Morgen zu, mit dem gräßlich verdroschenen Schorsch in der Wohnung an. Fritz war gerade wach geworden. „Ist was los?“

Amalie hantierte schon mit dem Kaffeetopf. „Nix. Nur gelernt hab ich heut nacht, daß man immer noch was machen kann.“

Guntram Vesper Wilddieberei und Förstermorde

Der deutsche Jäger und seine Ideologien

Ein Vorwort, ungereimt

„Das Privatinteresse betrachtet sich als den Endzweck der Welt.“
Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

„Den überragenden Verdiensten, die sich Kriminaldirektor Busdorf vor beinahe drei Jahrzehnten mit der Veröffentlichung seines bekannten Werkes ‚Wildddieberei und Förstermorde‘ erworben hat, kann man — so scheint es mir — keine größere Gerechtigkeit widerfahren lassen, als wenn man der nunmehr erschienenen, lang erwarteten Neuauflage jenes Geleitwort voranstellt, das der damalige Präsident des A.D.J.V., Alfons Prinz zu Isenburg, der Erstveröffentlichung im Frühjahr 1928 mit auf den Weg gegeben hat. Es lautete:

Ein ernstes Buch ist es, das vor uns liegt. Wald und Feld, Waidwerk und Wild finden sich verknüpft mit Grausamkeit, Habgier und Verbrechen. Gewiß eine Verbindung, nicht dazu angetan, Freude zu erwecken. Manch anderes Buch im grünen Gewande mag dem lesenden Waidmann Stimmungen vorzaubern, mag ihn in Erinnerungen versenken, mag ihn hineinversetzen in sein grünes Revier und ihn gedenken lassen alles dessen, was er sehen durfte, oder was er sich zu sehen wünscht. Dieses Buch ist anders geartet. Nicht Freude kann es bringen. Eine düstere Tragik liegt über ihm. Doch so undankbar die Aufgabe auch erscheinen mag, das Wilderertum darzustellen, so abstoßend es auch ist, von Blut-taten zu lesen, von feigem Mord, begangen im stillen Dom des deutschen Waldes, so ist dennoch dieses Buch und vielleicht gerade deswegen eine Erscheinung auf dem Gebiete der jagdlichen Literatur von einer Bedeutung, wie sie nur wenigen Werken zugesprochen werden kann. — Kriminalkommissar Busdorf ist es, der uns schauen läßt, wo im dunklen Tann das Verbrechen lauert, wo die Grausamkeit des Wilderers nicht Halt findet vor dem hilflosen Kitz, dem führenden Mutterwild, ebensowenig aber auch vor dem Menschenleben . . . So hat es denn der Allgemeine Deutsche Jagdschutzverein übernommen, diesem Buch das Geleitwort zu geben. Er tut es freudig und dankbaren Herzens und sendet es hinaus in die Jägerwelt in der sicheren Hoffnung, daß es Segen stiften werde, Segen für unsere Wildbestände, und vor allem, daß es diene der Sicherheit unserer braven Jagd- und Forstschutzbeamten!

Was hier vor 26 Jahren Prinz Isenburg gesagt hat, gilt im gleichen Umfang noch heute. Die Nachkriegsjahre seit 1945 sind auf dem Gebiet der Wildddieberei von einer endlosen Kette schwerster Freveltaten erfüllt . . .

H. J. Cosack, Präsident des Deutschen Jagdschutz-Verbandes e. V.“

Eine Antwort, gereimt

„Ihr hättet ihn denn Holzmord nennen und als Mord bestrafen müssen.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

Der Jennerwein, ein Schütz in schönsten Jahren,
Der ward hinweggeputzt von dieser Erd,
Man fand ihn erst am neunten Tage
Am hohen Peißenberg, bei Tegernsee.

Am harten Fels hat er sein Blut vergossen,
Und auf dem Bauche liegend fand man ihn.
Von hinten war er angeschossen,
Zerschmettert war das ganze Unterkinn.

Man brachte ihn ins Tal und auf den Wagen,
Bei finsterner Nacht ging er sogleich noch fort,
Begleitet von den Kameraden,
Nach Westenhofen, in sein Lieblingsort.

Dort ruht er nun im Grabe wie ein jeder
Und wartet stille auf den Jüngsten Tag.
Dann aber zeigt uns Jennerwein den Jäger,
Der ihn von hint erschossen hat.

Zum Schlusse Dank den Veteranen,
Daß sie den Trauermarsch so schön gespielt.
Ihr Jäger laßt euch nur ermahnen,
Daß keiner mehr von hinten zielt.

Am Jüngsten Tag, da putzt ein jeder
Ja sein Gewissen und auch sein Gewehr.
Und dann marschieren viele Förster und auch Jäger
Aufs hohe Gamsgebirg, zum Luzifer!

Die Sprache

„Das Interesse hat kein Gedächtnis, denn es denkt nur an sich. Das eine, worauf es ihm ankommt, sich selbst, vergißt es nicht. Auf Widerspruch aber kommt es ihm nicht an, denn mit sich selbst gerät es nicht in Widersprüche.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

Wer mit der Jagd zu tun hat, spricht über sie in anderen als unseren alltäglichen und direkten Worten. Zur Bestätigung geben wir nur einige das Reh betreffende jagdliche Ausdrücke aus Diezels „Niederjagd“ (5. Auflage, Berlin 1880) wieder:

„Das männliche Rehwild heißt Bock, das weibliche Ricke oder auch Gaiß. Die ... jungen Rehe nennt man Rehkitzchen oder Rehkälber; an manchen Orten spricht man, wenn man die Geschlechter derselben bezeichnen will, auch wohl von Kitzböckchen und Kitzgaißen. Den jährigen Bock nennt man, wenn er das erste Gehörn trägt (nicht Geweih oder gar Gewicht), Spießbock. Das weibliche Reh nennt man dagegen, wenn es jähig ist, Schmalreh. Von da ab, im kom-

menden Jahre, zweijährige Ricke oder auch, wie überhaupt für die Zukunft, alte Ricke, auch nur Ricke, alte Gaiß, Rehgaiß oder kurzweg Altreh. Ist sie gelt, d. h. nicht hochbeschlagen, so sagt man: Geltreh oder gelte Ricke, auch Gellreh. — Was nun den Bock betrifft, so nennt man ihn, nachdem er sein Spießgehörn abgeworfen und sein zweites mit zwei Enden (Gabel) aufgesetzt hat, Gabelbock. Für die Zukunft heißt er, wenn er sein drittes Gehörn, also eins von sechs Enden trägt, einfach nur Bock. ... Sehr alte Böcke übrigens verrecken das Gehörn am oberen Ende häufig nicht vollkommen, und tritt diese Erscheinung besonders nach strengen Wintern auf. — Um das Waidloch und hinten auf den Keulen haben alle Rehe im Winterhaar einen runden weißen Fleck, den man Spiegel oder Schild nennt. Das männliche Zeugungsglied heißt auch beim Rehwild Brunfruthe; den Haarbüschel am Ende derselben nennt man den Pinsel. Auch die Ricke hat an ihrem Geschlechtsteile, welcher Feigenblatt oder Feigblatt genannt wird, einen längeren Haarbüschel, diesen nennt der Jäger die Schürze oder das Wasserzeichen. — Die Augen des Rehwildes heißen Lichter. Die Ohren nennt man Luhser, das Gehör oder auch Schüsseln; die Zunge wird Waidlöffel, Waidmesser, Graser oder Lecker genannt. — Oberhalb der Vorderläufe befinden sich die Blätter; über den Hinterläufen die Keulen, zwischen welchen das Schloß liegt, dieses besteht aus den beiden Eisbeinen. Den ganzen hinteren Teil oberhalb der Kugel bis zu den Rippen nennt man Ziemer, auch Zimmer; vom Ziemer bis zum Halswirbelknochen läuft der Rücken. ... Herz, Leber und Lunge haben den gemeinsamen Namen das Geräusch, auch Lunze oder Gelünge; den Magen nennt man Pansen oder Wanst; die von der Netzhaut umgebenen Gedärme das Geschiede. Der Ausgang des Mastdarmes, auch Waiddarm genannt, heißt das Waidloch. ... Nach erhaltenem Schuß stürzt oder bricht das Rehwild zusammen, ist es getroffen, so ist es verwundet oder angeschweift. ... Abgenicken, abnicken, nicken oder genickfangen heißt: Mit dem Genickfänger oder Jagdmesser das Rückenmark vom Gehirn da zu trennen, wo Hirnschale und Halsknochen zusammenkommen. Man setzt hierbei das Messer am besten parallel der Stirnplatte, denn so wird man den richtigen Punkt immer treffen. Verliert das Rehwild durch einen plötzlichen Schreck für den Augenblick die Besinnung, so kommt es wohl vor, daß es in diesem Zustande der größten Erregung mit dem Kopfe vehement gegen Bäume anrennt und sich durch diesen überaus heftigen Schlag selbst das Genick abstößt, man sagt dann: das Reh hat sich abgenickt. — Tritt der Tod ein, so endet oder verendet das Reh. Diese beiden Ausdrücke sind aber nur dann gebräuchlich, wenn es durch des Jägers Hand den Tod erleidet; sind Krankheiten, Hunger oder andere Zufälle dessen Ursache, so fällt es oder es geht ein.“

Die Sprache des Jägers ist keine Berufssprache. Sie wird vielmehr bewußt als Gruppensprache verstanden und gepflegt, d. h. sie soll in der Art des Rotwelschen Außenstehende am Verständnis des Gesprochenen hindern. Das hat zur Folge, daß sie gleichzeitig die Gruppe nach innen stabilisiert. Man redet im Einverständnis mit seinesgleichen, mit Individuen gleichen Interesses, und hat

die Gewißheit, unter sich zu sein. Man schließt sich zusammen, sondert sich ab und fühlt sich privilegiert. Man ist es in der Tat.*

Die Regeln, denen die Gruppe der Jagdausübenden ihre Mitglieder unterwirft, sind minutiös. Das deuten schon die differenzierte Jägersprache und ihre Grenzfälle an.

„Waidgerecht“ ist das Haupt- so gut wie das Machtwort. In einer Welt, in der andauernd Menschen dem Hunger und der Gewalt zum Opfer fallen, glaubt der Jäger, seinem humanen Auftrag gerecht zu werden, wenn er den Tieren nach den ausgeklügelten Regeln seiner Pseudozunft nachstellt. Ein solches Selbstverständnis findet seinen Niederschlag sogar in den Gesetzen, so im Bundesjagdgesetz aus dem Jahr 1961, in dem folgende Ge- und Verbote zu finden sind:

§ 19/ Sachliche Gebote

Verboden ist, mit Schrot oder Posten oder mit gehacktem Blei oder mit Bolzen, auch als Fangschuß, auf Schalenwild und Seehunde zu schießen; auf Rehwild und Seehunde mit Büchsenpatronen zu schießen, deren Auftreffwucht auf 100 m (E 100) weniger als 100 Meterkilogramm beträgt; der entsprechende Wert für Gamswild beträgt 200 Meterkilogramm; auf alles übrige Schalenwild mit Büchsenpatronen unter einem Kaliber von 6,5 mm zu schießen; im Kaliber 6,5 mm müssen die Büchsenpatronen entweder auf 100 m eine Geschossgeschwindigkeit (V 100) von mindestens 850 m/sec ergeben oder ein Geschossgewicht von mindestens 10 g haben; die Lappjagd innerhalb einer Zone von 300 m von der Bezirksgrenze, die Jagd durch Abklingeln der Felder oder die Treibjagd bei Mondschein auszuüben; Federwild zur Nachtzeit nachzustellen. Als Nachtzeit gilt die Zeit von eineinhalb Stunden nach Sonnenuntergang bis eine Stunde vor Sonnenaufgang. Das Verbot umfaßt nicht die Jagd: auf Schnepfen, Auer- und Birkhähne; auf Fischreiher, Fischadler, Möwen und Haubentaucher, sofern diese auf künstlichen Fischteichen angetroffen werden; (...) die Jagd von Luftfahrzeugen aus zu betreiben (...)

Das Privileg

„Die ganze Welt ist ihm (dem Interesse) ein Dorn im Auge, eine Welt von Gefahren, eben weil sie nicht die Welt eines, sondern die Welt vieler Interessen ist.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahls-gesetz. 1842.

Anders als beispielsweise in Italien, wo jedermann außerhalb der Schonzeit jagen darf, ist dies in Westdeutschland nur den Inhabern zweier verschiedener Berechtigungen (Jagdschein, Revierpacht) möglich: die Jagd stellt also ein Privileg dar, in dessen Genuß nur eine Minderheit kommt, bei der vergleichsweise

* 1973 wurden 234 888 Jahresjagdscheine ausgegeben. Aber nur ein Teil dieser Waidmannsgilde, schreibt Carl Albrecht von Treuenfels in der FAZ vom 11. 5. 74, könne in einem Eigenjagd- oder einem Pachtrevier auf die Jagd gehen. Statistisch entfällt auf 6 1/2 Jäger nur ein Revier; es muß mindestens 150 Hektar aufweisen, die Pacht kostet bis zu 100 Mark pro Hektar im Jahr. So sinkt der Anteil der Arbeiter und Handwerker, der bei den Jagdscheininhabern noch 8 Prozent beträgt, bei den Revierpächtern auf 2 Prozent, und während die Kaufleute unter den Jagdscheininhabern 16 Prozent ausmachen, sind sie bei den Jagdpächtern mit 29 Prozent vertreten. Noch deutlicher sind die Zahlen für das Gebiet Nordrhein. Arbeiter sind 5 Prozent der Jagdscheininhaber, Kaufleute 28 Prozent. Bei den Revierpächtern gibt es nur noch 1 Prozent Arbeiter, dafür aber 53 Prozent Kaufleute. Differenziertere Angaben weist die Statistik nicht aus.

geringen Anzahl der Reviere und ihre Bindung an einzelne Jäger auch nur eine Minderheit kommen kann.

Die Jagdscheinprüfung, deren Modalitäten, Aufgaben und Vorbereitungen im Zusammenspiel von staatlichen Förstern und privaten Jägern bzw. deren Behörde und Verband festgelegt werden, erfordert eine lange, kostspielige Vorbereitung des Prüflings ebenso wie eine teure Ausstattung. Sie wirkt (und wird auch so eingesetzt) als variables Regulierungsinstrument, mit Hilfe dessen die Zahl der Jagdscheininhaber unter Kontrolle gehalten und sogar eine mißliebige Einzelperson notfalls abgewehrt werden kann. Wer die Prüfung ablegt, hat erleichterten Zugang zu Schußwaffen. Die Prüfungskammern üben im Grunde genommen staatliche Funktion aus, ohne freilich vom Staat ausreichend kontrolliert zu werden.

Wer ein Wild schießen will, muß nicht unbedingt Inhaber einer Jagd sein. Er kann sich auch einladen lassen. Die Einladung muß aber vom Pächter eines Reviers kommen. Diese Reviere werden aus Grundstücksflächen gebildet, aus Feldern, Wäldern und Wiesen etwa, deren Besitz nicht automatisch die Jagdberechtigung einschließt. Selbst im eigenen Gemüsegarten darf man ja einen Hasen nicht fangen, es sei denn, man ist Großgrundbesitzer. Befinden sich nämlich mindestens 75 ha für die Jagd infrage kommendes Gelände in einer Hand, bilden sie einen Eigenjagdbezirk, in dem der Eigentümer, besitzt er nur den Jagdschein, die Jagd ohne weiteres Dazwischenreden ausüben kann.

Vorgeschichte

„Ihr habt die Grenzen verwischt, aber ihr irrt, wenn ihr glaubt, sie seien nur in euerm Interesse verwischt. Das Volk sieht die Strafe, aber es sieht nicht das Verbrechen, und weil es die Strafe sieht, wo kein Verbrechen ist, wird es schon darum kein Verbrechen sehen, wo die Strafe ist.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahls-gesetz. 1842.

Die heutigen Zustände, auch was die Jagd angeht, kommen nicht von ungefähr. Ihre Vorgeschichte reicht weit zurück, über das Mittelalter, die Feudalzeit hinaus. Zuerst war das Wild herrenlos und Besitz aller. Damals jagte man, um leben zu können. Wer ein Tier erlegte, dem gehörte es. Als, über Jahrtausende, Ackerbau und Viehzucht aufkamen und angingen, die Hauptarbeit und die erste Quelle zur Stillung der Bedürfnisse des Menschen zu werden, als sich gesellschaftliche Hierarchien ausbildeten, wandelte sich auch das Bild der Jagd. Wem die Feldarbeit genügend Zeit und Kraft ließ, wer sie nur zeitweise oder, weil andere für ihn arbeiteten, gar nicht ausführen mußte, konnte der Jagd, diesem spannenden, im Verhältnis zum Aufwand unökonomischen Vergnügen nachgehen.

Die Jagd, wo sie aufhört, Arbeit zu sein, wird zugleich zum Privileg, zumindest zum Indiz der bevorzugten sozialen Stellung dessen, der sie ausübt. Eine gerade Linie geht von da bis zu den heutigen Diplomatenjagden. Bezeichnen-derweise versammelt man sich jeden Herbst eben nicht zum Rübenroden, Kartoffelnausnehmen, Holzhauen. Es geht um Lust, um soziales Prestige, darum vor allem.

Lange Zeit war die Grenze nicht scharf gezogen, konnte auch der Bauer, wenn

er wollte, hinterm Hof oder im nächsten Wald auf die Jagd gehen. Auch die Ackerbauern waren, wenn man will, einmal freie Jäger. Das unbebaute Gemeindeland (der Wald z. B.) stand den Markgenossen, späteren Dorfbewohnern zur Jagd und sonstigen Nutzung zur Verfügung. Freilich errichteten Adel und Fürsten bereits im frühen Mittelalter die Bannforsten, in denen sie allein jagten. Ebenso nahmen sie die größeren Tiere für sich in Anspruch.

Der Prozeß, in dessen Verlauf das Jagdrecht endgültig zum Regal wurde, vollzog sich vom 13. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Schon aus der Zeit um 1250 ist folgende Klage überliefert:

Die fürsten twingent mit gewalt
Velt, stein, wazzer und walt,
Darzuo beide wilt und zam;
Sie taeten luft gerne alsam,
Der muoz uns doch gemeine sin.
Möhten sie uns den sunnen schin
Verbieten, ouch wint und regen,
Man müest in zins mit golde wegen.

Die Jagd als ein vom Landesherren in Anspruch genommenes Hoheitsrecht basierte auf der herrschenden Idee jener Zeit, wonach der Landesherr als Eigentümer des von ihm beherrschten Landes angesehen werden wollte. Weiter spielte bei der Ausbildung des Jagdregals die aus dem römischen Recht überkommene Lehre von den herrenlosen Sachen, unter die das Wild gezählt wurde, eine bedeutende Rolle.

„Diese Grundansichten mußten“, schreibt Meyers Konversations-Lexikon, 5. Auflage 1895, „offenbar das ganze seitherige Verhältnis umgestalten. Besonders ward aber nun die Regalitätsidee der Jagd dadurch noch weiter geführt, daß die Einteilung der Jagd in hohe und niedere schärfer hervorgehoben, namentlich die hohe Jagd unbedingt als Regal erklärt und bei der Jagdverleihung häufig dem Lehnsherrn vorbehalten wurde; dann, daß die Ansicht sich geltend machte, nur den Adligen stehe die Jagd zu, und daß die Jagd auf fremdem Grund und Boden häufiger wurde. Endlich aber wurde mannigfacher Widerstand gegen das Neue seitens der Vasallen durch Aufkäufe der Jagd von dem Landesherrn beseitigt. Die schlimmste Frucht dieser von dem ursprünglichen Rechtsweg abgeirrten Verhältnisse war, neben den unmenschlichen Gesetzen gegen die Wilderer, der Jagddruck, der auf den Bauern lastete.“

Die Jagd ist Lust, Spiel, Vergnügen, Luxus. Sie ist ein Privileg Privilegierter. So wird die Geschichte des Jagdrechts eine Geschichte fortschreitender Unrechthandlungen.

1836 schreibt Friedrich Rückert:

Meinem Vater hat seiner gesagt:
Mein Vater hat noch Hasen gejagt,
Das ist dann eingegangen.
Ich habe noch Fische gefangen,
Nun sind die Teiche zugesetzt.
Du selbst, mein Sohn, fängst Vögel jetzt,
Deinem zukünftigen Sohne

Wird verpönt die Dohne.
Auszulassen den Jagdtrieb,
Darf er noch fangen den Molkendieb.
Lebt einst dein Enkel auf Erden,
Wird auch das verboten werden.

Der Exzeß

„Formationen der Gesetzlosigkeit.“ Karl Marx, Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz, über die Gewohnheitsrechte der Privilegierten. Schon im 15. und 16. Jahrhundert kamen die Wucherungen und erzeugten böses Blut. Da war einmal die Jagdfron der Bauern. Sie senkte die enormen Kosten der großen Adels- und vor allem Hofjagden um ein geringes, machte dem Bauern aber viel Mühe, indem sie tagelang zu erbringende Dienste wie Treiben, Fahren, Wachhalten verlangte. Dann mußten spezielle Abgaben entrichtet werden: z. B. Hecken-, Wald-, Wildhufenhafer, Wolfsjagddienstgelder. Manche Bauern waren verpflichtet, die Jagdhunde übers ganze Jahr zu füttern, andere, den Jagdgesellschaften Unterkunft und Verpflegung bereitzustellen.

Besonders stark litt die Landbevölkerung unter den Wildschäden. Die Fürsten sorgten mit allen Mitteln für möglichst große Bestände des ihnen edel erscheinenden Wildes; der Hirsch galt, damals wie heute, als König des Waldes. Das Überhandnehmen des Rotwildes hatte ungeheure Flurschäden zur Folge. Das Gedicht „Der Bauer. An seinen Tyrannenfürsten“ von Gottfried August Bürger ist ein Dokument des Antifeudalismus:

Wer bist du, Fürst? daß über mich
Herrollen frei dein Wagenrad,
Dein Roß mich stampfen darf?

Wer bist du, Fürst? daß in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau und Rachen haun?

Wer bist du? daß durch Saat und Forst
Das Hurra deiner Jagd mich treibt,
Entatmet wie das Wild?

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und du verschlingst,
Das Brot, du Fürst, ist mein!

Du Fürst hast nie bei Egg und Pflug,
Hast nie den Erntetag durchschwitzt!
Mein, mein ist Fleiß und Brot!

Ha! du wärest Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus! du raubst!
Du nicht von Gott! Tyrann!

Damit das Wild zur Äsung auf Bauernland frei austreten konnte, wurden die Waldungen der Jagdherren nicht eingezäunt. Auch die Bauern durften ihre

Felder dem Wild nicht versperren noch durften sie es schrecken. Vielmehr wurde von ihnen verlangt, die Schäden als eine spezielle Form der Abgabe, deren Höhe vom Zufall abhing, zu betrachten. Außerdem waren da noch die Jagdgesellschaften, die rücksichtslos über die bestellten Felder ritten und sie verwüsteten.

Solche Exzesse sind charakteristisch, stehen stellvertretend für die gesellschaftlichen Zustände im Feudalismus des 15. und angehenden 16. Jahrhunderts. Waren die Mißstände in der Stadt vornehmlich Zeichen, sogar schon Geburtswehen einer neuen Zeit, so stellte sich die soziale Situation auf dem Land als unmittelbarer Ausfluß einer spätfeudalistischen Gesellschaftsverfassung dar, die unter den Stichworten Raubadel und Bauernschinderei subsummiert werden muß. Eccardus sagt in seiner „Geschichte des niederen Volkes in Deutschland“:

„Immer wieder staunen muß man darüber, wie der damalige deutsche Bauer das trotz seiner noch ungebrochenen Urkraft und seinem eisernen Fleiß unmöglich Scheinende dennoch fertig bekam: nicht nur sich und seine Familie durchzubringen, sondern auch einen anspruchsvollen, faulenzenden Adel auszurüsten und zu verpflegen neben einer nicht minder zahlreichen feisten Klerisei; denn Stifte und Klöster waren zur Reformationszeit vollgestopft mit Schätzen und Vorräten weit mehr noch als adlige Schlösser. Dazu fielen auch die Hauptlasten der Kriegsführung auf den kleinen Mann, nicht bloß in Form von Brandschatzung und Eigentumsvernichtung, sondern, wenn hohe Herren Fehde führen wollten, wurden von ihrem Landvolk die Kriegskosten als ‚Reisegelder‘ erhoben, abgesehen von allen möglichen andern extraschikanösen Umlagen, welche harte Habgier und steigendes Bedürfnis ersannen. (...) Da der Adel, wenn der eigenen Heimtücke auch nur halb bewußt, sich sagen konnte, daß durch solche schändliche Behandlung der Bauer dazu gereizt werden müsse, gleich einem gehetzten Bären sich eines Tages gegen seine Peiniger aufzurichten, galt es als eine adlige Standespflicht im wohlbegriffenen Standesinteresse, das Landvolk derartig zu placken und in den Staub zu treten, bis seiner Demut jeder Gedanke des Widerstandes gleich Wahnsinn erschien. (...) Eine Haupthandhabe für diese Art Wirtschaftspolitik bot der adlige Zeitvertreib der Jagd. Dieselben Felder, die den Ritter durch die Arbeit des Bauern reichlich ernähren sollten, wurden trotzdem den ärgsten Wildschäden preisgegeben, der Ackersmann durfte Wild nicht anrühren, selbst wenn es vor seinen Augen die Frucht seiner Mühen vernichtete. (...) Selbsthilfe gegen Wildschaden ward als Jagdfrevel am Leibe der Ärmsten mit Verlust beider Hände, Ausstechen der Augen, Entmannung bestraft. Der Wildbann verbot dem Bauern das Töten von Wild, die Jagdfron zwang ihn zur Beschaffung von Garn und zum Treiberdienst, eine Wildsteuer hatte er schließlich noch dafür zu zahlen, daß der Jagdherr das Wild gnädigst erlegte.“

Die Antwort

„Man wird finden, daß die Gewohnheiten, welche die Gewohnheiten der ganzen armen Klasse sind, mit sicherem Instinkt das Eigentum an seiner unentschiedenen Seite zu fassen wissen, man wird nicht nur finden, daß diese Klasse den Trieb fühlt, ein natürliches Bedürfnis,

sondern ebenso sehr, daß sie das Bedürfnis fühlt, einen rechtlichen Trieb zu befriedigen.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahls-gesetz. 1842.

Auf die Exzesse hat es frühe Antworten gegeben. Die deutlichste und lauteste war der Bauernkrieg. Auch wo die Forderungen der Aufständischen das allzeit geschätzte Adjektiv maßvoll verdienen, scheint die Not durch, so in den „Zwölf Artikeln“ vom 19. März 1525. Der vierte und der fünfte Artikel stellen fest, es sei Gottes Wort ganz zuwider, daß kein armer Mann Wild erlegen oder Fische fangen dürfe. Aus den Waldungen solle jeder seinen Bedarf an Bau- und Brennholz unentgeltlich beziehen. Der vierte Artikel lautet:

„Zum vierten ist bisher der Brauch gewesen, daß kein armer Mann mit Gewalt gehabt hat, das Wildbret, Geflügel oder Fisch in fließendem Gewässer zu fangen, welches uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt, besonders eigen-nützig und dem Wort Gottes nicht gemäß. Auch an etlichen Orten halten die Obrigkeiten uns das Wild zu Trotz und mächtigem Schaden, dieweil uns das Unsere (so Gott dem Menschen zu Nutz hat wachsen lassen) die unvernünftigen Tiere zu Unnutz wegfressen mutwilliglich.“

Jakob Grimm schreibt 1828 (was die dauernde Aktualität des Problems beweist):

„Dieser Sinn (nach freier Jagd und freiem Fischfang) treibt bis auf heute manchen Wilddieb, der sonst nichts verbricht, und welchem natürlich empfindenden Menschen wird nicht schwül dabei, wenn er Arme darben sieht, die im gemeinen Fluß den ungefangenen Fisch nicht fangen und das unerlegte Wild nicht erlegen dürfen? Dürres Laub kehren, Beeren lesen, kleine Vögel fangen dürfen sie noch.“

Mit der Niederwerfung der aufständischen Bauern 1525 endete nicht nur jede Artikulation ihrer Forderungen für lange Zeit, sie hörten auch auf, eine gesellschaftlich aktive Rolle zu spielen. Die Zustände, nicht nur, was die Jagd anging, blieben bestenfalls beim alten, meist verschlechterten sie sich.

Die Antwort der Einzelnen

„Wenn jede Verletzung des Eigentums ohne Unterschied, ohne nähere Bestimmung Diebstahl ist, wäre nicht alles Privateigentum Diebstahl? Schließe ich nicht durch mein Privateigentum jeden Dritten von diesem Eigentum aus?“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahls-gesetz. 1842.

Aus der Zeit des Absolutismus sind die Namen erster Wilddiebe überliefert. Nachdem der Bauer keine Möglichkeit hatte, den Mißständen politisch handelnd gegenüberzutreten, griff er in zunehmendem Maße zur individuellen Selbsthilfe. Der Bauer, zumal nach Bauernkrieg und Dreißigjährigem Krieg, gewöhnte sich an die meisten Bedrückungen; gleichwohl sind die mit der Jagd verbundenen Lasten von der Landbevölkerung nie wirklich hingenommen worden. Für alle Ungerechtigkeiten, die den deutschen Bauern zugemutet wurden, stand die Drangsal durch die Jagd. Vielleicht deshalb, weil sie allein die Rechtfertigung der Lust anführen konnte. Änderung des Jagdrechtes und seiner Praxis zu fordern, und sei sie noch so unbedeutend, von noch so kurzer Dauer, dies blieb als Rest der „Zwölf Artikel“.

Wird der Landbewohner in Form der einzelnen Selbsthilfe tätig, haftet ihm, dem Wilddieb, etwas Aufrührerisches, Revolutionäres an. Die grausame Strafe, die ihn trifft, ist nicht die Strafe für Diebstahl (die freilich damals unmenschlich genug war). Im Fall des Wilderer wird kein bloßer Diebstahl von Wild, kein Vergehen gegen das Eigentum, sondern die Verletzung eines fürstlichen Rechts, die Anmaßung einer adligen Handlung abgeurteilt und mit barocker Vergeltung bedacht. Nicht die Eigentums-, die Machtverhältnisse waren bedroht.

„In der Gegend um die Stadt Friedberg in der Wetterau erblickten im Mai 1666 einige auf dem Feld arbeitende Landleute einen aus dem Wald hervorbrechenden Hirsch, auf dessen Rücken mit Stricken und Ketten ein Mann befestigt war. Das Tier flüchtete beim Anblick der Leute so schnell, daß ein Einfangen unmöglich war. Einige Tage später wurden Hirsch und Wilddieb bei Solms tot aufgefunden. Mensch und Tier bestanden nur noch aus Haut und Knochen.“

Wenn die Banditen, wie Hobsbawm in seinem Buch über sie schreibt, „Gestalten sozialen Protests und Empörertums“ „gegen die innere Schichtung der Gesellschaft“ sind, steckt in jedem Wilderer jener Zeit ein Sozialbandit. Nur so kann auch erklärt werden, daß der „Wildschütz“ bis in unsere Tage eine mythologische, positiv romantische Figur geblieben ist, vom „Bayrischen Hiesl“ Matthäus Klostermaier über Carl Stülpner, „den Wildschützen im sächsischen Hochgebirge“ und Jennerwein, dessen Erschießung das Volkslied besingt, bis zu Matthias Kneissl und „Jaider, den einsamen Jäger“.

Die großen Wilddiebe und Raubschützen der deutschen Vergangenheit sind sagenhafte, von Legenden verdeckte Empörer, die, in einer Mischung aus Widerstandswillen und Jagdlust, die Gesetze einer hierarchisch gegliederten Ständegesellschaft ganz privat infrage stellten, für sich allein außer Kraft setzten. Was Wunder, daß dergleichen Mythen bis heute lebendig geblieben sind, stellen sie doch nicht zuletzt ein einheimisches Pendant zu den entsprechenden, durch Heftchen, Hollywood-Filme und Fernsehserien überpopulär gewordenen nordamerikanischen Helden wie Jesse James, Doc Holliday und Wyatt Earp dar. Charakteristisch für die Idealisierung eines Wilderers ist die folgende Episode aus einem Volksbuch über Carl Stülpner:

Als eines Tages ein armes Weib sich im Walde einiges dürres Leseholz gesammelt hatte, welches an gewissen Tagen erlaubt war, so kam der Förster des Bezirks hinzu und forderte unter Androhung harter Strafe mit ungestümen Worten ein Pfand. Unter lautem Wehklagen und Bitten beteuerte das Weib seine Armut und sein Unvermögen, das Verlangen zu befriedigen. Doch der Förster, von Wut entbrannt, riß ihr mit Gewalt den Korb vom Rücken, und zertrat ihn fluchend und tobend in Stücke, und machte noch Miene, sich an der über diese Ungerechtigkeit nach Hilfe schreienden Frau tätlich zu vergreifen. — Stülpner, der in einem nahen Dickicht Zeuge dieses Vorfalles gewesen war, stand jetzt wie aus der Erde hergezaubert mit gespannter Büchse vor dieser Gruppe und rief mit donnernder Stimme: „Was gibt Ihnen, Herr Förster, das Recht, dieses arme wehrlose Weib so zu mißhandeln?“ — Förster: „Und wer hat das Recht, mich hier über meine Handlung und die Ausübung meiner Pflicht zur Rede zu stellen?“ — Stülpner: „Jeder rechtliche Mensch ist verpflichtet, Miß-

handlungen gegen alte schwache Personen zu unterdrücken und die an ihnen ausgeübte Schändlichkeit zu bestrafen. Das, was eben Sie jetzt taten, war schlecht, und ich würde mich an Ihrer Stelle schämen, eine so alte wehrlose Person, die noch dazu weiter gar nichts verbrochen hat, auf ähnliche Art zu behandeln.“ Förster: „Was soll das heißen, und wer ist er?“ Stülpner: „Jetzt bezahlen Sie den Augenblicke der armen Frau zehn Groschen für den zertrretenen Korb. Herr Förster, Sie wollten gerne wissen, wer ich wäre. Ich bin Stülpner, vor welchem Sie sich künftig in Acht nehmen mögen; denn würde er Sie nochmals auf ähnliche Art wie heute treffen, so möchten Sie dann wohl nicht mehr so leichten Kaufs davonkommen, und nun Gott befohlen.“

Das Buch über Stülpner hat zwar nicht, wie etwa das Volkslied über Jennerwein, eine zahlreiche anonyme Verfasserschaft, es ist jedoch mit starkem Seitenblick auf die Leser aus der arbeitenden Klasse und ihre Sehnsüchte geschrieben; die zitierte Szene entspricht gewiß einer weitverbreiteten Erwartung und führt, durchaus auf einem allgemeinem Rechtsempfinden und auf der historischen Kollektiverfahrung fußend, den edlen Freischützen als Retter und den hartherzigen, unnachgiebigen Forstbeamten als Büttel der Herrschenden ein.

Der Hunger

„Er (der weise Gesetzgeber) muß mit der höchsten Milde als eine soziale Unordnung korrigieren, was er nur mit dem höchsten Unrecht als ein antisoziales Verbrechen bestrafen darf. Er bekämpft sonst den sozialen Trieb, indem er die unsoziale Form desselben zu bekämpfen meint.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

Hunger erzeugt den Drang, sich Nahrung zu holen, wo sie zu finden ist. Nicht zufällig gilt Mundraub als straffrei. Das 19. Jahrhundert verzeichnet ein ungeheures Anwachsen der land- und besitzlosen Bevölkerung sowie ihre Zusammenballung in Gewerbe- und Industriegegenden. Dies ist der zweite, für die Ausbreitung der Wilderei ursächliche Prozeß. Hungersnöten wie denen von 1817 und 1847 und Wirtschaftskrisen wie denen in den vierziger, fünfziger, sechziger, siebziger Jahren waren die Menschenmassen schutzlos ausgeliefert. Ohne Land und weiteren Besitz, sahen sie sich allein auf einen regelmäßig fließenden Lohn und auf seine Kaufkraft als Subsistenzmittel verwiesen. So traten besonders in der Zeit von Versorgungs- und Wirtschaftskrisen während der vergangenen 150 Jahre hauptsächlich in unterentwickelten Landstrichen (aus dem ländlichen Proletariat) und in von Wald umgebenen Industriegebieten (aus der Arbeiterschaft) Wilddiebe in nennenswerter Anzahl auf. Die Häufung des Delikts in der Statistik der Straffälle ist stets ein Indiz für die allgemeine ökonomische Situation gewesen. Im Rechtsbewußtsein der Bevölkerung galt, der historischen Überlieferung entsprechend, Wilddiebstahl, im Gegensatz zu Diebstahl, Einbruch oder Raub, deren Alternative er nicht selten war, als nicht kriminalisierend, als durchaus ehrenhaft.

Die Eskalation

„Dieser Wille will, daß der Staat ihm den Bösewicht auf Diskretion überlasse.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

Schon das Lied vom Jennerwein zeigt: die Jagdberechtigten, wenn sie den Eindruck hatten, die Justiz arbeite ihnen bei der Bestrafung der Wilderer nicht zu (was nicht am Unwillen der Richter lag, die waren nur allzu bereit, sondern eher daran, daß in einem sich industrialisierenden und später industrialisierten Land ein so anachronistisches Privileg wie die Jagd kaum noch aufrecht erhalten werden konnte), verschafften den eigenen, aus anderen, nämlich den feudalen Zeiten stammenden Gesetzen auf eigene, nämlich auf die Faust der Bourgeoisie Geltung. Unter diesen Bedingungen führte die Tatsache, daß beide Seiten der Auseinandersetzung mit Schußwaffen ausgerüstet waren, zu Zuständen, die denen im nordamerikanischen Westen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ähnelten: Schieß oder stirb.

Die Literatur zum Thema

„Das Privatinteresse ist aber immer feig, denn sein Herz, seine Seele ist ein äußerlicher Gegenstand, der immer entrissen und beschädigt werden kann, und wer zittert nicht vor der Gefahr, Herz und Seele zu verlieren?“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

Über die Feuergefechte im deutschen Wald, über die Tötung von Förstern und Wilderern gibt es zwei Arten von Literatur. Die Bücher, Lieder und Berichte vom oder fürs Volk sprechen nicht von Wilddieben, sondern von Wild- oder Freischützen und heroisieren sie als Sozialbanditen, als Geißel der Bevorrechtigten und als momentane Korrektoren gesellschaftlicher Unzulänglichkeiten. Die andere Seite, die Jäger, die Förster und beider Parteigänger, schreibt zum Thema auch eine andere Art Literatur. „Wilddieberei und Förstermorde“ erschien in drei Bänden und mit Illustrationen versehen Ende der zwanziger Jahre in Berlin und stammt aus der Feder des „Kriminalkommissars am Polizeipräsidium in Berlin“, Otto Busdorf. Busdorf, Jäger einer- und Beamter andererseits, galt als führende Autorität auf dem Gebiet der Jagdverbrechen. Das Werk erlebte, in einem Band zusammengefaßt, in der Bundesrepublik mehrere Neuauflagen, die letzte 1971. Die dreibändige Originalausgabe enthält Schilderungen von weit mehr als zweihundert Fällen des Schußwaffengebrauchs gegen Menschen auf der Jagd. Eine Tendenz verdeutlicht sich schon, liest man die Fallüberschriften:

Ermordung des Revierförsters Gerlach. Tötung eines Wilderers. Ermordung des Försters Rudolph in Tambach. Ermordung des Försters Meyer und des Hau-meisters Bode. Erschießung eines Wilderers. Ermordung des Gutsförsters Lund. Erschießung eines Wilderers. Ermordung des Grafen von der Goltz und seines Försters. Erschießung eines Frettierers. Tötung eines Wilderers. Ermordung des Forstaufsehers Meine.

Der namentlich genannte Förster oder Jäger, man liest es mit Staunen, ist stets „ermordet“, der anonyme Wilderer immer „getötet“ oder „erschossen“ worden. Im Fortgang des Buches setzt sich ein reißerischer Beiklang der Untertitel durch: *Die Kehle durchschnitten. Die Augen eingedrückt. Nach 35jährigem Zuchthaus schlecht bewährt. Ermordet und vergraben. Pflichttreue bis zum Tode. Das verlorene Fernglas. Versager in höchster Not. Bestialische Zigeuner. Der blind-*

geschossene Förstermörder. Lebendig begraben? Wilderertypen. Lynchjustiz.

Eine andere Form der Tendenzliteratur über den Wilderer stellen die fiktiven Texte dar. Von Gerstäcker und Ganghofer reicht das bis in unsere Tage. Die gleichen Versandfirmen, die dem Jäger die Waffen liefern, schicken ihm auch die moralische und ideologische Aufrüstung in Form einer extrem parteilichen Literatur ins Haus. Diese Bücher tragen Titel wie „Wilderer am Werk“, „Wilderer in der Schlinge“, „Schüsse am Mittagsjoch“ und „Weihnachten ohne Gnade“.

Die Muster

„Wer haßt ein Ding und brächt es nicht gern um!“ Shakespeare-Zitat in Karl Marx: Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

In Friedrich Gerstäckers Erzählung „Der Wilddieb“ wird ein Dorfgastwirt vorgeführt, der wildert, um seinen Gästen Wildgerichte vorsetzen zu können; ein nicht eben typischer Beweggrund; meist kauften die Wirte das Wild nämlich und ließen andere, die armen Schlucker, die nicht so viel zu verlieren hatten, schießen.

Um so zutreffender beschreibt Gerstäcker die selbstgewählte Isolierung der Forstbeamten in der Dorfgemeinschaft: *Die Forstleute hatten sich im Wirtszimmer der Krone so nahe zusammen und dadurch von den übrigen so abgesondert wie möglich gesetzt. Jäger haben es nicht gern, daß die Bauern hören, was sie miteinander sprechen, und wenn es selbst gleichgültige Dinge wären.*

Die Förster verdächtigen den Wirt der Wilderei; ein Plan entsteht: „Wenn man ihm nun einmal ein Stück Wild durch jemand ins Haus schickte, auf den man sich verlassen kann“, sagte der Forstrat leise. — „Nun, dann kauft er's“, sagte Müller, „er braucht ja nicht zu wissen, wo es her ist.“ — „Aber der Überbringer müßte ihm gestehen, daß er's gestohlen hat, und es ihm zu einem Spottpreis anbieten. Nimmt er das, so haben wir ihn, und das andere kriegen die Gerichte aus ihm heraus.“ — „Donnerwetter“, flüsterte Meier, „das ginge am Ende!“

Der leidenschaftliche Haß auf einen Verdächtigen, für dessen Überführung einer der Jäger ein Stück von seinem kleinen Finger hergeben würde, führt dazu, daß man zur niederträchtigen und gewiß unwaidmännischen Methode des Agent provocateur greift. Freilich erkennt der Wirt den Hinterhalt. Am Ende aber wird er im Wald gestellt.

„Halt!“ donnerte ihm das Schreckenswort entgegen, „bei dem ersten Schritt, den du weiter tust, schieß ich dich über den Haufen!“ — Der Wilddieb zuckte zusammen, und fast unwillkürlich ließ er das erlegte Stück von den Schultern zur Erde niedergleiten. „Haben Sie keine Angst, Herr Meier“, versetzte der Wirt ruhig. „Ich habe gefehlt und muß nun die Folgen tragen. Würde mir auch verwünscht wenig helfen, wenn ich davonliefe, denn mein Wirtshaus könnt ich doch nicht mit mir auf dem Rücken fortnehmen, und erkannt haben Sie mich nun einmal.“

Der Wirt appelliert an die Nachsicht des Forstbeamten und wird zurückgewiesen: *Und wie war der sonst so hochmütige Bursche auf einmal so zahm und höflich geworden — fünfhundert Taler wollte er geben, wenn ich ihn laufen ließ? — Meier lachte still in sich hinein und hätte in diesem Augenblicke wirk-*

lich kein Geld der Welt genommen, sich den Triumph entgehen zu lassen, daß er seinem Förster den ertappten Wilddieb brachte.

Schließlich greift der Wirt den Bewacher an: Im Augenblick hatte er den Forstgehilfen, ehe dieser zur Seite springen konnte, um den Leib gefaßt. — „Bestiel“ schrie dieser und suchte den Lauf des Gewehres gegen ihn zu drehen — aber es war zu spät. Die linke Hand des Wirtes klammerte sich um seinen Hals, und während er einen stechenden Schmerz in der Seite fühlte, wurde er hintenüber und zu Boden geworfen. — „Hilf!“ wollte der Unglückliche rufen, aber keinen Laut brachte er mehr aus der wie mit eisernen Klammern zugeschnürten Kehle, und wieder und wieder begrub der Wilderer sein Messer in der zuckenden Brust des Opfers, bis dieses still, regungslos und verblutend vor ihm lag. Meier war tot.

Gerstäckers Wilderer hat getötet, um die Konsequenzen nicht tragen zu müssen. Das kann nicht als Regel angesehen werden. Aus den Statistiken ist ersichtlich, wie viele Wilddiebe sich widerstandslos haben festnehmen und verurteilen lassen. Der Autor braucht in seiner Erzählung einen schuldbeladenen Mörder, bezeichnenderweise ist es eben ein Wilderer, um dessen zerstörtes Lebensglück und seinen über eine ganze Generation dauernden, bis nach Nordamerika führenden Leidensweg beschreiben zu können.

Weitaus mehr Wahrscheinlichkeit und statistische Entsprechung kann das konstruierte Muster einer Konfrontation beanspruchen, wenn es so abläuft: der Wilderer wird beim Schuß oder, was häufiger vorkam, danach (weil der Schuß als verräterisches Signal wirkt), vielleicht sogar beim „Aufbrechen“ des getöteten Tieres, vom Jäger oder Förster überrascht und angerufen (Wortlaut etwa: Hände hoch, oder ich schieße!). Fallen Schüsse und bleibt einer der beiden an der bewaffneten Auseinandersetzung Beteiligten tot liegen, so stehen der Rekonstruktion des Tathergangs die größten Schwierigkeiten entgegen. Oft wird auf den Wilddieb ganz ohne Anruf sofort oder bestenfalls bei einem Fluchtversuch geschossen. Der Wilderer, wie sein Gegner bewaffnet, wirft sich in Deckung, nun auch seinerseits schießend; das Feuergefecht ist in Gang gekommen.

Die Gesetze

„Die rechtliche Natur der Dinge kann sich (...) nicht nach dem Gesetz, sondern das Gesetz muß sich nach der rechtlichen Natur der Dinge richten.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

Welche gesetzlich sanktionierten Möglichkeiten selbst ein Privatmann wie der Pächter einer Jagd hat, auf einen Wilddieb zum Schuß zu kommen, zeigen Schulungsbeispiele aus „Der Jagdschutz in der Praxis“ von Janetzke und Hallensleben (2. Auflage, 1971):

„Der Jagdpächter sitzt auf einer Schneise zwischen zwei Dickungen mit eingesprenkten Lichtungen auf den Fuchs an. In einer Dickung fällt ein Schuß. Kurze Zeit später erscheint in gebückter Haltung, vorsichtig nach allen Seiten spähend, auf einem Wildwechsel aus einer Dickung kommend ein Mann mit einem prall gefüllten Rucksack. Auf den Anruf des Jagdpächters ‚Halt! Hände hoch! oder

ich schieße‘ flüchtet der Mann in die Dickung, aus der er gekommen ist, zurück. Fragen:

a. Durfte der Jagdpächter den Mann anrufen?

b. Durfte er auf den Angerufenen, als dieser flüchtete, schießen?

c. Hat der bestätigende Jagdaufseher gegebenenfalls weitergehende Rechte?

Antworten:

a. Das Verhalten des Mannes ließ eindeutig den Schluß zu, daß er in der Dickung den Schuß abgegeben hatte oder zumindest ein Gehilfe des Wildschützen war. Der Anruf zum Zwecke des Anhaltens und gegebenenfalls der Festnahme war daher gerechtfertigt. (...)

b. Der Gebrauch der Schußwaffe hing davon ab, ob sich der Jagdpächter in Notwehr befand. Da der Flüchtende kein schußbereites Gewehr führte, mit dem er aus der Deckung sofort zum Angriff hätte übergehen können, war eine Notwehrlage zur Verteidigung des Lebens nicht gegeben. Sie bestand auch nicht zur Abwehr des fortdauernden Angriffs auf das Jagdrecht, weil nicht eindeutig feststand, ob sich in dem Rucksack des Flüchtenden Jagdbeute befand.

c. Dem bestätigten Jagdaufseher hätte nach entsprechendem Anruf oder Warnschuß das Recht zum Gebrauch der Schußwaffe nach § 1 c des Gesetzes vom 26. 2. 1935 (!!!) zugestanden.“

Man denke: ein Mann tritt aus einem Dickicht (ob er schleicht, ist immer eine Ermessensfrage), er beachtet einen Zuruf nicht (wenn der überhaupt erfolgt) und wird erschossen, ganz legal und gesetzlich. Das „Gesetz über den Waffengebrauch der Forst- und Jagdschutzberechtigten“ vom 26. 2. 1935 sagt nämlich: „Die im Forst- und Jagdschutz verwendeten Beamten und Angestellten, die entweder einen Diensteid geleistet haben oder aufgrund der gesetzlichen Vorschriften als Forst- und Jagdschutzberechtigte eidlich verpflichtet oder amtlich bestätigt sind (...), sind während der Ausübung ihres Dienstes befugt, von der Waffe Gebrauch zu machen: (...) zur Anhaltung von Personen, welche sich der Befolgung der in rechtmäßiger Dienstausbübung getroffenen Anordnungen durch die Flucht zu entziehen versuchen.“

Ich stelle mir vor, die deutschen Bauern würden ihre Feldfrüchte auf diese Weise vor Diebstahl schützen.

Das Feindbild

„Die kleine, hölzerne, geistlose und selbstsüchtige Seele des Interesses sieht nur einen Punkt, den Punkt, wo sie verletzt wird, gleich dem rohen Menschen, der etwa einen Vorübergehenden für die infamste, verworfenste Kreatur unter der Sonne hält, weil diese Kreatur ihm auf seine Hühneraugen getreten hat. Er macht seine Hühneraugen zu den Augen, mit denen er sieht und urteilt; er macht den einen Punkt, in welchem ihn der Vorübergehende tangiert, zu dem einzigen Punkt, worin das Wesen dieses Menschen die Welt tangiert.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

Wie sich die Einzelteile zum Bild organisieren, hängt von der Interessenlage der mit dem Ausmalen eines Feindbildes beschäftigten Gruppe ab. Wir haben bereits die historische Rolle der Jäger und auch die der Wilderer geschildert. Während aber für den Wilddieb der heute auftretende bürgerliche Jagdpächter

weitgehend aus der Rolle eines Quasi-Feudalherren ausgetreten ist, Haß also kaum noch soziale, wohl aber (bei dauernder Schikane und ähnlichen Gründen) private Ursachen hat, haben die Förster und Jäger aus dem geschichtlichen Bild des Wilddiebs per Dekret ein aktuelles gemacht.

Folgende Texte aus dem Buch „Wilderer in der Schlinge“ belegen diesen Vorgang:

„Die Schlingenstellerei in den Weinbergen, die Ortskenntnis, mit der sich die Wilderer im Revier bewegten, die zerrütteten Familienverhältnisse, die finanziellen Schwierigkeiten, die immer wieder und wieder die Existenz des Ausschanks Burgeck bedrohten, schließlich die unstete Arbeits- und Lebensweise des Bruders von Inge Porcharski, der sich in den Nachbarorten von Frauen aushalten ließ und der ein Auto besaß — das alles waren auch für die Polizei sehr deutliche Hinweise für eine mögliche Täterschaft.“

„Eines stand wohl fest: Der Abtransport des gemeuchelten Wildes aus dem Waldrevier erfolgte mit dem Kraftwagen.“

„Der faulenzende und arbeitsscheue Bruder fuhr sogar ein Auto, das Geld dafür mußte ja irgendwo herkommen. Das alles war typisch für einen Wilderer.“

Und weiter geht — so der Untertitel — die „Jagd ohne Gnade“:

„Zahlreiches Wild starb durch ruchlose Hand. (...) Ein gemeiner, rücksichtsloser, brutaler und — raffinierter Wilderer ging unerkant und noch immer unentdeckt und nicht überführt durch die Wälder des hohen Spessart.“

„Dort klagten zwei Rehkitze um ihre Mutter. (...) Der Wilderer hatte die Mutter erschossen und verschleppt, die Spuren bewiesen es. Dem Waidmann krampfte sich das Herz zusammen, als er den rettungslos verlorenen und vom Tode schon gezeichneten Kitzen den Gnadenschuß geben mußte...“

In diesen Beispielen aus der erzählenden Literatur muß man Vorbereitung und Blickschulung sehen. Busdorf, in seinem Werk „Wilddieberei und Förstermorde“, zeigt unbeabsichtigt, welche Früchte diese Saat der Gewalt reifen ließ, nach dem Spruch „Wer Wind sät, wird Sturm ernten“.

„Wilddieberei und Förstermorde“

„Der Boden des Staates ist unterminiert, wenn das Unglück zu einem Verbrechen oder das Verbrechen zu einem Unglück wird.“ Karl Marx. Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz. 1842.

Busdorf führt eine deutliche Sprache, das auf alle Fälle. Er ist ein Mann der Tat und nimmt als solcher kein Blatt vor den Mund. Seine Position ist alles andere als neutral; der Polizeibeamte schreibt, aber eher als Jäger. Er hat sich ein Feindbild zurechtgelegt und hält damit nicht hinter dem Berg:

„Das Wild hat Gott nicht nur für die reichen Leute, sondern für jedermann geschaffen, deshalb ist Wildern keine Straftat!“ Diese Antwort gab mir einst ein des zweifachen Totschlages überführter und zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilter Wilddieb. Er war dreizehnmal wegen Wilddieberei vorbestraft, hatte 10 Jahre vorher einen Förster, angeblich ohne Vorsatz und Überlegung, niedergeschossen und dafür 3½ Jahre Zuchthaus verbüßt, und war nun von mir überführt, einen Förster und seinen 16jährigen Bruder erschossen zu haben. Ich hatte während seiner Vernehmung versucht, das Seelenleben dieses ebenso leiden-

schaftlichen wie gefährlichen Verbrechers kennenzulernen und ihm dahingehende Fragen in scheinbar zwangloser Unterhaltung vorgelegt, nachdem wir uns eine Zigarre angezündet hatten. Diese aus praktischem Kommunismus geborene Ansicht wird bekanntlich auch von der Gebirgsbevölkerung häufig vertreten. ... Fast ausnahmslos sind Habgier, Hang zum Nichtstun und wohl auch Renommiersucht die wahren Triebe. Er taxiert das Wild nach dem Gewicht des Fleisches, das er in Geld umsetzt, bewertet die Trophäe in gleicher Weise oder renommiert mit dem unrechtmäßig Erworbenen.

Polenhaß und Haß auf Wilderer gehen bei der Beschreibung eines während des I. Weltkrieges desertierten Wilderers eine Koalition ein:

Schließlich nahmen auch die Deserteure immer mehr zu. Von den Behörden verfolgt, konnten sie sich in ihrer Heimat wenig sehen lassen. Auch Arbeit bekamen sie nur mit falschen Papieren, und ihre Ernährung bot größte Schwierigkeiten, weil ihnen ja Brot- und Fleischkarten nicht zugeteilt wurden. Also gingen sie wildern und wohnten bald hier, bald da. Für die ihnen von bekannten Familien, Kriegerfrauen und Kriegerwitwen gewährte Unterkunft mußten sie Fleisch heranschaffen, ... und wieder mußte der deutsche Wald dieses liefern. — Einer dieser polnischen Deserteure ... war der berühmte Förstermörder Franz Kleinschmidt ... trotz seines deutschen Namens ein echter Pole und der Typ des polnischen Gewaltverbrechers.

Die Erschießung Kleinschmidts kann dann natürlich nicht anders als so beschrieben werden:

Da erreichte ihn in gebückter Stellung die abgefeilte Kugel Vollmers. Sie durchschlug den ganzen Körper von der Schulter an bis zu den Hüften und hatte mit ihrer fürchterlichen Wirkung den sofortigen Tod des Angreifers zur Folge. Zwei Schritte vor dem Soldaten lag Kleinschmidt — denn er war der gefährliche Bursche — mit haßerfülltem Gesicht, noch im Tode umklammerte seine Faust den gezückten Dolch. Er sah einem Gorilla ähnlicher als einem Menschen. — So endete dieser mehrfache Förstermörder und fanatische Gewaltmensch, den glühender Deutschenhaß bestimmte, Verbrechen auf Verbrechen zu begehen.

Ein 1965 erschienener vorgeblicher Tatsachenbericht mit dem Titel „Wilderer am Werk“, der Kleinschmidt zur Hauptfigur hat, die Fakten mehr als sorglos verwendet und mit fiktiver direkter Rede operiert, zeigt uns den Wilderer aus der Sicht des „stillen Laurinat“, eines „biederen Fischers aus dem Gebiet der masurischen Seen“:

Laurinat konnte keinen Blick mehr von diesem Teufelsgesicht nehmen. Es stieß ihn ab; es zog ihn an. Laurinat wußte nichts von Rund- und Langschädeln. Aber der Kopf des Kleinschmidt schien ihm durch den Rauchdunst wie eine Kugel so rund. Die Ohren standen ab. Die Augen waren klein und gefährlich schwarz. Die Brauen zogen sich wulstig über ihnen hin. Sie waren an der Nasenwurzel zusammengewachsen. Die kleine Nase, kurz und gestupst, stand in seltsamem Widerspruch zu dem groben Gesicht, aus dem die Backenknochen roh herausstachen.

Klingt das nicht wie einem rassentheoretischen Lehrbuch der Nazis entnommen? Doch zurück zu Busdorf; anlässlich der Lauer auf einen der von ihm so sehr gehaßten „polnischen Schwerverbrecher“, deren „typisch polnische Arbeit“ sich

angeblich „stets durch die dabei zutage getretene Rohheit und Unmenschlichkeit“ ausgezeichnet habe, gibt er in dünnen Worten seinen mörderischen modus operandi preis:

Er hatte uns jedoch zu früh bemerkt, ein dürrer Ast hatte sich uns in den Weg gelegt, und sein Knacken wurde uns zum Verräter. Mit einem riesigen Satz verschwand der Überraschte. Zwei abgefeilte Kugeln, die ich ihm als Weihnachtsüberraschung nachsandte, fanden in der Dichtung leider ihr Ziel nicht.

Dergleichen trostlose Beispiele ließen sich, nicht nur aus Busdorfs Werk, endlos aneinanderreihen. Sie alle zeigen, wie nachhaltig politische und soziale Verhetzung und Befangenheit ein den Einzelnen entlastendes Feindbild erzeugen, das, im Verein mit der schußbereiten Waffe, zu einem tödlichen Klima der Gewalt führen kann und muß. Diese die Jagd betreffenden inhumanen Phänomene korrespondieren aufs engste mit anderen aus unserer jüngsten Geschichte. Die Ursachen sind ähnlich, und das Bewußtsein der Beteiligten weicht nicht wesentlich voneinander ab.

Das Fazit

Die Jagd als Privileg Bevorrechtigter und die mit ihr zusammenhängende Gesetzgebung und Justizpraxis, in einem demokratisch verfaßten Industrieland nur als feudale Relikte begreifbar, weisen, gerade weil sie ein zwar von der historischen Entwicklung überholtes, aber unangefochten bestehendes soziales Moment sind, auf den Charakter unserer Gesellschaft hin. Einmal, vor mehr als hundert Jahren, war man weiter. Eine der Forderungen nicht nur des Bauernkrieges, auch der bürgerlichen Revolution von 1848 galt der Freiheit der Jagd. Für kurze Zeit war sie tatsächlich Wirklichkeit. Als aber Reaktion und Konterrevolution die Macht wieder in Händen hielten, kehrten die alten Zustände auch im Bereich der Jagd wieder. Freilich bot sich nun auch den wirtschaftlich und gesellschaftlich arrivierten Angehörigen des Bürgertums die Möglichkeit der Revierpacht. Dabei ist es bis heute geblieben. „Je mehr Menschen man kennenlernt, desto lieber gewinnt man die Tiere.“ Kann man sich eine weniger menschliche Ideologie vorstellen?

Die Wirkungen der französischen Revolution auf Deutschland sind von der Geschichtsforschung mehrfach untersucht worden. Die meisten Historiker haben sich allerdings damit begnügt, der Frage nachzugehen, welche Stellung die großen deutschen Dichter und Philosophen zu den welterschütternden Ereignissen jenseits des Rheins einnahmen. Die Ideen der natürlichen Menschenrechte, der unveräußerlichen Volkssouveränität und des legitimen Widerstandes gegen die despotische Obrigkeit waren sowohl in Frankreich als auch in den Teilstaaten des Deutschen Reichs die geistigen Waffen, die die bürgerlichen Staatstheoretiker der Aufklärung zum Ansturm gegen die Privilegienordnung benutzten. Vom geistesgeschichtlichen Standpunkt aus war das gesamte 18. Jahrhundert nichts anderes als die ideenmäßige Vorbereitung der Revolution, also des Übergangs der politischen Macht von den aus dem Mittelalter tradierten Eliten der vornehmen Geburt und Herkunft auf jene gesellschaftlichen Kräfte, die ihren Führungsanspruch aus dem bürgerlichen Besitz herleiteten. Den Vorkämpfern der französischen Aufklärung, die sich auf eine wirtschaftlich erstarkte und daher mutige und entschlossene Bürgerklasse stützten, gelang es, die verfallenden Bastionen des Absolutismus und der Adelherrschaft wirkungsvoll zu unterminieren und schließlich revolutionär zu sprengen. Im zersplitterten Deutschen Reich hingegen, wo weder ein allgemein anerkanntes politisches Zentrum noch eine kampfbereite und kraftvolle Bourgeoisie vorhanden war, fanden die von den Aufklärern jahrzehntelang gepredigten Vernunftprinzipien keine revolutionäre Verwirklichung, sondern blieben im Literarischen und Philosophischen stecken und wurden von den sozialen Verhältnissen gleichsam abgelöst. Die beachtlichen intellektuellen Fortschritte lagen in der Regel außerhalb des politischen Bereichs. Friedrich Schiller, der selbst vor der Revolution zum Kampf gegen die fürstlichen Tyrannen aufgerufen und die Geistesfreiheit als höchstes Gut gepriesen hatte, beklagte die politische Abstinenz weiter Teile der Gebildeten:

Deutschland, aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;

Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Die meisten Koryphäen des deutschen Geisteslebens waren als Lutheraner in Obrigkeitsrespekt und Untertanengehorsam erzogen worden und neigten dazu, zwischen ihrem Privatleben und der Politik einen Trennungsstrich zu ziehen. Als die französische Revolution ausbrach, bewunderten sie zwar aus gebührender Entfernung den Mut und die Kampfbereitschaft der konstituierenden Nationalversammlung, hielten jedoch prinzipiell die Interessen der Herrscher und der Beherrschten für vereinbar und negierten eine politische Umwälzung in Deutschland. Sie befürchteten, daß der Sturz der zahlreichen Willkürherrscher unkontrollierbare Kräfte der besitzlosen Unterklassen entfesseln und zu Pöbelherrschaft führen könne.

Die konservative Geschichtsschreibung, die seit Rankes Zeiten tonangebend war und die Ereignisse aus der Perspektive der Herrschenden betrachtete, stand revolutionären Erhebungen stets ablehnend gegenüber und hat seit jeher drei wirkungsvolle Methoden angewandt, um politisch mißliebige Tendenzen im Bewußtsein der Öffentlichkeit abzuwerten. Sie hat die Träger revolutionärer Ideen entweder als Wirrköpfe und Utopisten bezeichnet oder als Landesverräter gebrandmarkt oder — was am bequemsten war — sie hat sie totgeschwiegen, ihr Andenken ausgelöscht. Daher wurde bis in unsere Tage die Existenz der deutschen Demokraten der Revolutionsepoche, deren Kampf ja erfolglos blieb, überhaupt nicht erwähnt und zur Kenntnis genommen. Es ist jedoch eine wichtige Aufgabe der demokratischen Geschichtsforschung, diese Freiheitskämpfer der unverdienten Vergessenheit zu entreißen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Es entspricht dem heutigen Sprachgebrauch nicht, die Ausdrücke *Demokraten* und *Jakobiner* als Synonyma zu verwenden.

Die beiden Begriffe haben sich im Laufe der fünf Generationen, die uns von der französischen Revolution trennen, völlig auseinanderentwickelt. *Demokrat* ist zu einem Ehrennamen geworden, während der Ausdruck *Jakobiner* Assoziationen von Umsturz, blutigen Ausschreitungen und Schreckensherrschaft hervorruft.¹ Am Ende des 18. Jahrhunderts wurden jedoch nicht nur Jakobiner, sondern auch Demokraten von Freund und Feind als Revolutionäre angesehen. Die beiden Ausdrücke hatten den gleichen Bedeutungsinhalt. Die deutschen Demokraten waren damals die entschiedensten Gegner der bestehenden politischen Ordnung und sozialen Hierarchie; sie waren Revolutionäre, da sie erkannten, daß eine stabile Basis für eine nationale Entwicklung nur auf den Trümmern der mittelalterlichen Reichsverfassung, nur durch die gewaltsame Beseitigung von Absolutismus, Privilegiensystem und Kleinstaaterei zu gewinnen war. Dabei hatte der Demokratiebegriff im großen und ganzen die gleiche Bedeutung wie heute: die Jakobiner strebten die Errichtung eines bürgerlichen republikanischen Verfassungsstaates an, in dem die Gewaltentrennung so weit wie möglich durchgeführt ist und der, vom Willen der Mehrheit getragen, mit dem Mittel des allgemeinen Stimmrechts durch eine gewählte Volksvertretung regiert wird. Dabei beschränkten sie die Begriffe der Volkssouveränität nicht auf die schmale Schicht der Begüterten und Gebildeten, sondern wollten sie allen Staatsbürgern, unabhängig von Herkunft und Besitz, zuteil werden lassen. Mit diesem Postulat, das Egalitätsprinzip nicht nur im formaljuristischen Bereich, also als Gleichheit vor dem Gesetz, sondern auch auf politischem Gebiet wirksam werden zu lassen, unterschieden sich die *Demokraten* von der großen Masse der *liberalen deutschen*

¹ Bei Carl v. Rotteck und Carl Welker, *Staatslexikon oder Enzyklopädie der Staatswissenschaften*, 4. Band, Altona 1837, heißt es auf Seite 252 f: „In der neuesten Zeit . . . sind die Benennungen Demokrat, Demagog und Revolutionär fast für gleichbedeutend erklärt oder geachtet worden“. Das Bertelsmann Lexikon, Band 3, Gütersloh 1968, verknüpft unter dem Stichwort JAKOBINER (Spalte 1332) die Information — „die radikalen Republikaner der französischen Revolution“ — mit der Diskriminierung: „rotteten durch ihre Schreckensherrschaft der Guillotine ihre politischen und persönlichen Gegner aus“.

Aufklärer, die Reformen nur von oben erwarteten, ehrfurchtsvoll vor den Thronen stehenblieben und von den Privilegierten Konzessionen zu erbetteln suchten. Zu Beginn der französischen Revolution jubelte der Kreis der deutschen Gelehrtenrepublik bekanntlich nahezu einstimmig der Umwälzung jenseits des Rheins zu. Die liberalen aufklärerischen Presseorgane, deren Zahl und Bedeutung schon seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg anwuchs, opponierten gegen die feudalen Autokratien im Namen aller politisch Unterprivilegierten, obwohl ihre Interessen in erster Linie den Forderungen des gehobenen Bürgertums entsprachen. Während die Liberalen die Scheidemauern zwischen Adel und Bourgeoisie abzubauen trachteten, waren sie keineswegs geneigt, die soziale Kluft zu verringern, die sie von den Besitzlosen trennte. Sie erwarteten vom Monarchen den Schutz ihres Eigentums vor den Ansprüchen der aufbegehrenden Unterschichten und behaupteten, daß nur der Wohlhabende ein guter Staatsbürger sein könne, weil sein Besitz ihn an die Interessen des Staates binde. Ihrer Auffassung nach war individuelle Freiheit und Privateigentum unlöslich miteinander verknüpft. Die liberalen Aufklärer, die das Eigentum als Voraussetzung des Mitspracherechts in öffentlichen Angelegenheiten ansahen, distanzieren sich entschieden von den in verschiedenen Reichsteilen aufflammenden Unruhen der Bauern, Tagelöhner und Handwerksgesellen und standen den Bestrebungen des Plebejertums in Stadt und Land, seine elende wirtschaftliche Lage zu verbessern, größtenteils verständnislos, wenn nicht sogar feindselig gegenüber. Den Herrschern gegenüber unterwürfig, waren die Liberalen in ihrem Verhältnis zu den unteren Sozialschichten von elitärem Standesdenken erfüllt und daher nicht bereit, den Forderungen der Unterprivilegierten politischen Nachdruck zu verleihen. Dies geht aus einer Untersuchung der liberalen Presse der Jahre 1789—1791 hervor, also aus der *Berlinischen Monatsschrift*, dem *Journal von und für Deutschland*, dem *Braunschweigischen Journal* und den *Staatsanzeigen*, um die wichtigsten zu erwähnen.

Die Spannungen zwischen Frankreich, wo die von den Unterklassen unterstützte selbstbewußte und dynamische Bourgeoisie seit dem Sturm auf die Bastille und der Erklärung der Menschenrechte im Jahre 1789 wichtige machtpolitische Schlüsselpositionen erobert hatte, und den von erstarrten Oligarchien beherrschten, im Feudalabsolutismus verharrenden deutschen Teilstaaten erhöhten sich im Laufe des Jahres 1791. Der soziale Vertiefungsprozeß der Revolution drückte sich darin aus, daß das Kleinbürgertum und die Sansculotterie jenseits des Rheins als selbständige Kräfte die politische Arena betraten und Vorstellungen zu entwickeln begannen, die nicht mehr mit den Prinzipien der Großbourgeoisie in Einklang zu bringen waren. Der Fluchtversuch Ludwig XVI. im Juni 1791 signalisierte, daß die Bestrebungen des französischen konstitutionell-monarchistisch gesinnten Bürgertums, zu einem Klassenkompromiß mit den Mächten der alten Ordnung zu gelangen, gescheitert waren. Zum ersten Mal wurden die Forderungen nach einer Republik, nach der gewaltsamen Beseitigung der Monarchie

und der Überreste der Feudalität laut. Im gleichen Maß, wie die Klassenkonflikte in Frankreich an Intensität zunahmen, lösten sich einige deutsche Aufklärer vom anerzogenen Obrigkeitsrespekt, befreiten sich vom Bleigewicht sakrosankter Traditionen und übertrugen die theoretischen Postulate der Aufklärung nach Völkerfreundschaft und Volksverbundenheit in revolutionäre Praxis. Sie begannen zu erkennen, daß die Interessen der Gottesgnadenherrscher auf der Beibehaltung der ständischen Hierarchie beruhten und mit den Forderungen der bürgerlichen Opposition nach Selbstbestimmung und Teilnahme am politischen Entscheidungsprozeß nicht zu vereinbaren waren. Von kosmopolitischem Patriotismus geleitet, erhoben sie die gedanklichen Prämissen und praktischen Folgerungen der französischen Jakobiner zum Modell für die eigene Wirksamkeit. Anhand des revolutionären Prozesses in Frankreich kam es also im Lager der deutschen Aufklärer zu ideologischer Differenzierung und Polarisierung; der deutsche Jakobinismus, also die revolutionäre Demokratie, begann sich als eigenständige politische Kraft zu konstituieren.

Die autokratischen adeligen und klerikalen Machthaber in den 350 Teilstaaten des Reiches sahen im Entstehen der deutschen Jakobinerbewegung mit Recht eine ernste Gefahr für die Existenz der traditionellen feudalständischen Hierarchie. Diese Gefahr bestand hauptsächlich darin, daß sich hier zum erstenmal in der deutschen Geschichte seit den Bauernkriegen eine Anzahl von politischen Publizisten nicht mehr mit Bitten an die Herrschenden um Abstellung dieses oder jenes Übelstandes wandte, sondern prinzipiell die Privilegienordnung als solche in Frage stellte, indem sie an die eigentumslosen Unterklassen Aufforderungen zu gewaltsamem Umsturz richteten. Solange nur eine liberale Opposition existierte, die sich von der geschundenen handarbeitenden Bevölkerung elitär distanzierte und in Servilität und Obrigkeitsdenken verharnte, konnten sich die feudalen Machthaber den Luxus leisten, einzelne Aufklärer zu protegiere und als Feigenblätter des Absolutismus zu benutzen. Das Auftreten von radikalen Jakobinern bedeutete jedoch, daß der revolutionäre Brand Frankreichs auf Deutschland übergreifen begann. Die Fürsten und ihre Handlanger trafen daher Vorkehrungen, um den Unruheherd im eigenen Machtbereich auszulöschen. Sie begannen, alle Publizisten, die zur Sprengung der Privilegienfesseln aufriefen, zu verfolgen, als „Freiheitsschwindler“ zu verfemen und durch Verbot ihrer Schriften ihrer Existenzgrundlage zu berauben. Die Religions- und Presseedikte Preußens, die verschärften Zensurbestimmungen Kaiser Leopolds II. von Österreich, die Gesinnungsschnüffelei, die Polizeischikanen und das Spitzelwesen in allen deutschen Teilstaaten machten es den radikalen demokratischen Publizisten unmöglich, ihre Aufrufe ans Volk zur gewaltsamen Beseitigung der Privilegienherrschaft unter eigenem Namen zu veröffentlichen. Durch die Machthaber von der ersehnten Teilnahme am Staatsleben abgedrängt, von einem Teilstaat in den anderen gejagt, ständig in der Gefahr, ausgewiesen und eingekerkert zu werden, war die demokratische Opposition genötigt, mit geschlossenem Visier zu kämp-

fen, ihre Schriften, Revolutionsappelle und Gedichte anonym oder pseudonym erscheinen zu lassen und mit falschen oder fingierten Druckorten zu versehen. Verlagsangaben wie *Gebrüder Redlich und Ehrlich, Wahrheitsburg*, oder *Athen, bei Aristoteles' Erben* waren keine Seltenheit.²

In ihren Flugschriften, die zur Nachahmung des französischen Beispiels aufforderten und ein Kampfbündnis zwischen der bürgerlichen Opposition und den in feudale Fesseln geschlagenen plebejischen Klassen postulierten, wandten sich die kosmopolitischen Vorkämpfer der deutschen Demokratie an die Bevölkerung der deutschen Teilstaaten. Da in den meisten Fürstentümern und Reichsstädten rücksichtsloser Polizeiterror herrschte, waren viele Demokraten gezwungen, zu emigrieren und ihr Wirkungsfeld in deutschsprachige Gebiete zu verlegen, in denen die Presse nicht geknebelt war. Daher bildeten sich in den Jahren 1791 und 1792 zwei Zentren demokratischer Agitation und Propaganda in Territorien, die dem Zugriff der deutschen Potentaten entzogen waren. Der wichtigste Mittelpunkt der deutschen Demokraten wurde Straßburg; denn in dem zu Frankreich gehörenden, vom Feudalismus bereits befreiten Elsaß konnten die jakobinischen Publizisten als gleichberechtigte Citoyens wirken und die unterdrückte Bevölkerung rechts des Rheins zu revolutionären Aktionen ermutigen. Der andere Sammelplatz der Jakobiner wurde Altona in Holstein, das zu Dänemark gehörte und das unmittelbar neben Hamburg lag, wo ebenfalls relativ milde Zensurbestimmungen herrschten. In Dänemark hatte der Reformers Struensee schon 1770 nahezu völlige Pressefreiheit verkündet, die auch während der französischen Revolution nicht aufgehoben wurde.

Unter den etwa hundert deutschen Demokraten, die ins Elsaß auswanderten, befanden sich zahlreiche katholische Geistliche, die den Obskurantismus und die Orthodoxie der Kirche bekämpften und sich die Vernunftprinzipien der Aufklärung zu eigen machten. Der hervorragendste war der ehemalige Franziskanermönch Eulogius Schneider, der in den ersten Jahren der Revolution als Professor für Literatur und Rhetorik an der kurfürstlichen Universität zu Bonn gewirkt hatte und von dort Mitte 1791 wegen seiner jakobinischen Auffassungen vertrieben worden war. Schneider stieg zum Haupt der deutschsprachigen Jakobiner des Elsaß empor, gab seit Juli 1792 die zweimal wöchentlich erscheinende Zeitschrift „Argos, oder der Mann mit den hundert Augen“ heraus, und war der erste Übersetzer der französischen Revolutionshymne, der Marseillaise. Um ihn scharte sich eine Reihe deutscher emigrierter Jakobiner. Die namhaftesten waren der Philosoph und Theologe Anton Joseph Dorsch aus Mainz, der Schriftsteller und Staatstheoretiker Karl Clauer aus Berlin, der Philologe und Sprachlehrer Friedrich Butenschön aus Bramstedt in Holstein und der ehemalige Lehrer an der württembergischen Karlsschule in Stuttgart, Friedrich Chistoph Cotta, der ältere Bruder des bekannten Verlegers. Alle diese Männer veröffentlichten eine Reihe von Revolutionsappellen an die Bevölkerung der deutschen

² Weitere Beispiele finden sich im Werk des Revolutionärs von 1848 Emil Ottokar Weller: *Die falschen und fingierten Druckorte*, 1864, Reprint Osnabrück 1960.

Kleinststaaten. Um einen Begriff von der jakobinischen Publizistik zu geben, möchte ich einige Sätze aus einer von Karl Clauer verfaßten Flugschrift zitieren, die fünfmal aufgelegt wurde und in Deutschland weite Verbreitung fand. Im *Sendschreiben an alle benachbarten Völker Frankreichs, zum allgemeinen Aufstand*, fragt Clauer:

Wie stünde es um die Gewalt eines Souveräns, wenn seine Hofschranzen und sein Schmeichlergeschmeiß ihm seinen Willen nicht täten? (...) Beruht ihre Machthabung nicht gänzlich auf eurer gütigen Unterwürfigkeit, auf eurem freiwilligen Gehorsam? (...) Mit welchem Arm wollten sie Kriege führen, wenn ihr, die ihr ihnen im Kriege dienet, euch nicht mehr wolltet für sie niedersäbeln und verstümmeln lassen, da unterdessen sie für euch, und auf eure Kosten, sich lustig machen?

Wie lange, sagt doch, wie lange wollet ihr fortfahren, euch und die Eurigen, euer Glück, eure Ehre, euer Blut, euer Leben, den schändlichen Eigenschaften, dem unerträglichen Übermut, den zügellosen Begierden solcher Leute aufzuopfern, die doch eigentlich berufen sind, für die Wohlfahrt der Nation an ihrer Statt Sorge zu tragen? Einem solchen Haufen nichtswürdiger, aufgedunsener, trotziger, barbarischer Tagediebe, die sich, von anderm Blut entsprossen, aus besserem Leim gebildet zu sein dünken und die euch daher für ihre Sklaven, für ihr Vieh halten, bloß weil ihr wollet, daß sie nur immer fortfahren, euch zu meistern, zu placken, zu verhöhnen und zu schinden; — denen wollt ihr noch ferner eure Nacken darhalten, und den Staub von ihren Füßen lecken?

Clauers Aufruf schloß mit einer optimistischen Zukunftsvision, deren revolutionäres Pathos den Vergleich mit dem mehr als vierzig Jahre später entstandenen *Hessischen Landboten* Georg Büchners nicht zu scheuen braucht:

*Seid mannhaft und unverdrossen im Widerstand und dann, o dann seid eurer Sache gewiß! Heute nehmet ihr sie vor und morgen werden eure Tyrannen nicht mehr sein; und morgen wird die Bahn der Ehre und des Glücks vor euch sich öffnen, wie sie ehemals vor euren Gebietern offen stand; und morgen wird die Sonne der Gerechtigkeit, des Friedens, der Volksglückseligkeit euer Reich verklären und die Strahlen über benachbarte Völker gießen, bis sie endlich alle Völker aufgeklärt, alle Nationen vom eisernen Joche stolzer und grausamer Tyrannen befreit und miteinander zu gemeinschaftlicher Beförderung allgemeiner Menschenwohlfahrt verbunden haben.*³

Diese weltbürgerlichen Hoffnungen Clauers deuten darauf hin, welchen Illusionen die deutschen Jakobiner erlagen. Sie lehnten das politische Credo der wohlhabenden liberalen Bourgeoisie, nämlich den monarchischen Konstitutionalismus, ab und glaubten, daß es nur der Errichtung einer Republik, nur der Beseitigung der feudalbürokratischen Bevormundung und der Willkürherrschaft bedürfe, um eine von politischen und sozialen Zwängen freie, gerechte und humane harmo-

nische Ordnung zu schaffen. Von der Rousseauschen Vorstellung der natürlichen Gleichheit aller Menschen und der *Volonté Générale* ausgehend, maßen sie den historischen Prozeß an idealen, utopischen Gesellschaftsvorstellungen und sahen den Fortschritt als Ausfluß des freien Willens an. Die Jakobiner waren der Überzeugung, daß nach der Abschaffung der Privilegienordnung jede Unterdrückung aufgehoben und die Beziehungen zwischen den Individuen und zwischen den Staaten durch die Anwendung aufklärerischer Vernunftprinzipien bestimmt und geregelt sein würden. Ebenso wie die französischen Jakobiner hofften sie, daß das bürgerliche Gemeinwesen, das rechtliche Gleichheit und persönliche Freiheit gesetzlich verankert hatte, den uralten Menschheits Traum verwirklichen, eine auf den Grundlagen der Moral beruhende Politik betreiben.

Um die ungehinderte Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten in einer sich frei bestimmenden sittlichen Gesellschaftsordnung zu realisieren, forderten die Jakobiner, daß „tugendhafte“ Persönlichkeiten an die Spitze des Staates treten sollten, also Männer, die keinen Eigennutz kannten, die öffentliche Wohlfahrt zu ihrer politischen Richtschnur machten und sich um den Fortschritt des Menschengeschlechts Verdienste erwarben. Dabei waren sie bereit, mit gutem Beispiel voranzugehen. Ihre Bestrebungen, die allgemeinmenschlichen — und daher abstrakten — Emanzipationsideale in Realität umzusetzen, waren jedoch illusorisch, weil sie trotz ihres politischen Radikalismus und ihrer Negierung feudaler Vorrechte das bürgerliche Eigentum als Fundament der sittlichen Ordnung betrachteten und ihm den Charakter eines unverletzlichen Naturrechts zusprachen. Diese Illusionen waren kein Zufall, sondern entsprangen dem Klassencharakter der französischen Revolution. Der siegreiche Kampf Frankreichs hatte nicht die Begründung eines ethischen Staatswesens zur Folge, sondern führte vielmehr dazu, das markt- und profitorientierte dynamische Leistungs- und Konkurrenzsystem an die Stelle der aus dem Mittelalter tradierten statisch-agrarischen Bedarfdeckungswirtschaft zu setzen und alle feudalen Bewegungshindernisse des Kapitals hinwegzuräumen. Obwohl Frankreich damit eine höhere Stufe der Gesellschaftsentwicklung erklimmte, reduzierte sich die Realisierung der von den Jakobinern für alle Menschen erstrebten Freiheitsideale auf die wirtschaftliche Selbstbestimmung und politische Macht von wenigen, nämlich der Eigentümer. Für die Mehrheit der Bevölkerung bedeutete die Etablierung bürgerlich-kapitalistischer Verhältnisse in ökonomischer Hinsicht nichts anderes als die Ersetzung der Fronknechtschaft durch die Lohnknechtschaft. Die materiellen Interessen der besitzenden Nutznießer der Revolution beruhten auf Ausbeutung der Eigentumslosen und ließen die hohen Ideale der Brüderlichkeit und Egalität zu hohlen Phrasen erstarren. Auch nach dem Sturz des Privilegiensystems und dem Niederreißen ständischer Gesellschaftsschranken blieben antagonistische Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse bestehen, die der kapitalistischen Produktionsweise immanent und daher unaufhebbar waren. Die entstehende bürgerliche Ordnung, deren entscheidende Triebkraft das individualistische und egoistische

³ Die Revolutionsschrift Karl Clauers ist vollständig im Aufsatz von Hans Werner Engels: Karl Clauer, Bemerkungen zum Leben und zu den Schriften eines deutschen Jakobiners, wiedergegeben in: *Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv*, Bd. 2, 1973 (hrsg. von Walter Grab).

Profitmotiv — und nicht das moralische Streben nach harmonischer Entwicklung — war, ließ die Verwirklichung der demokratisch-egalitären Ideale nicht zu. Weshalb die Gesetze des Marktes und nicht die Gesetze der Moral zum wichtigsten Vehikel des von den Adelsvorrechten befreiten Frankreich wurden, blieb den deutschen Jakobinern ebenso verborgen wie ihren französischen Vorbildern. Sie konnten das Ausbleiben der ersehnten gerechten Sozialordnung nicht materialistisch begründen, nicht auf die objektiven sozialökonomischen Bedingungen zurückführen, sondern blieben subjektiven und moralischen Kategorien verhaftet. Sie neigten daher zur Personalisierung der Klassenkonflikte und schrieben die mangelnde Harmonie und Bruderliebe der Bosheit, Unfähigkeit und Habsucht, dem Unverstand und Egoismus einzelner politischer Gegner zu. Ich habe mit diesen Bemerkungen jedoch dem Gang der Ereignisse vorgegriffen, denn die unvermeidliche politische Enttäuschung der Jakobiner sollte erst in der Epoche des französischen Direktoriums, also seit 1795, und besonders infolge des Machtantritts des gestieften Erben und Vollstreckers der Revolution, Napoleon Bonaparte, hervortreten. Im Jahre 1792 jedoch befand sich die deutsche Jakobinerpropaganda auf dem Gipfel. Die Kriegsvorbereitungen Österreichs und Preußens gegen das revolutionäre Frankreich waren höchst unpopulär. Bei Kriegsausbruch im Frühjahr 1792 erhoben mehrere deutsche Dichter warnend ihre Stimme gegen die Versuche der feudalabsolutistischen Staaten, die alte Ordnung in Frankreich durch Intervention wiederzuerrichten. Als Beispiel einige Zeilen aus einem Gedicht Gottfried August Bürgers:

Für wen, du gutes deutsches Volk,
Behängt man dich mit Waffen?
Für wen sollst du von Weib und Kind
Und Herd hinweg dich rafften?
Für Fürsten und fürs Adelspack
Und fürs Geschmeiß der Pfaffen.
Wars nicht genug, ihr Sklavenjoch
Mit stillem Sinn zu tragen?
Für sie im Schweiß des Angesichts
Mit Fronen dich zu plagen?
Für ihre Geißel sollst du nun
Auch Gut und Leben wagen?
Sie nennen's Streit fürs Vaterland,
In welchen sie dich treiben.
O Volk, wie lange willst du blind
Beim Spiel der Gaukler bleiben?
Was geht uns Frankreichs Wesen an,
Die wir in Deutschland wohnen?
Es mochte dort nun ein Bourbon,
Ein Ohnehose thronen.

In Hamburg und Altona, dem zweiten Zentrum demokratischer Propaganda, wurde zur Zentralfigur des dortigen Jakobinerzirkels der aus Sachsen stammende Journalist und Schriftsteller Friedrich Wilhelm von Schütz, der seit 1787 in Altona ansässig war und im Juli 1792, nach Kriegsbeginn gegen Frankreich, das revolutionäre Journal „Niedersächsischer Merkur“ herauszugeben begann.⁴ Schütz wandte sich in jeder Nummer seines Organs mit Aufrufen zur Erhebung ans deutsche Volk. So hieß es in einem Appell „Ein Deutscher an seine Brüder“:

Wollt ihr für den Despoten fechten
Und seiner Habsucht Knechte sein?
Ihm eine Lorbeerkrone flechten
Und schnitzen euch ein hölzern Bein?
Nein, Brüder! Wenn wir kämpfen müssen,
Dann soll nur unser warmes Blut
Für Menschenrecht und Freiheit fließen
Und nicht für Fürsten-Übermut!
Und jedem der, ein freier Mann,
Tyrannenfesseln brechen kann,
Reicht brüderlich die Hand.
Und euer Schwert dem Schändlichen,
Der eure Freiheit raubt;
Reißt dem gekrönten Bösewicht,
Reißt ihm die Larve vom Gesicht,
Die Krone von dem Haupt!

Schütz war sich dessen bewußt, daß die Kraft der vereinzelt deutschen demokratischen Publizisten nicht hinreichte, um die adeligen Willkürherrscher zu stürzen. Er erkannte, daß die Jakobiner nur als Bannerträger des bürgerlichen Fortschritts fungieren konnten, daß aber die geballte Kraft der Volksmassen zur Geburt der neuen Sozialordnung unerlässlich war; er hoffte daher — um mit seinen eigenen Worten zu sprechen — *daß es in den Köpfen unserer deutschen Mitbürger vollends helle werde, in welchen es bereits zu dämmern angefangen. Um uns einer passenden Allegorie zu bedienen, so sind wir gleichsam der Geburtshelfer, die Entbindung zu erleichtern, und wir sehen den verständigen Teil des Publikums als die Gebälerin an, die eigentlich die Hauptrolle spielen muß, und welcher wir die Wehen erleichtern helfen.*⁵

Der Sieg der Revolutionsheere bei Valmy im September 1792, der nach einem Worte Goethes eine neue Epoche in der Weltgeschichte einleitete, ermöglichte es den Franzosen, ins Rheinland vorzustoßen und Mainz zu besetzen. Einige Wochen lang schien es, als ob die Freiheitsarmeen ganz Deutschland über-

⁴ Weitere Einzelheiten über Schütz siehe W. Grab: Demokratische Strömungen in Hamburg und Schleswig-Holstein z. Z. der ersten Französischen Republik, Hamburg 1966.

⁵ Vgl. F. W. v. Schütz, Niedersächsischer Merkur, Altona 1792, 2. Bändchen, 12. Stück, S. 183 f.

schwemmen und die Feudalpotentaten von ihren Thronen stürzen würden. Der Herbst und Winter 1792/93 war daher der Höhepunkt der deutschen Jakobinerpropaganda. Nach der Besetzung von Mainz schufen die dortigen Demokraten einen Jakobinerklub, die „Gesellschaft der deutschen Freunde der Freiheit und Gleichheit“, übernahmen einen Teil der Regierungsfunktionen und erklärten sich bereit, in den von den Franzosen eroberten Gebieten von Landau bis Bingen eine Republik nach französischem Muster zu errichten. Sie wurden dabei von den zuvor nach Straßburg emigrierten Jakobinern nach Kräften unterstützt. Eulogius Schneider verkündete in seiner Zeitschrift jauchzend, daß „die Sterbestunde des Despotismus“ endlich geschlagen habe und „die Morgenröte der Freiheit“ in Deutschland aufgegangen sei. „Sendet Apostel auf die Dörfer und Flecken, predigt laut das Evangelium der Freiheit!“ rief der entkuttete Mönch enthusiastisch aus. Er forderte die Mainzer Jakobiner auf, um Einverleibung an Frankreich, die wahre Heimat aller nach Befreiung lechzender Völker, anzusuchen.

Einige von Schneiders Kampfgenossen, darunter Dorsch, Clauer und Cotta, verlegten ihr Tätigkeitsfeld nach Mainz. Zu den wichtigsten Klubmitgliedern gehörten die Universitätsprofessoren Andreas Hofmann, Matthias Metternich, Georg Wedekind und Felix Blau. Der bekannteste Mainzer Jakobiner war der Naturforscher, Philosoph und Schriftsteller Georg Forster. Die Mainzer Klubisten pflegten mit anderen demokratischen Verbindungen eine ausgedehnte Korrespondenz, entfalteten eine rege Pressekampagne zur Propagierung jakobinischer Grundsätze und versuchten so die Revolutionsprinzipien in ganz Deutschland zu verbreiten.

In Hamburg kam es zur Gründung einer Lesegesellschaft, die sowohl ideologisch als auch organisatorisch vom Mainzer Jakobinerklub stark beeinflusst war. Schütz, der bei der Gründung des Hamburger Klubs maßgeblich beteiligt war, veröffentlichte die Reden der Mainzer Jakobiner in seiner Zeitschrift. Er erhoffte den baldigen Einmarsch der Franzosen in der Hansestadt. In einem Gedicht, das er zum neuen Jahr 1793 publizierte, heißt es:

Ach Franken helft! Jetzt ist es Zeit!
 Kommt doch in unsre Lande!
 Und stürzt die Ungerechtigkeit
 Und löset unsre Bande!
 Macht uns von allem Übel los
 Und setzt durch einen Gnadenstoß
 Die Despotie vom Throne!

Diese Erwartungen, die darauf hinausliefen, den französischen Revolutionsarmeen die Etablierung bürgerlich-demokratischer Verhältnisse zu überlassen, erfüllten sich jedoch nicht. Infolge der Machtkämpfe im französischen Nationalkonvent zwischen Gironde und Bergpartei erlahmten die militärischen Offensiven der Franzosen. Beim Prozeß gegen König Ludwig XVI. wandte sich die großbürgerliche Gironde gegen die Hinrichtung des Königs, da dadurch ein

wichtiger Bremsklotz gegen die weitere Radikalisierung der Revolution entfernt wurde. Die gesellschaftspolitischen Ziele der jakobinischen Montagne, die sich auf die Sansculotten stützte, waren dem liberalen Großbürgertum nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland viel zu weitgehend. Die Hamburger Großkaufleute, die ursprünglich an der Lesegesellschaft teilgenommen hatten, befürchteten, daß der Sieg der Jakobiner in Frankreich auch eine soziale Umwälzung in Deutschland nach sich ziehen würde und begannen, sich von der Befürwortung der Umwälzung jenseits des Rheins zurückzuziehen. Der Präsident der Lesegesellschaft, der Großkaufmann Sieveking, löste die Vereinigung Ende Dezember 1792 auf. Als der französische König am 21. Januar 1793 hingerichtet wurde, kam es zum endgültigen Bruch zwischen Liberalismus und Demokratie in Deutschland. Während sich die Liberalen entrüstet von den „Königsmördern“ abwandten, blieben die revolutionären Demokraten der Montagne treu und hofften weiterhin auf französische Unterstützung bei der Befreiung Deutschlands von der Feudalherrschaft.

In gleichem Maße, wie in Frankreich Jakobiner und Sansculotten an Terrain gewannen, entstanden auch in Deutschland eine Reihe von Jakobinerzirkeln, die sich aus Angehörigen der unteren Volksklassen rekrutierten. In Altona entstand ein plebejisches Konventikel, dessen Mitglieder sich „Rechtmäßiger Jakobinerklub echter Republikaner, Brüder der Freiheit und Gleichheit“ nannten. In handgeschriebenen Flugblättern rief dieser Klub zum Sturz der dänischen Monarchie auf. Aus den Losungen dieser anonymen Pamphlete geht das Eindringen populärphilosophischer Schriften ins Volk hervor. Die Jakobiner bezogen ihre naturrechtlichen Argumente aus dem Werk Thomas Paines „Die Rechte des Menschen“, das kurz zuvor in Mainz unter Mitwirkung von Georg Forster ins Deutsche übersetzt worden war. Das Mündigwerden der Unterschichten zeigte sich darin, daß sie selbst vor der Öffentlichkeit das Wort ergriffen und ihre Anliegen zu formulieren begannen. Die Flugblätter fordern die Errichtung eines gewählten gesetzmäßigen deutschen Jakobinernationalkonvents und eine auf Gewaltenteilung beruhende Republik. Sie nahmen das vom Pariser Konvent am 19. November 1792 ausdrücklich betonte Selbstbestimmungsrecht der Völker in Anspruch und legten besonderes Gewicht auf den Grundsatz, daß die Volkssouveränität mit der Existenz erblicher Monarchien unvereinbar sei. Der Wille zum politischen Umsturz wurde durch die drückenden Steuern, die Inflation und Wirtschaftskrise und die Verelendung breiter Bevölkerungsschichten verstärkt. Aus den Flugblättern schallt der Schrei: „O! womit soll man etwas zum Lebensunterhalt verdienen! O! welch schlechte Zeiten!“

Die Mitglieder des Klubs blieben trotz eifriger Fahndung durch die Behörden im Schatten der Anonymität und wurden niemals entdeckt. Einige Indizien weisen darauf hin, daß sie sowohl mit dem Kreis um Schütz als auch mit den Mainzer Jakobinern in Verbindung standen. Einer der Altonaer Jakobiner, ein gewisser Heiligenstedt, ging auf Veranlassung von Georg Wedekind, dem Präsidenten des

Mainzer Klubs, als Emissär nach Berlin, um mit den Demokraten der preußischen Hauptstadt Verbindung aufzunehmen. Dort wurden einige Flugblätter angeschlagen, die zum gewaltsamen Sturz der preußischen Monarchie aufriefen und den Abbruch des ungerechten Krieges gegen das revolutionäre Frankreich forderten. Heiligenstedt wurde von der Berliner Polizei nach etwa einem Monat verhaftet und beschuldigt, daß er „Komplotte in französischer Manier“ anzuzetteln versucht habe. Nachdem er zwei Jahre im Kerker verbracht hatte, kehrte er 1795 wieder nach Altona zurück.

Auch in Kiel entstand ein revolutionärer Zirkel, der sich *Patriotischer Klub* nannte und etwa 200 Mitglieder umfaßte. Die wirtschaftliche Lage der meisten war überaus schlecht; viele hausten in Kellerlöchern. Bei den stürmischen Zusammenkünften der Kieler Patrioten las man die Gedichte der Revolutionszeitschrift von Schütz vor und fragte sich beim Singen der Freiheitslieder, ob „nur die Leute im Norden die Sklaven ihrer Oberen“ bleiben müßten. — Jakobinische Flugblätter wurden im Winter 1793 auch in Göttingen und Hildesheim, in Breslau und Köln, in Braunschweig und Nürnberg verbreitet.

Ein wichtiger Sammelpunkt von revolutionären Demokraten entstand 1792 in Wien. Die beiden dortigen Jakobinerzirkel setzten sich teilweise aus Staatsbeamten zusammen und umfaßten etwa 40 Personen. Einer der Wortführer war der frühere Professor an der Wiener Neustädter Militärakademie und Privatlehrer von Kaiser Franz, Andreas Riedel, der einen handschriftlichen *Aufruf zu einem antiaristokratischen Gleichheitsbund* in zahlreiche deutsche Städte versandte; ein anderer war der Platzoberleutnant Franz Hebenstreit von Streitenfeld, der ein lateinisches Lehrgedicht von 540 Hexametern, *Homo Hominibus* — Mensch unter Menschen — verfaßte. Dort machte er die klaffenden Eigentumsunterschiede für die menschliche Entfremdung verantwortlich, forderte die Enteignung der Mächtigen und propagierte ein ideales Reich der Gleichheit, der Harmonie und des Friedens. Der Diener der ungarischen Hofkanzlei, Georg Ruzsiczka, richtete in deutscher und tschechischer Sprache einen Aufstandsappell an die Bauern. Andere Mitglieder des Zirkels waren der Dichter Alois Blumauer, der Rechtsanwalt Ignaz Jutz und der Magistratsrat Martin Prandstätter. Auch in Innsbruck in Tirol und in Knittelfeld und Judenberg in der Steiermark fanden sich Jakobiner zusammen. Ein Lockspitzel, der sich in den Wiener Jakobinerkreis eingeschlichen hatte, verriet die Bewegung im Juli 1794. Nach einem Prozeß hinter verschlossenen Türen wurde Hebenstreit Anfang 1795 hingerichtet, die andern zu langjährigem Kerker in der Festung Munkacz verurteilt. Die Akten des Wiener Jakobinerprozesses und der sogenannten steirischen Komplizität wurden auf Befehl des Kaisers in einem Geheimgemach aufbewahrt, um sie späterer Forschung unzugänglich zu machen. Erst nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie, 1919, kamen sie ans Licht; das erste Werk über die österreichischen Jakobiner wurde erst vierzig Jahre später publiziert.⁶

⁶ Ernst Wangermann: From Joseph II. to the Jacobin trials, Oxford 1959, deutsch Wien 1966.

Parallel zu diesen jakobinischen Strömungen von Intellektuellen, die publizistisch hervortraten, ist eine starke Häufung von Volksunruhen zu verzeichnen. Dort waren die Wortführer meist wandernde Handwerksburschen, die die Umwälzung in Frankreich teilweise selbst miterlebt hatten und die revolutionäre Kunde überall verbreiteten. Die Dekomposition der ständischen Ordnung infolge des beginnenden Industrialisierungsprozesses sowie die Teuerung infolge des Krieges vertieften die Klassengegensätze und führten zu sporadischen Ausbrüchen, die zahlreiche Opfer kosteten. Obwohl die Aufständischen in erster Linie die Verbesserung der Wirtschaftslage forderten, trug der Funkenflug der Revolution zur Entflammung der Gemüter nicht wenig bei. Eine Analyse der Flugblätter, die in Lübeck, Bremen, Hamburg, Rostock, Greifswald, Breslau, Nürnberg, Ulm angeschlagen wurden, ergibt, daß nahezu überall auf das leuchtende französische Beispiel Bezug genommen wird, und daß die Verfasser der Aufstandsappelle gut über die politischen Zustände und die Verschiebung der Machtverhältnisse in Frankreich Bescheid wußten. Gleichzeitig ist festzustellen, daß es die gebildeten deutschen Demokraten im allgemeinen nicht vermochten, die durch Bildung und Herkunft bedingten Schranken zu durchbrechen und sich an die Spitze der Aufrührhaufen zu setzen. Die in vielen Kleinstaaten und Reichsstädten ausbrechenden sozialen Unruhen blieben im allgemeinen unkoordiniert und sanken nach Anfangserfolgen wie Strohfeuer in sich zusammen. Die in den Archiven erhalten gebliebenen Dokumente geben ein erschütterndes Bild der Not und Rechtlosigkeit der Unterschichten und zeigen, daß die Erkenntnis der deutschen Freiheitschwärmer von der Notwendigkeit einer revolutionären Umgestaltung eine bedeutende Höhe erreichte. Die jakobinischen Aufrufe zur Volkserhebung in den süddeutschen Reichsstädten sowie in Baden, Württemberg und Bayern sind unheim vielgestaltig und steigerten sich 1799 bis zu einer ausführlichen republikanischen Verfassungsurkunde für ganz Deutschland. Dieses Dokument ist kürzlich wiederentdeckt und publiziert worden.⁷

Einer der wichtigsten Gründe für die Erfolglosigkeit und Enttäuschung der deutschen Jakobiner wurzelte in der Wandlung der Kriegszielpolitik der französischen Revolutionäre. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die überall verfolgten demokratischen Publizisten, die beim Mangel einer organisierten Partei untereinander wenig Kontakt hatten und unter den schwierigen Bedingungen der Illegalität arbeiten mußten, unmöglich das leisten konnten, was das deutsche Bürgertum als Klasse versäumte. Die Jakobiner waren sowohl militärisch als auch ideologisch auf Frankreich angewiesen. Als jedoch die von girondistischen Generälen befehligten Heere im März 1793 schwere Schläppen erlitten, Mainz von preußischen Truppen belagert und vier Monate später erobert wurde, beschloß der französische Nationalkonvent, sich nicht mehr in Angelegenheiten

⁷ Heinrich Scheel, Jakobinische Flugschriften aus dem deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts, Berlin/DDR 1965, S. 130 ff.

der andern Völker einzumischen und die Befreiung Deutschlands vom Feudaljoch den dortigen Demokraten zu überlassen. Robespierre, der ab Juli 1793, während der großen Krise der Revolution, ein Jahr lang französischer Regierungschef war, erklärte wiederholt, daß man bewaffnete Missionäre nirgends ließe und daß der Krieg nur die Verteidigung und Sicherung der nationalfranzösischen revolutionären Errungenschaften, nicht aber die Befreiung der Nachbarländer oder die Errichtung einer Weltbürgerrepublik zum Ziele habe. Mehr als das: Die meisten deutschen jakobinischen Kosmopoliten, die aus Deutschland vertrieben und ins Land der Freiheit geflohen waren, wurden während der Jakobinerherrschaft in Frankreich verhaftet, weil man sie als Ausländer der Spionage zugunsten der Konterrevolution verdächtigte. Drei von ihnen wurden guillotiniert: der Konventsabgeordnete Anacharsis Cloots; der bereits erwähnte, aus dem Kloster entsprungene Volkstribun Eulogius Schneider; und der in ganz Europa berühmte Despotenfeind Friedrich von der Trenck. Von den französischen Jakobinern hatten ihre deutschen Gesinnungsgenossen daher keine Hilfe mehr zu erwarten.

Als Robespierre von den Thermidorianern gestürzt wurde und die französischen Heere wiederum siegreich ins Rheinland vorstießen, hatte sich der Charakter des Kriegs gewandelt. Nunmehr waren jenseits des Rheins die Vertreter des französischen Großbürgertums an der Macht, die den Krieg durch rücksichtslose Ausbeutung der Nachbarländer finanzieren wollten und die die Losungen der Freiheit und Gleichheit nurmehr als Phrase benutzten. Das französische Direktorium, das seit 1795 an der Macht war, paktierte mit den deutschen Feudalfürsten und war an einer demokratischen Regeneration Deutschlands nicht interessiert. Die bourgeoisen Nutznießer der Revolution, die die Früchte der jakobinischen Siege ernteten, strebten eine Hegemonialstellung auf dem europäischen Kontinent unter Leugnung des nationalen Selbstbestimmungsrechts der anderen Völker an. Belgien wurde 1795, das Rheinland 1797 annektiert; in den Niederlanden, der Schweiz und Oberitalien entstanden französische Satellitenstaaten.

Je mehr sich Frankreich von den ursprünglich verkündeten Revolutionsprinzipien entfernte, desto mehr ging den deutschen Jakobinern der ideologische Kompaß verloren. Während sich bei einigen revolutionären Demokraten Resignation ausbreitete, fuhren andere fort, ihre Appelle zur Volkserhebung zu verbreiten; auch wird jetzt eine deutschpatriotische Note hörbar. Besonders Georg Friedrich Rebmann, der nach dem 1794 in Paris gestorbenen Georg Forster als bedeutendster deutscher Jakobiner zu bezeichnen ist, erkannte, daß das deutsche Volk aus eigenen Kräften den Kampf aufnehmen müsse und auf keine französische Hilfe, sondern nur auf seinen eigenen Willen rechnen dürfe. Rebmann war 1796 nach Frankreich ausgewandert und hatte dort die Abwendung der neuen Machthaber von den Freiheits- und Gleichheitsidealen, die bourgeoise Unterdrückung der Volksmassen, die Gewaltpolitik des Direktoriums miterlebt. In einer polemischen Debatte, die er gegen den in Hamburg gebliebenen Demokraten Friedrich

Wilhelm von Schütz führte, ging es um die Frage, ob das französische Revolutionsheer oder das deutsche Volk die Aufgabe der Befreiung Deutschlands von der Feudalherrschaft übernehmen müsse. Diese Polemik bildet einen Höhepunkt an Revolutionsgeist und radikaler Gesellschaftskritik. Während Schütz ebenso wie 1793 den Franzosen die deutsche Befreiung überlassen wollte, rief Rebmann in einem seiner Erhebungsaufträge aus: „Ihr selbst müßt eure Freiheit erkämpfen, oder ihr verdient das Schicksal, das sonst euer wartet! Wir brauchen die Hilfe Frankreichs nicht! Pfui, die Schande für die große deutsche Nation, wenn sie sich frei machen ließe! Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern, nicht zum Geschenk erhalten“⁸

Den Schlußstrich unter die Entwicklung setzte Bonaparte, der 1799 die republikanische Verfassung Frankreichs de facto liquidierte und die Revolution für beendet erklärte. Seine Usurpation am 18. Brumaire bedeutete die endgültige Vernichtung der Hoffnungen der deutschen Jakobiner.

Heinrich Heine beschreibt in seinem Essay *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* die Verzweiflung der deutschen Demokraten:

Die deutschen Freiheitsfreunde, zu republikanisch gesinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmütig, um sich der Fremdherrschaft anzuschließen, hüllten sich seitdem in tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum, mit gebrochenem Herzen, mit geschlossenen Lippen.

Im Gegensatz zu den französischen Jakobinern hinterließen die deutschen Demokraten der Revolutionsepoche weder in geistesgeschichtlicher noch in politischer Hinsicht tiefe Spuren im Leben der Nation. Ihre deutsch-französische Freundschaftsidee wurde durch den deutschfeindlichen Franzosenhaß der politischen Romantik überwuchert, der bei der Geburt der modernen bürgerlichen deutschen Nation die ideologische Patenschaft zufiel. An die Stelle der Tradition der Aufklärung trat, zum Schaden für die spätere deutsche Geschichte, die Ideologie der Verherrlicher mittelalterlicher Herrschaftsformen. Heutzutage liegt es jedoch im Interesse der demokratischen Bewußtseinsbildung, der längstentschwundenen Streiter um eine volksverbundene und völkerverbindende Erneuerung Deutschlands zu gedenken und die Bestrebungen der Jakobiner zur Befreiung ihres Vaterlandes von den Fesseln einer überlebten Gesellschaftsordnung gebührend zu würdigen.

Der Jakobiner Rebmann fühlte sich als leidenschaftlicher Patriot, als er ausrief: *O Germanien! Du brauchtest dich nicht selbst die große Nation zu taufen, wenn du diese Fesseln abstreifen wolltest! Du würdest diesen Namen mit Recht von allen Völkern erhalten!*⁹

⁸ Eine ausführliche Analyse der Debatte zwischen Rebmann und Schütz findet sich bei Walter Grab, *Eroberung oder Befreiung? Deutsche Jakobiner und die Franzosenherrschaft im Rheinland 1792 bis 1799*, Schriften aus dem Karl Marx-Haus, Trier 1971.

⁹ Vgl. G. F. Rebmann, *Die Geißel*, Altona 1798, 2. Jg., 4. Heft, S. 69.

Bemerkungen zu Georg Herwegh

Am 19. November 1842 fand im Schloß zu Berlin eine bemerkenswerte Audienz statt. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. empfing einen jungen Dichter, dessen Name damals in den knapp vierzig deutschen Ländern in fast aller Munde war. Sein Ruhm gründete sich auf einen Gedichtband mit dem Titel „Gedichte eines Lebendigen“, der ein Jahr zuvor erschienen war. Er enthielt volltönende Verse, in denen mit knalliger Rhetorik, pathetisch-schwungvollem Elan, auch volksliedhafter Einprägsamkeit der Ruf nach Einheit und Freiheit laut geworden war, in denen das Volk aufgerufen wurde, seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen und die Despoten zu vertreiben, er enthielt Verse wie diese:

Bekämpft sie ohn' Unterlaß
die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß,
Als unsre Liebe werden.
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Soviel rebellierender Feuereifer, solche lyrischen Fanfarenstöße waren sensationell. Offensichtlich auch für den preußischen König, der sich doch selbst zu den attackierten Tyrannen rechnen mußte. Der junge Dichter und Liebling aller antifeudal gestimmten Deutschen hieß Georg Herwegh.

Georg Herwegh wurde 1817 als Sohn eines Gastwirts in Stuttgart geboren. Der Junge sollte sein Leben nicht hinter dem Schanktisch verbringen, er sollte studieren. In Frage kam für die Kinder von Kleinbürgern damals eigentlich nur das Studium der Theologie — das war am billigsten. Herwegh besuchte das Seminar in Maulbronn und trat 1835 in das Tübinger Stift ein. Aber er ließ bald Neigungen erkennen, die seinen Lehrern nicht genehm waren: Er las verbotene Bücher, nämlich die Schriften Ludwig Börnes und anderer „jungdeutscher“ Oppositionsschriftsteller, und an der herkömmlichen Theologie schien ihn vor allem zu interessieren, wie sie kritisch aus den Angeln zu heben sei. 1836 wurde er nach einem keinesfalls gravierenden Verstoß gegen die Institutsordnung aus dem Stift entlassen. Nach einem kurzen Zwischenspiel an der Juristischen Fakultät gelang es dem jungen Mann, in der Redaktion der gemäßigt-liberalen Zeitung „Europa“ unterzukommen, die in Stuttgart erschien. Inzwischen hatte er begonnen, Gedichte zu schreiben, die auch veröffentlicht wurden. Es war Herweghs feste Absicht, Berufsschriftsteller zu werden und nicht etwa Soldat des Königs von Württemberg, der ihn 1838 unter seine Fahnen gerufen hatte. Um dem verhaßten Militärdienst zu entgehen, floh er 1839 in die

Schweiz. Dort kam er in gute Gesellschaft, nämlich in die anderer deutscher politischer Flüchtlinge, die seinerzeit scharenweise in der Schweiz Asyl fanden. Herwegh schrieb eine Reihe literaturkritischer Beiträge für die oppositionelle Exilzeitung *Deutsche Volkshalle*. Die in diesen Artikeln enthaltenen literarischen und politischen Positionen sind in ihrer engen Verknüpfung von Gesellschaft, Politik und Kunst charakteristisch für die vorrevolutionäre Funktionsbestimmung der Literatur. Es sind mehr als nur Dokumente antifeudal-demokratischer Gesinnung und des damaligen Selbstverständnisses progressiver Literatur — inhaltlich werden Themen angeschnitten, die auch in aktuellen Literaturdebatten eine gewichtige Rolle spielen. Die Bedeutung dieser Aufsätze wurde erst in den letzten Jahren richtig erkannt, vor allem dank einer intensiven DDR-Forschung, als deren Ergebnis Sammlungen und Auswertungen von Herweghs frühem publizistischem Schaffen vorliegen. Wie war denn nun die historische Lage, in der Herweghs Stern als Schriftsteller aufging?

Es war die düstere Szenerie einer schon seit Jahrzehnten historisch überfälligen Feudalherrschaft, eine Szenerie, in der zwar immer wieder und zum Teil recht kräftig die Morgenröte einer politischen Emanzipation des Bürgertums aufschimmerte, aber immer wieder auch wurde diese Morgenröte verdunkelt vom Gewölk und den vernichtenden Hagelschauern restaurativer Unterdrückung. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist geprägt vom Kampf des Bürgertums um die wirtschaftliche und politische Macht im zersplitterten Deutschland. Die jeweilige Dominanz von feudalsolutistischem Herrschaftsanspruch oder bürgerlicher Opposition, die Dialektik von Restauration und Revolution strukturiert den geschichtlichen Ablauf dieser Jahrzehnte bis zur revolutionären Zuspitzung von 1848/49. Diese schwankende Konstellation wirkt, wenn auch nicht im Sinn einer monokausalen Determination, zurück auf die literarische Entwicklung, wobei eine Politisierung der Literatur deutlicher Ausdruck des stetig verschärften Klassenkampfes wurde.

Nach 1815 wurde der Traum von der nationalen Einheit, der die Bevölkerung im Kampf gegen Napoleon beflügelt hatte, zunichte gemacht; die Verbitterung über dynastische Eigensucht, innere Unfreiheit und erzwungene Unmündigkeit des Volkes konnte sich gegen die massiven restaurativen Maßnahmen kaum Luft machen, auch die politische Literatur wurde in die Illegalität zurückgedrängt.

Die französische Julirevolution von 1830 führte dann zu einer neuen Welle bürgerlich-liberaler Opposition in den deutschen Staaten, die allerdings trotz einiger lokaler Insurrektionen und Verfassungsreformen die politische Lage kaum ändern konnte. Literarisch repräsentiert wurde das durch die Julirevolution beflügelte, verstärkt nach Emanzipation drängende liberale Bürgertum durch die Schriftsteller des „Jungen Deutschland“, als deren Protagonisten Ludwig Börne und Heinrich Heine gelten dürfen. Das „Junge Deutschland“ intendierte, immer in bewußtem Absetzen von Klassik und Romantik, die Literatur wieder mit dem Leben, die Wissenschaft mit der Kunst zusammenzubringen. Die Literatur sollte die Zeit widerspiegeln und die progressiven Kräfte fördern,

sie sollte die gesellschaftlich-politische Verantwortung nicht scheuen. Der Dichter, der jetzt zum hauptberuflichen Schriftsteller und Publizisten wurde, engagierte sich für die politische, religiöse, subjektive Emanzipation der aufstrebenden bürgerlichen Schichten.

Eine veränderte historische Situation Anfang der 40er Jahre führte zu radikaleren Positionen, von denen aus auch Herwegh — wie seiner Publizistik zu entnehmen ist — das „Junge Deutschland“ kritisierte: Man warf der zerstrittenen Literatenclique vor, die Literatur nur als einen Ersatz, nicht als einen aktivierenden Teil des politischen Lebens eingesetzt zu haben. Man monierte die literarische Nabelschau und politische Halbheit, das Stagnieren im politisch diffusen Liberalismus, die faktische Beschränkung des Emanzipationsdrangs auf Kunst, Religion und Moral.

Tatsächlich darf das Jahr 1840 als ein Markierungspunkt für eine verstärkte politische Polarisierung zwischen den Kräften der Feudalbükratie und der sich immer mehr differenzierenden Opposition gelten. 1840 bestieg Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron. An seine Regierung waren zunächst große Erwartungen geknüpft. Bald aber zeigte sich, daß von dem neuen preußischen König nicht einmal in der Verfassungsfrage Zugeständnisse zu erwarten waren; im Gegenteil, durch seine romantisch-ständestaatlich-regressive Politik begann sich die Restauration zu stabilisieren. Das verstärkte den kollektiven Unmut, die offene oder verdeckte oppositionelle Haltung breiterer Schichten der Bevölkerung. Für das Bürgertum war, wenn es sich im Prozeß der Kapitalisierung ökonomisch entfalten wollte, die nationale Einheit und die Teilhabe an der politischen Macht zur unabwiesbaren Notwendigkeit geworden. Zugleich erwuchs ihm in dem eben entstehenden Proletariat, das durch verelendete Handwerker und Kleinbürger verstärkt wurde, schon der historische Gegner. Die deutsche Geschichte war in eine vorrevolutionäre Phase getreten.

In diesem Zustand politischer Gärung wurden auch dem Dichter und der Literatur neue Inhalte, Aufgaben und ein neues Wirkungsfeld zugewiesen. Das dokumentieren höchst aufschlußreich Herweghs frühe literaturkritische und -politische Aufsätze (vollständig erfaßt in: „Georg Herwegh. Frühe Publizistik 1837—1841.“ Akademie-Verlag Berlin 1971). Herwegh weist der Literatur die Aufgabe zu, auf ihre spezifische Weise zur Umgestaltung der politischen Verhältnisse beizutragen. Zentrale Themen, die er immer wieder berührt, betreffen die veränderte Funktion der Kunst unter den Bedingungen der politischen Emanzipation, die gesellschaftliche Verantwortung der Kunst, das Verhältnis von Literatur und Volk, Tendenz und Schönheit. Herwegh radikalisiert schon vorhandene Auffassungen über das Engagement des Schriftstellers und fordert eine Literatur, die möglichst direkt und unmittelbar gesellschaftspolitisch wirksam wird. Nicht die Literatur und ihre Gattungen, sondern die Wirklichkeit sollte verändert werden, und auf dieses Ziel hin waren die literarischen Mittel zu funktionalisieren. Diese Zielsetzung der Literatur war gedacht als die Konkretisierung des humanitären Auftrags, welcher der Kunst immanent ist. Er sollte aber nicht als nur äußerliche Tendenz vom Gedicht, das damit zum bloßen Meinungsträger degradiert wäre, transportiert werden. Immer wieder

betont Herwegh, daß die organische Einheit von Gehalt und Form nicht durch ein dilettantisches Mittel-Zweck-Denken auseinandergerissen, die Kunst nicht als versifizierter Leitartikel mißverstanden werden dürfe. Zur angestrebten Demokratisierung der Literatur, von der immer wieder die Rede ist, gehört es, daß sie nicht artifiziell und esoterisch bleibt, sondern dem ganzen Volk verständlich und seinen Interessen dienlich ist. Unter „Volk“ verstand Herwegh alle Menschen, die nicht der unterdrückenden Feudalklasse angehörten. Diese Überlegungen zur Volksverbundenheit der Literatur und der Schriftsteller enthalten für die damalige Zeit neuartige und revolutionäre Elemente; sie knüpfen an Ludwig Börnes Literaturkonzeption an, der für Herwegh großes Vorbild ist.

Bei aller Rigorosität, mit der die Literatur aktuell gesellschaftlich verwertbar gemacht werden soll, gebärdet sich Herwegh keineswegs wie ein blindwütiger Kriegelefant im Porzellanladen der Literaturgeschichte. Goethe und Heine etwa, die in den 30er Jahren von den verschiedensten Seiten heftig befehdet wurden, akzeptiert Herwegh als große Dichter durchaus. Inhalt und Wandel der politischen Auffassungen, wie sie in diesen Aufsätzen ausgesprochen und nachvollziehbar sind, charakterisieren die gegenüber den dreißiger Jahren schärfere oppositionelle Ausgangsstellung und die rasche Radikalisierung der politischen Positionen.

Zunächst sind scharf antifeudale Töne, liberale Postulate und demokratisch-republikanische Theoreme noch vage konglomeriert. Aber trotz mancher Widersprüchlichkeiten und idealistischer Kurzschlüsse, die schon im geschichtlichen Fundament der bürgerlichen Opposition im Vormärz angelegt sind, nähert sich Herwegh immer mehr der Konzeption einer Republik, die nur durch ein machtvolleres Eingreifen des Volkes, also auf revolutionärem Weg erreicht werden könne, und in der auch die soziale Frage zu lösen sei.

Aufruf

1841

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Amboß legt das Eisen!
Heiland soll das Eisen sein.

Eure Tannen, eure Eichen —
Habt die grünen Fragezeichen
Deutscher Freiheit ihr gewahrt?
Nein, sie soll nicht untergehen!
Doch ihr fröhlich Auferstehen
Kostet eine Höllenfahrt.

Deutsche, glaubet euren Sehern,
Unsre Tage werden ehern,
Unsre Zukunft klirrt in Erz;
Schwarzer Tod ist unser Sold nur,
Unser Gold ein Abendgold nur,
Unser Rot ein blutend Herz!

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Hört er unsre Feuer brausen
Und sein heilig Eisen sausen,
spricht er wohl den Segen drein.

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden
Und kein golden Korn dem Feld;
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

In den Städten sei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land;
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerst, laß die letzten Wogen
Fluchend knirschen in den Sand.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Gen Tyrannen und Philister!
Auch das Schwert hat seine Priester,
Und wir wollen Priester sein!

Dies ist eines der bekanntesten Stücke aus den „Gedichten eines Lebendigen“, die Ende 1841 erschienen. Der Band war, selbst nach heutigen Maßstäben, ein Bestseller. Innerhalb von drei Jahren wurden knapp 16 000 Exemplare abgesetzt, zum Teil auf dem Schwarzmarkt und zu Liebhaberpreisen. Herwegh war mit einem Schlag berühmt. Allein mit den Gedichten an ihn (darunter etliche von einem Schweizer Herwegh-Verehrer — Gottfried Keller) ließe sich eine stattliche Anthologie füllen. In Berlin gab es einen „Herwegh-Klub“, in dem Theodor Fontane verkehrte. Herwegh war ein Star.

Das mag manchen heutigen Leser verwundern. Ist in diesen Versen nicht einiges arg dick aufgetragen? Reitet da nicht ein Geisterheer von Kämpfern über ein imaginäres Schlachtfeld, und ein anachronistisches dazu: Wozu Schwerter? Damals war das Schießpulver doch schon längst erfunden! Konnte es der Autor ernst meinen mit seinem bevölkerungspolitischen Vorschlag, kein Säugling habe vor dem Siege aus der Wiege zu schauen? Wollte er die Deutschen aussterben lassen? Und wie konnte er sich zu der beinahe selbstparodistischen Paradoxie versteigen, in einem Gedicht für das Abschaffen des Verseschweißens zu plädieren!

Berechtigte Einwände. Aber den Leser von 1841 störten solche Übersteigerungen und rhetorische Zuspitzungen nicht. Im Gegenteil, er berauschte sich an diesen pathetischen Paukenschlägen und dem lyrisch-rhetorischen Geschmetter. Herweghs poetische Stärke bestand darin, den politischen Stoff zum geschichtlich richtigen Zeitpunkt in politische Kampflieder umgesetzt zu haben, die genau den Ton trafen, der ein Massenpublikum mitschwingen ließ. Dieser Ton ist gekennzeichnet durch eine Kombination volksliedhafter Stilelemente mit dem aktivierenden und emotionalisierenden Pathos des politischen Propagandisten.

Die Gedichte wirkten durch ihren politischen Zündstoff. Ihn enthalten im wesentlichen zwei Dutzend Gedichte des ersten Teils der Sammlung; rund vierzig Gedichten mit reich variiertem Reim-, Vers- und Strophenbau sind 52 Sonette beigegeben. Die politische Grundhaltung, die aus diesen Gedichten spricht, ist strikt antirestaurativ und antisfeudal, wenn auch noch nicht durchgehend antimonarchisch. Nach einem Gedicht mit dem Titel „Vive la République!“ findet sich eines, das „Dem deutschen Volk“ gewidmet ist und in dem

eine monarchische Spitze für die deutsche Nation gefordert wird: „Ein Herz, ein Volk und ein Wappen! / Helf' uns Gott — so soll es klappen!“

Die politische Stoßrichtung der Gedichte ist also noch keinesfalls einheitlich, und gerade deshalb sind sie Ausdruck der in ihren Zielvorstellungen noch wenig präzisen, bei allem antirestaurativem Engagement widersprüchlichen Opposition Anfang der 40er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Ideologische Basis der Gedichte ist ein Aufbegehren gegen feudalbürokratische Repression in jeder Form, sei es als Herrscherwillkür und dynastischer Egoismus, sei es Zensur, Verfolgung der Opposition oder soziale Ungleichheit. Die beiden Hauptanliegen der Einheit und der Freiheit waren zwar nun nicht mehr voneinander zu trennen, aber der Akzent konnte doch noch verschieden gesetzt werden. Der Dichter versteht sich als Sprecher des Volkes, als Poet der „Hütte“.

Die Wirkung dieser Gedichte gründet sich aber nicht nur im politischen Inhalt, sondern auch im aktivierenden Pathos und rhetorischen Furor, in dem sich dieser Gehalt darbietet. Die literarische Insurrektion in allgemein akzeptierten, rhetorisch effektvollen Formen bildete einen hohen Reizwert für das literarisch beeindruckbare und politisch unruhige Bürgertum und die gesamte Opposition. Herweghs literarische Leistung liegt in der Popularisierung und Intensivierung der lyrisch-rhetorischen Mittel. Charakteristisch für eine Reihe der Gedichte ist die starke Nähe zum Volkslied. Sie zeigt sich unter anderem in der häufigen Verwendung des Kehrreims, dem einfachen Satzbau und unkomplizierten Rhythmus, dem Benutzen bekannter Bilder und Topoi und dem Vermeiden exklusiven Vokabulars. Der Volkston kam der Sangbarkeit zugute. Er entsprach dem literarischen und politischen Programm der Popularität. Um ihn zu erreichen, verwendet Herwegh viele Bilder und Motive aus dem religiösen Bereich und der Lyrik der „Befreiungskriege“, setzt sie aber für andere politische Intentionen ein. Herwegh entgeht allerdings in seinem Bemühen, volkstümlich und massenwirksam zu sein, nicht immer der Gefahr, zu zwar bewährten und beim Publikum beliebten, aber literarisch und auch politisch überholten rhetorischen Floskeln zurückzukehren.

Herweghs politische Poesie war die ausgeprägteste Agitprop-Lyrik des Vormärz, typisch in ihren Mängeln und Vorzügen. Mängel, die resultieren aus einer in manchem utilitaristischen Literaturkonzeption: Sprachliche und thematische Verengungen, eine abstrakt literarisierte Tendenz statt einer aus der dichterischen Umsetzung der Wirklichkeit in ihrer ganzen Breite hervorgehenden Welt-Anschauung. Vorzüge, die zum Teil um den Preis solcher Mängel erreicht wurden: Unmittelbare Verständlichkeit und geradezu publizistische Breitenwirkung, eine direkte politische Ansprache und Stimulierung. Einige Strophen und Gedichte sind so überzeugend und über den historischen Anlaß ihrer Entstehung hinaus faszinierend, daß sie zur großen Literatur gerechnet werden müssen, wie immer man sie definiert.

Herwegh war nun also der Publikumsliebbling und Held des Tages. Im Herbst 1841 reiste er nach Paris, wo er auch Heinrich Heine besuchte. Der überreichte ihm bei dieser Gelegenheit eine poetische Widmung:

An Georg Herwegh

Herwegh, du eiserne Lärche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lärche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren — Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst.

Schon in diesem Gedicht — Heine hat später noch vier weitere auf Herwegh verfaßt — klingt, bei aller Achtung, jene Kritik an den Vormärzpoeten und der deutschen Opposition an, die Heine in jenen Jahren in vielerlei literarischen und theoretischen Äußerungen artikuliert hat: Mangelndes Realitätsbewußtsein und illusionistische Schwärmerei, die künstlerische Impotenz zur Folge haben, nämlich rhetorisches Gefuchtel, Effekthascherei und pathetischen Bombast. Die Auseinandersetzung zwischen Heine und den Polit-Poeten gehört zu den interessantesten Kapiteln in der Literaturgeschichte des Vormärz; sie ist gerade heute auf faszinierende Weise aktuell. Ebenso der Aufmerksamkeit wert und lehrreich ist jene Debatte um die Parteilichkeit des Dichters und der Literatur, die durch ein Gedicht Ferdinand Freiligraths und das berühmte Antwortgedicht Herweghs — „Die Partei“ — ausgelöst wurde. Der damals politisch noch indifferente Freiligrath hatte in einem Gedicht den spanischen Konterrevolutionär Diego Leon verherrlicht und sich mit den Zeilen gerechtfertigt: „... der Dichter steht auf einer höheren Warte, / als auf den Zinnen der Partei.“ In der *Rheinischen Zeitung* vom 27. Februar 1842 erschien dann Herweghs Gedicht, in dem die Zeilen stehen:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebär?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf den Zinnen der Partei!

„Partei“ ist in diesen enthusiastischen Versen nicht im organisatorischen Sinn gemeint, sondern bedeutet das Eintreten für die Kräfte des Fortschritts, das Bewußtsein von der politischen Verantwortung der Literatur. Der Sängerkrieg evozierte ein breites Echo, das Aufschluß gibt über die politischen und literarischen Verhältnisse im Vormärz.

Ende September 1842 trat Herwegh von der Schweiz aus eine Reise durch Deutschland an, um Mitarbeiter für eine geplante radikal-oppositionelle Monatschrift zu gewinnen. Die erste Etappe dieser Werbereise gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Auf fast allen Stationen wurde Herwegh gefeiert wie ein

Volksbefreier; die Zeitungen berichteten mit einer Ausführlichkeit über ihn, wie sie sonst nur Tänzerinnen oder fürstlichen Persönlichkeiten zuteil wurde. Herwegh war eine Symbolfigur für den antifeudalen Widerstand geworden, der Starrummel war selbst nichts anderes als eine politische Demonstration. Für Herwegh glühte auch ein junges Berliner Mädchen namens Emma Siegmund, die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns. Sie war Mitte November mit Herwegh verlobt und wurde seine Frau.

Am 19. November 1842 kam es dann zu jener Audienz, die für Herwegh verhängnisvoll werden sollte. Was den Monarchen und den Poeten der „Hütte“ eigentlich zusammenführte, läßt sich kaum mehr rekonstruieren, vermutlich war es auf beiden Seiten Neugierde und die Hoffnung, den anderen beeindruckend oder gar umstimmen zu können. Ebenso wenig ist der Verlauf der Audienz geklärt; der König soll von einer gesinnungsvollen Opposition gesprochen, Herwegh soll Marquis Posas „Sire, ich kann nicht Fürstendiener sein“ zitiert haben. Die Audienz war das Tagesgespräch in der Öffentlichkeit.

Acht Tage später war die geplante Zeitschrift im voraus für das Königreich Preußen verboten. Das war die Reaktion. Herwegh war zu Recht erbost und schrieb einen privaten Brief an den König, in dem er, durchaus die Form wahrend, das Verbot den Ministern zur Last legte und dagegen protestierte. Der Brief wurde durch eine Indiskretion veröffentlicht. Herwegh wurde aus Preußen ausgewiesen. Im Jahr 1843 schlug die Restauration voll zurück, einige oppositionelle Zeitungen und Periodica wurden verboten. Die öffentliche Stimmung, die erschreckt zurückweichenden Liberalen machten den unvorsichtigen Herwegh zum Sündenbock. Seine Rückreise wurde von einem Konzert schrill mißbilligender Stimmen begleitet. Nur aufrechte Demokraten — auch die *Rheinische Zeitung* — nahmen ihn in Schutz. Diese Erfahrungen raubten Herwegh viele Illusionen über die politische Standfestigkeit des Bürgertums und beschleunigten seine Entwicklung nach links, zum revolutionären Republikanismus. In einem Brief an seine Braut heißt es: „Mit der liberalen Bourgeoisie werden wir nie siegen, wir müssen die Sympathie der Massen suchen...“

Ende 1843 kam der zweite Teil der „Gedichte eines Lebendigen“ heraus, der nicht mehr an den Erfolg des ersten Teils anknüpfen konnte. Unter dem restaurativen Druck differenzierte sich die Opposition; mit der politischen Erregung und der Aufnahmebereitschaft für enthusiastische Freiheitsrufe war auch die Chance für die Literatur geringer geworden, noch politischen Einfluß zu gewinnen und Sensation zu machen. Herwegh äußerte sich nun als entschiedener Republikaner. Auch auf Grund des demokratisch-revolutionären Inhalts konnte eine Reihe der nach 1842 entstandenen Gedichte nur noch die Zustimmung einer Minderheit finden. Die prononcierte Attacke, die inhaltlich präziser bestimmt ist, äußert sich jetzt in verstärkt satirischen und polemischen Formen; an die Stelle der Sonette treten bissige Xenien. Herweghs verändertes politisches Verständnis schlägt sich in gewandelten Inhalten und literarischen Formen nieder. In den Gedichten und vor allem Xenien tritt er auf gegen feudale Kräfte und restaurative Verhältnisse, gegen Philister, die Kirche, die speichelleckerische und schwankende Presse, gegen Personen, Ereignisse und Entwicklungen, die seinen

republikanischen Unmut erregen. Mit zwei Gedichten gehört Herwegh explizit der frühsozialistischen Strömung in der Vormärz-Literatur an. Armenschicksale werden mit dem sozialen Status der Aristokratie konfrontiert, die soziale Anklage mündet in eine Attacke gegen die besitzende und herrschende Oberschicht.

Im Jahr 1843 siedelte Herwegh mit seiner Frau nach Paris über. Literarisch war er in den folgenden Jahren wenig produktiv, seine revolutionär-demokratische Haltung änderte sich nicht. Die Pariser Februarrevolution von 1848 und die revolutionären Ereignisse in den deutschen Ländern entfachten seine politischen Lebensgeister erneut. Mit ihm hoffte eine große Zahl nach Paris emigrierter Deutscher aus allen Schichten auf eine Änderung der Herrschaftsverhältnisse in der Heimat. Herwegh wurde zum politischen Führer einer „Deutschen Demokratischen Legion“ gewählt, die den revolutionären Republikanern in der Heimat bewaffnet zu Hilfe eilen wollte. Entschiedene Gegner dieses Plans waren Marx und Engels, die eine Einwirkung auf die deutschen Verhältnisse durch bewaffnete Gruppen von außen für ungünstig hielten und vor Illusionen über die Macht der Reaktion warnten. Sie sollten recht behalten. Die Truppe wurde am 27. April 1848 bei Oberdossenbach trotz tapferer Gegenwehr von überlegenen Militäreinheiten geschlagen. Herwegh und seiner Frau gelang mit knapper Not die Flucht in die Schweiz.

Herwegh wurde in den folgenden Jahren Opfer einer gezielten Verleumdungskampagne. Man verspottete ihn — zu Unrecht, wie die Fakten belegen — wegen angeblicher Feigheit vor dem Feind. Auch Zeitgenossen, die sonst nicht so unkritisch waren, wie etwa Heinrich Heine, kolportierten diese ehrabschneidende Diffamierung. Der erstarkenden Reaktion kam es gelegen, daß die gescheiterte Revolution und die erfolglosen Rebellen lächerlich gemacht wurden.

1849 siedelte Herwegh aus Paris nach Genf über, 1851 kehrte er nach Zürich zurück. In den kommenden Jahren näherte er sich politisch immer mehr der Arbeiterbewegung. Er lehnte es, trotz zunehmender finanzieller Bedrängnis, ab, in staatsloyalen deutschen Zeitungen zu publizieren. In oppositionellen Zeitungen erschienen aggressive und satirische Gedichte aus seiner Feder, nach 1855 verstärkte sich seine publizistische Aktivität. 1863 trat Herwegh dem „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“ bei und schrieb sein bekanntes „Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“. Er war Mitarbeiter des Parteiorgans *Der Social-Demokrat*. Als sich nach Ferdinand Lassalles Tod die pro-preussischen und staatskonformen Tendenzen im „ADAV“ verstärkten, trat Herwegh 1865 aus.

1866 siedelte er nach Baden-Baden über. Im gleichen Jahr ernannte ihn die I. Internationale zum Ehrenkorrespondenten. Viele Hinweise lassen darauf schließen, daß Herwegh als Mitglied der 1869 gegründeten „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei“ angehörte, für deren „Volksstaat“ er Beiträge schrieb. Auch in anderen oppositionellen Zeitungen erschienen Verse und, oft anonym, Artikel aus seiner Feder. Die Hauptstoßrichtung seiner Kritik zielte gegen Chauvinismus, Militarismus, soziale Ungerechtigkeit und die Unterdrückung und Ausbeutung durch die herrschende Klasse. Das literarische und publizistische Spätschaffen Herweghs ist noch viel zu wenig berücksichtigt. Hier gäbe es

für die Literaturwissenschaft noch viel zu erforschen, zu sammeln und zu edieren. Es ist zu befürchten, daß viele literarische und publizistische Arbeiten Herweghs verloren gegangen sind, zumal sein Nachlaß von Familienangehörigen eher verunstaltet als verwaltet worden ist.

Herwegh starb 1875. Er wurde auf eigenen Wunsch in der Schweiz (Liestal) beigesetzt. 1877 gab Ludwig Pfau im Auftrag der Witwe eine Reihe der seit 1844 entstandenen Gedichte Herweghs heraus. In Deutschland wurden die Gedichte sofort verboten und, wo man ihrer habhaft werden konnte, konfisziert. Nicht nur deshalb waren und sind sie einer eingehenden Betrachtung wert. In einem Gedicht aus dem Jahr 1873 mit dem Titel „Achtzehnter März“ heißt es:

Achtzehnhundert vierzig und acht,
Als im Lenze das Eis gekracht,
Tage des Februar, Tage des Märzen,
Waren es nicht Proletarierherzen,
Die voll Hoffnung zuerst erwacht
Achtzehnhundert vierzig und acht?

...

Achtzehnhundert siebzig und drei,
Reich der Reichen, da stehst du, juchhei!
Aber wir Armen, verkauft und verraten,
Denken der Proletariertaten —
Noch sind nicht *alle* Mätze vorbei,
Achtzehnhundert siebzig und drei.

Manchmal liest man auf den Transparenten streikender Arbeiter diese gereimte Lösung: „Alle Räder stehen still / wenn dein starker Arm es will!“ Es handelt sich um Verse aus dem „Bundeslied“. Freilich wissen die wenigsten Werktätigen, die mit dieser stolzen Feststellung ein Klassenbewußtsein in und über ihren Köpfen manifestieren, daß der Verfasser Georg Herwegh heißt. Ein Name wie seiner, der für demokratisch-revolutionäre Strömungen in der deutschen Geschichte steht, taucht kaum in hiesigen Schullesebüchern auf. Auch den wenigsten Studenten der Germanistik in der BRD ist Georg Herwegh ein Begriff. Er erhielt von der offiziellen, also der konservativen Germanistik quasi Literaturverbot.

Am Beispiel Georg Herweghs und der Vormärzdichter läßt sich in besonders eindrucksvoller Weise der Klassencharakter der bürgerlichen Literaturgeschichtsschreibung nachweisen, bis hinein in die feinen ideologischen Verästelungen, Wertungskategorien und Verdrängungsmanöver: Der politische Dichter Herwegh und mit ihm eine Reihe seiner Gesinnungs- und Schreibgenossen galten der herrschenden Literaturgeschichtsschreibung im Deutschland vor 1945 und dann in der BRD weithin als illegitime, mißliebige, verkrüppelte Kinder des deutschen Geistes- und Literaturlebens. Man strafte ihren Versuch, mit literarischen und politischen Mitteln auf eine menschenwürdigere, gerechtere Gesellschaft hinzuwirken, die in einem revolutionären Prozeß zu erreichen sei, mit allen Formen der persönlichen Denunziation, der ästhetischen Abwertung, der politischen Diffamierung, vor allem aber — mit Mißachtung.

1844 konnte der eher konservative Nationalliberale Karl Goedecke in einer Anthologie über Herwegh schreiben: „Dichter des Radicalismus und als solcher von historischer Bedeutung. Seine neuesten Lebensgeschicke sind so bekannt, daß sie hier nicht erzählt werden dürfen...“ Ein paar Jahre später schon wurde Herwegh totgeschwiegen. Daß er noch zu seinen Lebzeiten rasch dem Vergessen und der geringschätzigen Verachtung anheimfiel, so wie die versuchte Revolution von 1848/49, ist weniger seiner spärlichen literarischen Produktion zuzuschreiben. Eigentlicher Grund war, daß die Bourgeoisie die eigene revolutionäre Vergangenheit, mit der sein Name verbunden war, ablehnte und verhohnte. Nur einige wenige Literaturhistoriker, die zumeist selbst ehemalige Vormärzler waren, versuchten, der Vormärzpoesie und ihren revolutionären Implikaten gerecht zu werden.

Schärfste Verdikte wurden nach 1871 über Herwegh ausgesprochen, über den Republikaner und Gegner Bismarcks, des Militarismus und Nationalismus, der protzigen neudeutschen Machtentfaltung. Freilich ließen es einige Vertreter der reichstreuen, national gesinnten Literaturgeschichtsschreibung, die zu Ehren der preußischen Dynastie, des Junkertums und der Großbourgeoisie mit ihren imperialistischen Weltmachtträumen forschten und schrieben, nicht an dem Versuch fehlen, auch Herwegh für nationale Belange zu usurpieren, indem sie den vormärzlichen Ruf nach nationaler Einheit und Größe des historisch-politischen und sozialen Kontextes entkleideten und in ihr Weltbild klitterten. Mehr oder weniger gewürdigt wurde Herwegh von der liberalen, vor allem der marxistisch-sozialdemokratischen Opposition; Franz Mehring hat sich, wenn auch nicht ohne Mißverständnisse, immer wieder mit ihm beschäftigt.

Eine suspekthe, eher zur Polemik reizende Figur blieb Herwegh auch für die konservativen Historiographen der Weimarer Republik, die für die Vormärzpoesie zum Teil schon Vokabeln wie antivölkisch, undeutsch und destruktiv parat hatten. Daß Herwegh dann in der faschistischen Ära wie die anderen Vertreter revolutionär-demokratischer und sozialistischer Literaturströmungen den „artfremden“ Elementen zugerechnet wurde, kann ihn nur ehren; weniger ehrenvoll ist es für die westdeutsche Germanistik, daß Autoren und Literaturgeschichten aus dieser Zeit auch heute noch präsent sind und im Lehrbetrieb benutzt werden.

Nach 1945 gedachte man in der BRD Buße für den faschistischen „Sündenfall“ zu tun, indem man die Germanistik enthistorisierte. Die Rede war von einer rein sprachlich-interpretatorischen Beschäftigung mit dem Kunstwerk, der sogenannten immanenten Interpretation. Es entstand jenes Konglomerat geisteswissenschaftlicher Methodenmysterien, für welches die Bezeichnung „Methodenpluralismus“ geprägt wurde. Der Gegensatz von „reiner Kunst“ und „Tendenzliteratur“ wurde zur vorherrschenden literaturideologischen Konstruktion, die in allen Varianten der Irrationalität scheinbegründet wurde, wobei man Systemkonformität freilich nicht als tendenziös verstand. Die Vormärzpoesie und mit ihr Georg Herwegh werden in einschlägigen Literaturgeschichten gar nicht oder kaum erwähnt, und wenn, dann nur unter Mißachtung der politisch-gesellschaftlichen Zusammenhänge, verfälscht, als pure historiographische Pflicht, der nachzukommen schon an wissenschaftliche Obszönität grenzt. Es lohnt nicht, sowohl

in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht, aufzuzählen, was an Einzeldarstellungen und -untersuchungen zu Herwegh erschienen ist. Ein beredtes Schweigen — es sagt viel aus über die Funktion einer Herrschaftswissenschaft im Rahmen des Klassenkampfes von oben. Und aus den wenigen Worten, die über Herwegh fielen, ließe sich, was die sachlichen Fehlinformationen, Verleumdungen, die pure Ignoranz, die ideologischen Verrenkungen und Eiertänze anbetrifft, ein kleines Kabarettprogramm zusammenstellen, freilich kein erheitern-des, sondern ein unfreiwillig satirisches.

Eine ernsthafte Beschäftigung mit demokratisch-revolutionären Literaturströmungen setzte in der BRD im akademischen Bereich dann Mitte der sechziger Jahre ein — in Opposition zur offiziellen Germanistik. Das hat seine objektive Ursache in der Verschärfung der Klassegegensätze, die auch in vielfältig vermittelter Art und Weise die Hochschulen erfaßte. Progressive Hochschullehrer, meist Assistenten, und kritische Studenten zogen die tradierte Germanistik in Zweifel und interessierten sich für den deutschen Jakobinismus und Vormärz. Kein Zufall, daß auch in manchen Bereichen der Literatur Erscheinungen von Politisierung und Aufbruchsstimmung auftraten, wie sie, auf historisch anderer Stufe, aber in analoger Weise im Vormärz charakteristisch waren. Zwar haben diese Bemühungen bisher keine spezielle, umfangreichere Studie über Herwegh gezeitigt, aber es sind doch einige Bücher erschienen, die Aufmerksamkeit verdienen.

Sie wären ohne die Ergebnisse der einschlägigen DDR-Germanistik, die kritische Auseinandersetzung mit ihr eingeschlossen, kaum denkbar. Das klingt pauschal, es ist aber nachweisbar. Die Literaturwissenschaft in der DDR schenkte den Vormärzpoeten wie allen demokratischen und revolutionären Literaturströmungen viel Aufmerksamkeit; es entwickelte und differenzierte sich eine dialektisch-materialistische Literaturgeschichtsschreibung, die gerade in den letzten Jahren ein Niveau erreicht hat, das auch Nicht-Marxisten Respekt abnötigt. Bruno Kaiser hatte in der Zeit der Emigration wesentlichen Anteil an der Errichtung eines Herwegh-Archivs im Dichtermuseum Liestal (Schweiz). Außer seinen Veröffentlichungen erschien, um nur Beispiele zu nennen, eine informative Monographie über Herwegh (Wolfgang Büttner: „Georg Herwegh — ein Sänger des Proletariats“, Berlin 1970). Ediert und untersucht wurde in mehreren Publikationen die frühe Publizistik. Jetzt ist eine Anthologie der Vormärzlyrik von 1840—1850 erschienen („Morgenruf“, hrsg. v. Werner Feudel, Reclam/Leipzig). 1975 kam, in Lizenz beim Damnitz-Verlag München, ein literaturgeschichtlich und theoretisch hochinteressantes Buch des Mitarbeiters der Akademie der Wissenschaften der DDR, Rainer Rosenberg, heraus: „Literaturverhältnisse im deutschen Vormärz.“ Beim gleichen Verlag erschien soeben eine Auswahl aus Herweghs poetischem Werk in der kürbiskern-Reihe „Zeit-Gedichte“.

Herweghs 100. Todestag wurde in der DDR auf verschiedene Weise gewürdigt: im Fernsehen, auf öffentlichen Veranstaltungen; an der Akademie der Wissenschaften fand eine Arbeitstagung speziell zu Herwegh statt. Auch in Liestal wurde seiner gedacht. Auf einen offiziellen Vertreter aus Herweghs Geburtsstadt Stuttgart wartete man vergeblich.

In der BRD tat man Herwegh mit ein paar Zeitungsspalten ab. In der *Süd-deutschen Zeitung* vom 5./6. April erschien der Versuch einer knappen Würdigung, der aber, wohl der offensichtlichen und nachweisbaren Unkenntnis des Autors wegen, recht verquast und dünn ausfiel. Daß aus dem „Bundeslied“ hier ein „Bruderlied“ wurde, ist sicher kein Druckfehler und auch kein Freud-scher Verschreiber in dem Sinn, daß der Autor hier Herweghs brüderliches Ver-hältnis zur Arbeiterklasse im Kopf hatte.

Die bürgerliche Literaturwissenschaft behauptet, ob eloquent oder dämlich, sie blicke der Wahrheit genau ins Auge. Oder sie kokettiert mit ihrer Blindheit. Wer sie aber genauer anschaut, der sieht, daß sie gequält zur Seite stiert: nach rechts. Die marxistische Literaturwissenschaft versucht nicht nur mit mehr oder weniger Erfolg, *dieses* Phänomen zu erklären. Sie versucht vor allem, weil sie im Fadenkreuz ihrer Erkenntnistheorie die Geschichte als einen von Menschen gemachten und veränderbaren Prozeß erkannt hat, Literatur und alle kulturel-len Erscheinungen in und aus ihren jeweiligen sozioökonomischen, historischen und politischen Zusammenhängen zu begreifen. Sie blickt weiter. Auch indem sie sich der Vergangenheit vergewissert und in ihr der emanzipatorischen Be-strebungen in allen Lebensbereichen.

Damit keine Mißverständnisse aufkommen: Georg Herwegh war nicht der Größte. Weder als Poet und Literaturtheoretiker, noch als politischer Analyti-ker und Akteur. Zu seiner Zeit lebten beispielsweise Heinrich Heine und Karl Marx. Aber Georg Herwegh gehört zu jenen ganz wenigen Dichtern des 19. Jahrhunderts, die konsequent — auch und gerade nach 1848/49 — an ihrer radikaldemokratischen Gesinnung festhielten und das praktisch-politische En-gagement nicht scheuten. Und wir finden Verse von ihm, die mehr sind als nur historische Dokumente, die auch heute noch berühren und bewegen können, weil wichtige Inhalte mit richtigen Worten in literarisch gültiger Form ausgedrückt wurden.

Eine Beschäftigung mit dem Vormärz und seiner Literatur kann gerade auf-weisen, wie sich Qualitäten oder Beschränkungen in der Dichtung, insbesondere der ostensibel politischen Dichtung, unter bestimmten historischen Bedingungen herstellen. Georg Herweghs Verdienste lassen sich gerade dann richtig einschät-zen, wenn man ihn innerhalb seiner subjektiven und objektiven Grenzen sieht. Aktuelle Debatten über die gesellschaftliche Funktion der Literatur, die Ästhe-tik der politischen Dichtung, über Fragen der Parteilichkeit und der Wirkung von Literatur können durch eine Beschäftigung mit dem Vormärz nur gewin-nen. Manche Parallelen, bis hinein in die Feinstrukturen der literarischen For-menwelt, drängen sich geradezu auf.

Es ist Mai 1968. Schauplatz ist das Folkwang-Museum in Essen. Dort sitzen 250 Menschen, ausgesucht vom Emnid-Institut, sozusagen als repräsentativer Querschnitt der Bevölkerung der Stadt Essen. Sie sind vom Deutschen Fern-sehen geladen, sich den in der DDR produzierten zweiteiligen Film „Irrlicht und Feuer“ anzusehen, der dort nach meinem Roman gedreht worden ist, sie müssen anschließend über den Film befinden, genauer gesagt, zu Gericht sitzen, bevor er am 17. und 18. Juni des gleichen Jahres über den bundesdeutschen Bildschirm flimmert.

Nach Aufführung des Films wird eine sogenannte Volksbefragung abgehalten. Dem Publikum werden fünf Fragen vorgelegt, formuliert von einem Mann des Südwestfunks, der für die Ausstrahlung des Films verantwortlich zeichnet. Ich erinnere mich nur noch an die beiden ersten Fragen.

Die erste: Glauben Sie, meine Damen und Herren, daß der Film der Wirklich-keit der Bundesrepublik nahe kommt, insbesondere der des Ruhrgebietes?

Die 250 Menschen drücken ihre Knöpfchen unter ihren Tischchen, an der Wand ist eine große Anzeigetafel, der Zeiger bleibt stehen bei 91 %. Sie bejahen also die im Film gezeigte Wirklichkeit.

Zweite Frage: Glauben Sie, meine Damen und Herren, daß der Film eine bös-willige Polemik gegen die Bundesrepublik Deutschland ist? 97 % stimmen mit Ja.

Da schnallte ich ab. Ich hatte zum ersten Mal direkt erfahren, wie Menschen manipuliert werden können, ohne daß sie es merken, ohne daß sie die Infamie durchschauen.

Ich führe dieses Beispiel an, um zu verdeutlichen, wie schwer es ein Autor hat, geht er zu Lesungen gar in die Provinz, liest er dort Texte, die sich mit unserer Wirklichkeit hier und heute auseinandersetzen. Böswillig ist man versucht zu sagen, daß alles auf die Formel hinauslaufen hat: Wir sind doch nicht so, die anderen sind so. — Immer die anderen.

Es ist ein großer Unterschied, ob man vor akademischem Publikum liest und diskutiert, oder vor literarisch gebildeten Hörern, oder vor einem Auditorium, das sich aus Arbeitern, Angestellten und Hausfrauen zusammensetzt. Selbst-verständlich sind auch da die immer wiederkehrenden Fragen nicht auszurotten: Warum schreiben Sie? Für wen schreiben Sie? Wenn Sie nicht wissen, ob Sie von Arbeitern gelesen werden, warum schreiben Sie dann eigentlich? Gerechter-weise muß ich sagen, daß Fragen zu stellen schwieriger ist, als Antworten zu geben, ich bin oft versucht zu schreien: Fragen Sie doch nicht so dumm! Aber jeder fragt halt so, wie er es versteht.

Lese ich vor Arbeitern und Angestellten, insbesondere in Gewerkschaftsschulen, was ja auch vorkommt, dann bewegt sich die Diskussion primär um Sach-fragen, um politische, wirtschaftliche, arbeitsrechtliche Fragen, auch die Frage um die innere Demokratie der Gewerkschaften wird oft leidenschaftlich disku-tiert. Literatur wird zum Vehikel für anstehende politische Probleme. Ein paar Beispiele:

Bremerhaven

Zehn Minuten nach Beginn meiner Lesung unterbricht mich ein junger Mann, der sich später als ein smarter Unternehmer entpuppt: *Das stimmt doch nicht, was Sie uns hier vorlesen, die Gewerkschaft hat da längst einen Riegel vorgeschoben.*

Einige Zuhörer zischen. Auslesen lassen! Ich sage: Ich stehe nach meiner Lesung Rede und Antwort.

Er ist einer jener aalglatten Unternehmer, die auf ihren Managerschulen programmiert wurden nach der Ideologie: Daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Er hat Scheuklappen vor den Augen, wie ein Rennpferd, nur bringt er nicht die Rasse mit, er weiß alles, und alles besser, nur fehlt ihm die Hauptsache: Phantasie.

Hafenarbeiter sind da, Schüler, Lehrlinge. Es entwickelt sich eine Diskussion, bei der ich mich oft ausgeschlossen fühle, sie geht über meinen Kopf hinweg. Arbeitsprobleme werden erörtert und kommunale Probleme, die mir weitgehend unbekannt sind. Es wird heftig und nicht ohne Leidenschaft diskutiert. Einige Zuhörer kennen den jungen Unternehmer, sie werfen ihm unverblümt Gewerkschaftsfeindlichkeit vor und Ausbeutung von Lehrlingen. Tumult. Die Gemüter beruhigen sich erst nach einer halben Stunde wieder etwas, eine ältere Lehrerin bringt ihre Sorgen vor, Lehrlinge klagen über ihre Behandlung durch ältere Arbeitskollegen im Betrieb, die oft mehr auf den Unternehmer hören als daß sie bedenken, auch mal Lehrling gewesen zu sein. Ein Junggewerkschafter sagt, die Jungen haben kaum etwas in der Gewerkschaftshierarchie zu sagen. Ich bin herausgefordert, von mir erwartet man Antworten, Lösungen. Ich erkläre, erläutere, gebe meine persönlichen Erfahrungen weiter, ich rege an, gebe zu bedenken, was zu tun möglich ist, wohin eine Aktion führen kann und daß der politische Gegner nicht mit Hammer und Emotionen zu bekämpfen ist, sondern nur mit Argumenten, mit Alternativen. Nicht den Gegner beschimpfen, sondern über ihn Informationen sammeln und ihn dann entlarven. Auch ich quäle mich mit Zweifeln.

Burgdorf bei Hannover

Lesung und Diskussion in der neuerbauten Stadtbücherei. Honoratioren der Stadt sind gekommen, viele der Zuhörer müssen stehen, von der gegenüberliegenden Schule werden Stühle geholt. Beim Lesen denke ich: Wohlerzogenes Publikum. Es ist still. Bei einigen Passagen meines Romans „Stellenweise Glatt-eis“, aus dem ich lese, bin ich Gelächter gewohnt oder aber verhaltenes Murmeln, nichts ist hier zu hören. Nach 45 Minuten schlage ich das Buch zu. Ich sehe in die Menge. Einer sagt: Weiterlesen! Ich möchte gern mehr erfahren, wie es weitergeht! Ein anderer wirft dazwischen: Kauf dir das Buch oder leih es dir hier aus, dann weißt du, wie es weitergeht. Von hinten ruft einer: Diskutieren, deshalb sind wir doch hergekommen. Dann kommt eine ausgefallene Frage: Was machen Sie, wenn Sie nicht schreiben? Piffe aus dem Publikum. Einer ruft: Dann steht er in der Kneipe und säuft. Aber das soll uns doch nicht interessieren, was er gelesen hat und was wir dazu zu sagen haben. Ein Studienrat sagt: Ihre Syntax erinnert mich an den jungen Knut Hamsun. Gelächter. Pfei-

fen. Ich frage in die Ecke, aus der die Piffe kamen: Warum pfeifen Sie? Wenn Ihnen die Frage des Herrn nicht gefällt, dann fragen Sie doch, stellen Sie andere Fragen, wenn Ihnen die gestellten nicht passen.

Eine kleine, aber wie ich später erfuhr, sehr aktive Jusogruppe ist im Saal, einige ihrer Sprecher bringen dann, anhand des Textes, den ich las, die Diskussion auf allgemeine politische Themen, auf landespolitische, auf spezielle kommunale. Aber jetzt unterbrochen von denen, die ein literarisches Gespräch führen wollen, nach meiner Syntax fragen, die wissen wollen, zu welcher Zeit des Tages ich schreibe, wann ich ruhe, wann mich die Muse küßt.

Ein paar Kommunalpolitiker sind anwesend, es entwickelt sich ein Streit zwischen etablierten SPD-Kommunalpolitikern und den Jusos, in den auch Schüler und Lehrer eingreifen. Es ist immer wieder dasselbe: Der Besuch eines Schriftstellers wird genutzt, sich ein Forum zu schaffen, weil ja Öffentlichkeit hergestellt ist. Das kann für den Autor — und ich habe da in den letzten zehn Jahren meine Erfahrungen gesammelt — anstrengend werden. Aber es ist gut so. Wo und bei wem sollen sich sonst Gruppen einfinden, um öffentlich auszusprechen, was ihnen wichtig erscheint, denn Öffentlichkeit ist ihnen weitgehend verwehrt. Sie haben sonst keine Stimme, außer, sie gehen auf die Straße. Sie verschaffen sich Gehör, wenn ein Schriftsteller kommt, von dem sie glauben oder wissen, daß Inhalt seines literarischen Schaffens das unbedingte gesellschaftliche Engagement ist. Eine Primanerin fragt: Warum sind Sie in die Stadtbücherei gekommen? Warum gehen Sie nicht in einen Industriebetrieb? Warum lesen Sie nicht vor Arbeitern, wenn sie schon aus der Arbeitswelt und über sie schreiben? Mein Gott, immer dieser schulische, dieser akademische Zettelkasten. Schüler und Studenten glauben, die Realität zu kennen, die Arbeiter kennen sie, ihrer Ansicht nach, nicht, denen muß man die Realität nahe bringen. Diese Arroganz, die nichts weiter als Mangel an Erfahrung ist. Ich antworte, daß ich als Autor nur dort hingehen kann, wohin man mich einlädt. Wenn ich heute hier lese, dann ist doch nicht ausgeschlossen, daß ich morgen an einer Gewerkschaftsschule lese. Oder ist die Primanerin der Meinung, wenn ich heute hier in der Bücherei lese, daß ich meine Perlen vor die Säue werfe. Das Mädchen ist gutwillig, es ist nur falsch oder unzureichend informiert, oder vielleicht programmiert durch die Schule. Ich erkläre ihr: Wenn ich ihrer Logik folge, dann würde das letztlich bedeuten, daß, käme zum Beispiel Innerhofer hierher, der einen großartigen Bauernroman geschrieben hat, nur vor Bauern lesen darf (Wo sind die Bauern), käme Walser, dann dürften zu seiner Lesung eigentlich nur Angestellte kommen, Kleinbürger, weil seine „Helden“ Kleinbürger, Angestellte, Handelsvertreter sind. Sie sieht das ein. Ich sage, Literatur hat auch mit Vermittlung von Erfahrungen zu tun, daraus resultiert dann das Mißverständnis an der Literatur, weil ein Buch einem Menschen begegnet, der diese Erfahrungen, die der Autor durch einen Roman vermittelt, nicht gemacht hat.

Am Ende der Veranstaltung wird von den Jusos eine vorbereitete Resolution verlesen und zur Unterschrift ausgelegt, weil sich die Stadt bislang geweigert hat, hinter der Schule einen Kinderspielplatz zu errichten. Nicht nur die jungen Leute unterschreiben, es unterschreiben auch die sogenannten guten Bürger, es sind über zweihundert. — Ich weiß nicht, ob die Resolution Erfolg hatte.

Werdohl im Sauerland

Einladet ist die Volkshochschule. Ich bin der erste Autor überhaupt, der in dieser Kleinstadt liest. Ein neuer Leiter hat dieses Experiment gewagt, er dachte, es würden ein paar Studienräte kommen und an Literatur Interessierte, aber das Bürgerhaus war dann bis auf den letzten Platz besetzt. Ich lese aus „Stellenweise Glatteis“. Die Schwierigkeit beim Lesen ist immer, daß man einen Roman nicht von vorne nach hinten lesen kann, die Zeit reicht nicht, er muß beim Lesen „zerstückelt“ werden. Diese Ecke des Sauerlandes hat viele Kleinbetriebe, Klitschen, wie man so sagt. Viele Arbeiter sind gekommen, Betriebsräte, junge Unternehmer und Schüler, auch die oftmals beschimpfte „Pastorenwitwe“, die Literatur immer noch als etwas Wertfreies ansehen. Wir wollten nur eine halbe Stunde diskutieren. Es wurden zwei. Ich bin nach solchen Veranstaltungen hinterher total geschafft, ich diskutiere noch nachts im Traum.

Es geht um Arbeitsprobleme, um Zwänge, die gesellschaftlichen und die sachbezogenen. Ein Betriebsrat und ein junger Unternehmer, der sich bei der Diskussion betont liberal gibt, geraten sich in die Haare, der Betriebsrat sagt dem Unternehmer, wo seine Liberalität endet, nämlich in seinem eigenen Betrieb. Aufstand. Beschimpfungen. Ich versuche zu vermitteln. Der junge Unternehmer lobt mich, weil ich, nach seiner Interpretation, in meinem letzten Roman der Gewerkschaft eines aufs Dach gegeben habe. Der Betriebsrat, ein wortgewandter Mann, kontert an meiner Stelle, er sagt, daß er sich mit mir solidarisch fühlt, auch und gerade, weil ich die Gewerkschaft nicht als ein Tabu betrachte, ich dazu beitrage, die innergewerkschaftliche Diskussion in Gang zu halten, er habe aus meinen Büchern und Filmen viel gelernt und er versuche, das durch Literatur Vermittelte in die Praxis seines Alltags umzusetzen. Da schreit plötzlich der Unternehmer: Das erlebe ich ja jeden Tag, wie Sie die Belegschaft aufhetzen, das haben Sie wohl alles aus der roten Literatur. Aha, denke ich, für den gibt es eine rote und eine schwarze Literatur. Der Unternehmer verläßt den Saal, die Schüler buhen hinter ihm her.

Ein Studienrat attackiert mich dann, weil meine Literatur nichts mit Kunst zu tun hat. Ich frage ihn: Was ist Kunst? Ich bringe ihn in Verlegenheit, die Schüler feixen still vor sich hin, wahrscheinlich ist er ihr Lehrer. In der dann etwas mühsamen Diskussion kristallisiert sich heraus, daß für ihn Kunst nur das sein kann, was wenigen vergönnt ist zu begreifen. Mein Gott, das alte Lied, vom Höheren, Wahren, Guten, Schönen. Es lebt immer noch, oder schon wieder. Gegen den Studienrat hilft nicht, eine Argumentation in abstrakten Dimensionen zu führen, hilft nur, Beispiele aus der Kulturgeschichte vorzubringen. Auch er will gehen, steht auf, sieht seine Schüler, setzt sich wieder, sagt an dem Abend aber kein Wort mehr. Es wird noch eine gute und sachliche Diskussion, die Frage nach der Syntax wird nicht gestellt.

Xanten am Niederrhein

Katholische Kleinstadt. Gutes Bürgertum. Schüler. Bei der anschließenden Diskussion sehe ich, daß hier mit Arbeitswelt nicht viel anzufangen ist. Arbeit ist hier ein Segen, immer noch. Die Diskussion bekommt plötzlich einen Dreh, der von einigen jungen Frauen wahrscheinlich bewußt angestrebt wurde, nämlich

Abtreibung und der besagte Paragraph. Ich hatte einen Kurztext gelesen, von dem aus sich die Diskussion rechtfertigen ließ. Das Auditorium ist in zwei Lager gespalten. Nur ein paar jüngere Leute, vor allem Frauen, treten für die Abschaffung des Paragraphen 218 ein, die anderen wollen keimendes Leben schützen. Der Dom steht in Xanten unübersehbar inmitten der Stadt. Da ruft eine junge Frau von den hinteren Reihen: Ich möchte nicht wissen wie viele Frauen aus unserer Stadt schon zur Abtreibung in Holland waren und sich hier gegen die Abtreibung aussprechen. Von einer hier Anwesenden weiß ich es ganz genau.

Ein Heidenspektakel. Unerhört! Grünschnabel! Jusoflittchen. Roter Rock. Ich versuche, die Diskussion in ruhige Bahnen zu lenken. Auch hier finde ich bestätigt, daß die Lesung des Autors nur zum Anlaß genommen wird, sich eine Öffentlichkeit zu schaffen.

Ich halte einer älteren Frau entgegen, die ganz besonders eifrig gegen Abtreibung ist und sie als Kindermord bezeichnet, aber in besonderen Fällen, sagt sie, soll Abtreibung erlaubt sein, daß es doch wohl kein Unterschied ist, ob Fristen- oder Indikationslösung, denn nach ihrer Theorie, katholisch untermauert, wird auch bei einer Indikationslösung keimendes Leben getötet, ist also Kindermord. Warum dann also diese Heuchelei. Entweder beide Lösungen sind Mord, oder beide sind keiner. Sie ist unsicher geworden, das sehe ich ihr an.

Aber die Pille nehmen sie alle, ruft wieder eine junge Frau, obwohl die ihnen der Papst verboten hat. Eine Frau von vielleicht dreißig Jahren springt auf und empört sich über die Zwischenruferin. Sie geifert geradezu, redet von Verleumdung, Beleidigung. Das Mädchen aber sagt ruhig: Ich war doch gestern im Laden, als Sie Ihre drei Packungen abgeholt haben. Die Frau steht wie vom Donner gerührt, sie wird rot, es ist mucksmäuschenstill, dann rauscht sie durch den Saal und ruft an der Tür mit überschnappender Stimme: Die Pillen waren für meine Schwester. Die Schülerin ruft: Aber die ist doch auch katholisch, und ledig ist sie obendrein auch noch. Lachen. Zischen. Der VHS-Leiter ruft immer wieder: Aber meine Herrschaften, so geht's nun wirklich nicht.

Dann können wir uns doch noch über eine Stunde über Arbeit und Gesellschaft unterhalten. Arbeit wird von den meisten als ein von der Gesellschaft losgelöster Bereich angesehen. Ich versuche klarzumachen, daß Arbeit gleich Politik ist.

Bad Schussenried, Saulgau

Lesereise durch die Schwäbische Alb. Ein dynamischer Kreisvolkshochschulleiter, linker Flügel der SPD, gescheiter Mann. Es sind viele Ärzte da, Schwestern. Es gibt eine große Nervenheilanstalt, die Leute in der Stadt sagen immer noch Irrenanstalt. Ich besuche sie am nächsten Tag. Ein junger Arzt führt mich herum, er macht mir die Problematik seines Berufes deutlich. Ich bin erschüttet vom Anblick der Patienten.

Als ich einmal in der Diskussion das Wort Provinz erwähne, zischen mich einige aus. Ich sage das überhaupt nicht abwertend, schließlich stamme ich auch aus der Provinz, aus einer finsternen, aber für einige ist das Wort Provinz eine Provokation, eine Beleidigung. Provinz ist für sie dort, wo sie nicht leben.

Zur Arbeitswelt gehört auch die Tätigkeit einer Krankenschwester in der Anstalt, Arbeitswelt ist auch der Job eines Arztes in der Anstalt, Arbeitswelt ist auch der Beruf des Lehrers. Warum ich nicht darüber schreibe, werde ich gefragt. Kann ich nicht, jedenfalls nicht mit der Detailliertheit und epischen Breite, die ein Roman nun mal fordert. Mir fehlen die Erfahrungen. Vielleicht würde es gute Literatur werden, aber es würde nicht wahrhaftig sein.

Dann ist es auch keine gute Literatur, wenn sie nicht wahrhaftig ist, ruft einer. Danke, erwidere ich, das wollte ich noch hinzufügen.

Wieder kommunalpolitische Probleme, kulturpolitische. Wie kann sich der Mensch befreien, was ist gemeint, wenn in meinem Roman der Satz immer wiederkehrt: Auf der Suche nach der uns gestohlenen Zeit. Ich versuche zu verdeutlichen, obwohl es unzumutbar ist, wenn ein Autor seine eigenen Texte interpretieren soll. Manchmal werde ich wütend. Das nützt nichts, denn man wird nur die Menschen, die gekommen sind und die man doch für sich gewinnen will, verärgern und vor den Kopf stoßen.

Als gestohlene Zeit verstehe ich die, die uns nicht für uns selbst gewährt wird im industriellen Arbeitsprozeß. Ich bin der Überzeugung, daß jeder Mensch bildungsfähig ist, kreativ. Schöpferisch. Die Entwicklung seiner Kreativität wird durch die tägliche Arbeit nicht gefördert, sondern verschüttet, abgetötet, weil er nicht die Arbeit findet, zu der er Neigung verspürt, nur die zu verrichten hat, die sich ihm bietet, um existieren zu können. Ich nehme als Beispiel mich selbst, der ich zwar auch Zwängen ausgesetzt bin, anderer Art, daß ich aber Beruf, Neigung, Engagement mit meiner Kreativität verbinden kann. Das heißt nicht, daß ich absolut frei bin in der Gesellschaft, aber ich habe die Möglichkeit, täglich die uns zugestandene Freiheit zu prüfen, indem ich versuche, an die Grenzen dieser Freiheit durch mein Schreiben und durch mein persönliches Auftreten vorzustoßen.

Dudweiler im Saargebiet

Der VHS-Leiter steht eine Viertelstunde vor Beginn meiner Lesung an der Tür und sieht den Besuchern nach, sagt dann nach einer Weile zu mir: Weiß nicht was los ist heute, da kommen Leute, die ich hier noch nicht gesehen habe. Von meiner Stammkundschaft sind nicht viele da.

Es sind viele Arbeiter gekommen aus einem nahen Industriewerk, die, wie sich später herausstellt, zwar über mich gelesen haben, aber kaum etwas von mir. Sie sahen vor wenigen Wochen einen Film von mir im Fernsehen. Bei der Diskussion erfahre ich, daß sie sich in dem Film nicht richtig dargestellt sahen. Das ist anders und das ist anders, und als ich dann insistiere, was denn an dem Film nicht stimmte, konkret, Beispiele, wußten sie keine Antwort. Es ist das alte Lied: Man will sich so dargestellt sehen, wie man sich selbst gerne sieht, vielleicht auch sein könnte, wenn die Umstände es erlauben würden. — Aber die Verhältnisse, die sind nicht so. Immer noch spukt da etwas vom Heldenrum der Arbeit. Wenn schon täglich im Arbeitsprozeß gedemütigt wird, dann soll bitte schön, ein Schriftsteller wie ich, diese Demütigung der Öffentlichkeit nicht brühwarm erzählen.

Soll ich dich als Helden darstellen? frage ich. Nein, nur so, wie es ist. Und wie ist es? Er wird verlegen, sagt dann: Naja, eben anders.

Ich weiß, was den Mann drückt. Er schämt sich seiner Stellung in der Gesellschaft, die ihn an die unterste Sprosse verbannt hat, er möchte halt eine Sprosse höher stehen, er zweifelt, ob mit Aussprechen der Wahrheit etwas geändert werden kann in der Gesellschaft, ob es ihm nützt, ihm persönlich, wenn ich ausspreche, was er ist, nämlich der verlängerte Arm einer Maschine, daß er zu den Vielen gehört, die für den Profit Weniger arbeiten, und die Maschine ist nur so lange tauglich, solange sie funktioniert. Wenn nicht mehr, wird sie zum Schrott geworfen, er aber wird auf Rente gesetzt. Ist das nicht ein ungeheurer Fortschritt.

Zu Lesungen gehen und diskutieren ist ein mühsames Geschäft, ein hartes.

Immer wieder rennt man an Mauern des Unwissens, an Zäune der Vorurteile, der Bequemlichkeit. Und man weiß nie, ob die Investitionen, die man durch seine Literatur und seinen persönlichen Einsatz einbrachte, sich amortisieren werden, um hier einmal kaufmännisch zu sprechen.

Aber das darf keine Frage sein. Man muß weiter machen, so lange Zeit und körperliche Kondition es erlauben.

Joachim Hoßfeld Lesungen in Oberschwaben

Volkshochschule Saulgau

Wir waren zum ersten Literaturabend einer dreiteiligen Seminarfolge gekommen. Thema: „Autoren Oberschwabens lesen und diskutieren“.

Und als wir die vorbereiteten Arbeitspapiere ausgeteilt hatten, schauten die Seminarhörer nicht darauf, sondern musterten uns mißtrauisch: ... was machen die denn?

Der österreichische Autor Hermann Friedl war zu diesem Thema eingeladen worden. In Saulgau kannte man ihn nicht. Auch ich war, als Seminarleiter in der Lokalzeitung angekündigt, ansonsten völlig unbekannt.

Daß man sich kritisch mit den Texten derjenigen Autoren auseinandersetzen müsse, die gerade hier im ländlichen Bereich schreiben, leuchtete nicht ein. Meine Arbeitspapiere blieben weiterhin liegen. Ich habe mich dann in die Einleitungsrede hineingerungen.

Dann las Hermann Friedl aus seinem Roman *Der Landarzt*. Die Passagen von Geburten und Tod, die der Landarzt vor dem Hintergrund eines zerrütteten, ökonomisch kranken oberösterreichischen Landlebens mitverfolgt, erschütterten. Daß der Landarzt dann aber das Saufen anfängt und verrückt wird, muß den Hörern übel aufgestoßen sein. Denn hier lebt man auf dem Land noch gesund, und wer wird schon von den Bauernhöfen zur Teilzeitarbeit in die Fabriken geschickt...? Die Bilder der verhärmten Bäuerinnen, die unter den ökonomischen Verhältnissen leiden (welchen denn hier im Saulgauerischen??), seien viel zu negativ gezeichnet.

Auf meinen Arbeitsblättern steht etwas von gesellschaftskritischen Ambitionen, die Hermann Friedls Texte wie einen roten Faden durchziehen — was er schreibt, sei gleichermaßen als humanitärer Auftrag zu verstehen. Daraufhin: Jeder Mensch hat Schwierigkeiten, und das ist in jedem Land so!

Durch meine Textverweise und Anmerkungen ließ man sich nicht weiter aufhalten. Erst durch Friedls Bericht von den Zuständen in der psychiatrischen Klinik (wo er als Arzt in Weissenau arbeitet) war man plötzlich gefesselt. Berichte aus einem, über einen exotischen Bereich? Anschließend Bemerkungen zeigten, daß man sichtlich beruhigt war, daß jene gefährlichen Typen, die Friedl im Roman drin hat, da in Weissenau ja unter Kontrolle sind...

Zum Vergleich las ich meine *Schulpraxis*. „Das ist ja was ganz anders!“ Großstadt, und — dieser Wiesner sei selber dran schuld, wenn er auf den Hund kommt. „Mein Sohn studiert auch und hascht nicht, nichts von solchen Geschichten!“ ruft jemand empört. Wehleidigkeit, Selbstmitleid seien Attribute heutiger großstädtischer Jugenderziehung. Schüchterne Einwürfe der vollzählig erschienenen Literaturgruppe einer Gymnasialklasse von Saulgau wurden überhört, weggeredet. Auch war deren Deutschlehrer da, was man dann deutlich spürte...

Wieder kam ich zu den erläuternden Arbeitspapieren, Seite 3 — und ich sah, daß meistens nicht weitergeblättert wurde. Man wollte schlechterdings nichts davon wissen, was eventuell die althergebrachten Literaturanschauungen stört... Die beiden nächsten Seminarabende glänzten durch Leere. Und der ärmlich ausgestattete Seminarraum (ein uraltes Schulzimmer) drückte uns wenigen in schlechtem Licht auf das Gemüt. Wir lasen uns dann selbst etwas vor. Meine neuen Arbeitspapiere übergab ich zum Schluß dem VHS-Leiter, der an den Abenden drüben war, beim Koch- und Nähkurs, weil er dem dort so großen Andrang Herr werden mußte...

Strafvollzugsanstalt Ravensburg

Rund zwanzig Teilnehmer, Straffällige, die freiwillig zum „Aktuellen Unterricht“ kommen. Diesmal Literatur. Hermann Friedl und ich werden lesen. Eine Aufsicht ist da. Dennoch gelockerte Atmosphäre, der Seminarleiter, Staedele, versteht alles ein bißchen aufzutauen: „Keine Kulturphänomene, sondern Schreiberlinge aus Leidenschaft...“ Bewußt knapp gehaltene Erläuterungen auf Papier — sofort ist Interesse da. Hermann Friedl sagt, oft könnten Texte die Betroffenheit der Unterworfenen knallhart auf den Tisch bringen.

Wir lesen (jeder, der mal Lust hat, liest eine Passage) Texte von Brecht, Bernhard (welche Stilspanne!), dann Hermann Friedl: aus seinem Roman *Heilverfahen*. Das anschließende Gespräch mit den Häftlingen ist entschieden differenzierter, unmißverständlich kunstlos — und mit den Ansätzen von Forderungen nach einer Gegenöffentlichkeit für Literatur, dazu die Gespräche über die Schreibanlässe, ist das eine ganz fortschrittliche Sache. Gerade hier, wo der amtliche Bildungsstand niedrig ist, spricht viel lauter und konsequenter das Bedürfnis, sich endlich mitzuteilen über die deprimierenden Zusammenhänge der erlebten Erniedrigungen. Hier hatte ich das erste Mal das Gefühl, Literatur mit ihren Adressaten kommunizieren zu hören.

Seitdem haben wir regelmäßige Arbeitsseminare. Und einige der Untersuchungshäftlinge sind bei der Eigenproduktion von Texten über ihre Situation. Für Ravensburg, diese grundkonservative, schwerfällige Altstadt, ein wichtiger Fortschritt. Ich lerne viel aus den stetig geführten Arbeitsgesprächen.

Biberach — Realschule

Die Klasse 8a — hier bin ich Klassenlehrer und gebe Deutsch und Geographie. Deutschunterricht, so stellten wir gemeinsam fest, muß aktuell sein. Also ein Thema her, interessant für Biberacher — und wir setzten uns schließlich mit dem Problem auseinander, wieso in Biberach eine teure Stadthalle gerade dort gebaut wird, wo vorher der beliebte Park für die alten Leute war. Außerdem ist die Mehrheit der Bevölkerung auf dieses Stadthallenprojekt nicht gut zu sprechen, weil die damalige Umfrage zur Befürwortung des Baus gerade am Muttertag durchgeführt wurde, wo die meisten Biberacher nicht da waren... Wir sammelten Interviews auf Tonband, schrieben Leserbriefe als Aufsatzthemen gestellt — schließlich auch ein Zweig von Literaturunterricht, wenn man an die verschiedenen Richtungen der Brieftexte denkt. Ein Zeitungsbericht über unsere Aktivitäten kommt. Der Rektor ruft beim Schulamt an: „Der Hoßfeld... was machen?“

Nebenher zur Verdeutlichung: *kritische Literatur* — was will sie? Sie will uns aufklären, über Mißverhältnisse im Staat, über Mißverhalten von Menschen. Dazu Texte von Peter Rosei und Gustav Ernst, auch von mir selbst. Die Schüler meinten, der Rosei schreibe nur Deprimierung aufs Papier. Aber bei seinem Text *Franz und ich*, der von der Brutalität und Verzweiflung zweier Brüder auf einem Hof erzählt, stimmen manche zu. Einer ganz selbstverständlich: „Bei uns hän se au oin zsammetschlage, weil der hot im Suff randaliert — dem sei Hof is scho lang runterkomme...“ Wir sprechen darüber. Auch über die allgemeinen Verhältnisse in Österreich. Innerhalb derer muß man Roseis und Ernsts Texte sehen.

Zum Stil-Vergleich: *Ich habe sieben Leben* — der ausführliche Bericht über Che Guevara von Hetmann. Über die Frage, ob denn das noch Literatur sei, waren wir ziemlich schnell weg, weil diese Schilderung fesselte. Vorher: Schüler, 14, 15 Jahre alt im Durchschnitt — sie haben nur noch Verklärendes, nicht mehr Faßbares über die Gestalt *Che* aufgeschnappt, oder irgendwo gelesen. Vielleicht stand der eine oder andere vor dem Poster, welches mehr fasziniert, als das Ende der bolivianischen Guerilla... Parallel im Erdkundeunterricht Bolivien: die Landschaft, die stoische Resignation der Indios, die Politik — ein bißchen Aufatmen unter General Torres, dann 1971 wieder Rechtsputsch. Vorher: Guevara und seine Freunde werden unter den Verhältnissen, wie sie politisch 1966 herrschten, untergehen müssen. Wir lesen wieder im Buch von Hetmann. Es ist für die Schüler erschütternd, daß ein Mann wie Che, der vor der UNO gesprochen hat und das sozialistische Kuba aufbauen half, so jämmerlich zu Grunde geht.

Hie und da Kooperativbereitschaft anderer Fachkollegen. Brasilien in Theologie und in Erdkunde. Dazu Berichte.

In der 6. Klasse lese ich die *Birnen*-Geschichten von Günter Herburger — ein voller Erfolg! Öfters waren wir während des Unterrichts heraus aus dem engstirnigen Schulalltag. Ansonsten herrscht hier unter den Kollegen Ängstlichkeit vor so etwas, und angesichts der kulturpolitischen Wirklichkeit, die mit Repressalien auf alle Schulen in diesem Land drückt, ist das verständlich.

Wenn wir von Che gelesen hatten und die Schule aus war, stürzten die Schüler zum Bus, weil der pünktlich zum Biberacher Bahnhof fährt. Weil dort schon der Nahverkehrszug steht, der pünktlich nach Bad Schussenried, nach Ummendorf, nach Aulendorf fährt. Dann für viele Schüler ein längerer Weg zu den kleinsten Dörfern. Und bis dahin, wo für die meisten Schüler auf wirtschaftlich wackligen Höfen mittags die unbezahlte Aushilfsarbeit wartet, ist unser Literaturausflug zu den fortschrittlichen Forderungen und revolutionären Gedanken wieder vergessen...

Literatur ist hier bei uns Schulsache, nicht Sache für die, die richtig hinlangen müssen.

Pädagogische Hochschule — Weingarten

Der Rektor kommt auf mich zu: diese *Prüfung am Martinusberg* sei ja trostlos. Sind denn alle Studenten Resignierer? Ja ist denn der Prüfungsdruck wirklich so schlimm? Er habe sich immer bemüht, menschlich zu sein. Das sei ja deprimierend, was ich da den Studenten in den Mund lege. Ich sage ihm, er solle auf dem Gang fragen, und er werde dann sehen, wie verstört, befangen, „verdruht“ viele reagieren würden.

Ein anderer Professor: Wenn man die Geschichte hier an der PH veröffentlichen würde, könne man die PH schließen. Studenten müssen halt noch lernen, und viele sind nicht reif genug dazu, deshalb trinken und faulenzen sie.

Ich habe die Briefierzählung *Prüfung am Martinusberg* in der Hochschulzeitung — *forum* — veröffentlicht. Daraufhin Lob vom Juso-Asta, Kritik von der Roten Zelle, Kritik vom RCDS: Der spinnt doch... Der Südwestfunk bringt eine Diskussion über die Lebensverhältnisse im Hochschulort Weingarten. Im Seminar sprechen wir über marxistische Literaturtheorie. Exotisch muß für manche der Ausflug zu Beiträgen der *Linkskurve* anmuten. Prickelnd für Jungsemestriges, die vorher im wohlbehüteten Elternhaus viel vom Studentenstatus, vom akademischen Rang, nichts aber vom Marxismus gehört haben. Draußen ist, was einige für marxistische Theorie halten, wie weggeblasen. Weingarten bringt Unkonsequente rasch zum Verstummen. Basilika, denkmalgeschützter Klosterbau. Ich spüre einmal mehr, daß das kritische Schreiben über die PH Weingarten bedeutet, gegen ein Bollwerk urkatholischen, konservativsten und erhabensten Gedankengutes anzurennen. (Freilich lasse ich es nicht — wir müssen mehr werden dafür!)

Meinung eines Naturwissenschaftlers der PH: „Der soll erst mal wissenschaftlich arbeiten, bis er das erreicht hat, was hier die Kollegen können. Dann denkt er anders.“

Bregenz — Foyer des Kornhaustheaters

Wir sind zum Lesen eingeladen worden, als Mitglieder des Literarischen Forums Oberschwaben. Zuerst einleitende Worte des ehemaligen Wangener Landrates Münch. Hermann Friedl, Antonia Weiß aus Ravensburg und ich lesen. Die anschließend angesetzte Diskussion stockt. Gemurmel aus der Jugendecke. Antonia Weiß' Erzählungen sind verhallt. Nichts. Sie und die Hörer sitzen sich gegenüber wie Verzweifelte. Völlige Stille.

Also der Nächste. Ich lese einen Teil aus der *Schulpraxis*, muß dann abbrechen, weil Münch auf die Uhr schaut und mich zu bremsen versucht. Ein junger Mann in schwarzer Lederjacke springt auf und meint sehr laut, dieser Text spreche ihnen, der anwesenden Jugend, aus der Seele. Die Sachen von der Weiß, so der Mann, müsse man in den *Rheinmichel* setzen. (Der Rheinmichel ist ein altbackener Kalender mit abergläubischen Sprüchen.) Der Mann geht mit einer Gruppe jugendlicher rasch hinaus, und ich kann mich über seine Worte nicht freuen. Kein Gespräch mehr. Peinliches Schweigen.

Der Nächste: Hermann Friedl — er liest aus dem neuen Roman *Heilverfahren*, dann bringt er einen ironischen Essay über die österreichische Beamtenenschaft. Hofrat Benzer von Bregenz schmunzelt. Er steht darüber. Verkniffen fixieren uns Kulturvertreter der Stadt. Der Kulturreferent Dr. Sandner aber, der in Bregenz unbequem ist, lacht auf. Danach — nichts.

Bis der Bregenzer Designer und Zugereiste Gehrman anhebt, ein wohlklingendes, wohlfeiles Resümee zu ziehen. Er formuliert gut. Aber er ist kein Bregenzer, kein Alpenmensch, sondern kam einst aus Norddeutschland. Nichts danach, viele gehen. Die Lesung ist zu Ende.

Man trifft sich noch drüben im *Messmer*. Und ich sitze dem Kulturreferenten Sandner gegenüber, allmählich taut die Runde auf. Erst allgemein, vorsichtig Hingesagtes über die Lesung. Dann plötzlich zitiert einer eine Textstelle von der *Schulpraxis*. Wir kommen ins Gespräch. Was drüben nicht möglich war, geht hier beim Glühwein. Und gegen Mitternacht sitzen wir noch da, wild gestikulierend, und zuprostend, und wir schöpfen tief in Literaturtheorien. So geht das in Vorarlberg. Wir machen Termine aus. Schulterklopfen. Unverblühtes und Gutgemeintes wird uns noch nachgerufen — dann hinaus. Und wie ich draußen steh, habe ich sofort den Pfänder vor mir. Er ist sehr hoch, und es regnet. Je weiter wir nach Ravensburg kommen, desto heftiger regnet es. Gerade saß ich noch sauwahl im Gefühl, mit denen kann man was machen. Jetzt spüre ich die verdammte Vereinzelung hier in der Provinz.

Wir müssen mit den Texten hinaus auf die Straße, auf die Plätze, und glaubhaft für die Leute auftreten, die vom offiziellen Kulturkonsum ausgeschlossen sind. Gerade für diese Mehrheit wäre im Land genug Möglichkeit. Denken wir an die Charmorschließung, an die fast feudalistisch geführten Kleinbetriebe hier im Hinterland. Die Abhängigen, die unterbezahlten Werk tätigen könnten bald eine Gegenöffentlichkeit, unsere Öffentlichkeit bilden. Ich bin optimistisch, wenn ich an die Schüler denke!

Nachdem ich vor zwei, drei Jahren etwas geschrieben hatte, sagte jemand zu mir: Das ist nicht so wie das Vorherige, das ist ja realistisch. Die Geschichte hat mir aber nicht recht gefallen, und ich wollte eine bessere schreiben. Als sie fertig war und ich mir ein Urteil bilden wollte, überlegte ich: Wenn die andere Geschichte realistisch war, dann müßte die, wenn sie besser ist, realistischer sein.

Seit damals steht in meinem privaten Sprachgebrauch, also dann, wenn ich mich sozusagen mit mir selber über meine Literatur unterhalte, für „besser“ das Wort „realistischer“. Das ist zwar ein etwas fahrlässiger Umgang mit dem Begriff des Realismus, wenn man theoretisch mit dem Begriff zu tun hat. Hat man praktisch mit ihm zu tun, ist dieser Sprachgebrauch gar nicht so absonderlich. Daß man heute realistischer schreibt als gestern, besagt dann, daß man mit einem zusätzlichen Stück Wirklichkeit literarisch fertig geworden ist oder daß man sich gar eine ganze Dimension der Wirklichkeit schreibend dazu erworben hat. Solche Wirklichkeitsdimensionen sind Heimat und Landschaft, zwei Begriffe, die für mich insofern zusammengehören, als ich unter Heimat die Landschaft bzw. die Landschaften verstehe, in der ich aufgewachsen bin, in der ich lebe, mit der ich bestimmte Erfahrung habe, in der und mit der ich bestimmte Erfahrungen mache. Die Landschaft ist natürlich nicht alles, was einen Landstrich zur Heimat macht, aber sie ist gewiß nicht das Unwichtigste.

Heimat ist ein stark vom Gefühl bestimmter Begriff, noch dazu von einem Gefühl, über das man sich nicht so ohne weiteres klar wird. Österreich ist meine Heimat, aber es gibt Landstriche in Österreich, wo ich das Gefühl habe, nein, das hier ist nicht meine Heimat. Dieses Gefühl habe ich auch in meiner engeren Heimat, ja sogar in meiner Heimatstadt. Und dieses Gefühl hatte ich schließlich auch in dem Haus, in dem ich aufwuchs. Es gab Teile, da fühlte ich mich zu Haus, andere, wo mir unheimlich zumute war.

Da diese Gefühle in der Kindheit ausgeprägt werden, weiß der Erwachsene oft nichts damit anzufangen. Verleugnet er sie obendrein, fügt er sich nicht geringen Schaden zu. Das Verdrängen gemachter Erfahrungen mit der Heimat und ihrer Landschaft erschwert es, neue Erfahrungen mit einer neuen Landschaft zu machen. Solche Erfahrungsverengung liegt freilich im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft, da sie das Prinzip der Ausbeutung nicht nur über die arbeitenden Menschen, sondern auch über die Natur verhängt hat.

Ob jemand eine Landschaft liebgewonnen hat und an ihr hängt, ist völlig uninteressant angesichts der Frage, welchen Nutzen die Landschaft hat. Der Name dieses Nutzens ist Profit. Der Nutzen erschöpft sich aber nicht im Profit. Es gibt sozusagen einen ideologischen Zusatznutzen. Er heißt Entfremdung.

Ein seiner natürlichen Umgebung entfremdeter Mensch läßt sich widerstandslos unterdrücken. Wo der Mensch in einem nichtentfremdeten Verhältnis zu seiner und der außer ihm liegenden Natur steht, stärkt die Natur den Widerstandswillen und die Widerstandskraft. Die herrschenden Klassen haben sich zu allen Zeiten Naturreservate geschaffen, in denen sie sich für den Klassenkampf

stärkten. Die Arbeiterklasse hingegen wird bis auf den heutigen Tag in landschaftslose Gettos gedrängt, wo einen die bloße Anwesenheit entnerven und entmutigen kann.

Für das Denken — vor allem für das eingreifende Denken — und das Schreiben — vor allem für den kämpferischen Realismus — bedeutet das, der Ausbeutergesellschaft nicht nur die Ausbeutung des Menschen, sondern auch die der Natur anzulasten. Das halte ich für eine wichtige, aber keine schwierige Aufgabe. Wichtiger aber noch und, wie mir scheint, viel schwieriger ist es, das Leistungsverhältnis darzustellen, in dem ausgebeutetes Subjekt und ausgebeutetes Objekt zueinander stehen.

Ein Beispiel. Angenommen, es hängt jemand an einem Hügel und an einem Freund. Hügel und Freund können ihm auf verschiedenste Art erhalten bleiben und genommen werden. Ein Weinbauer kann einen kleinen Buschenschank auf dem Hügel einrichten, der Freund kann für einige Tage ins Krankenhaus kommen. Der Freund kann aber auch in ein Konzentrationslager geworfen, der Hügel kann abgetragen und in einen Lagerplatz verwandelt werden.

Das Beispiel mit dem Freund kennen wir aus der Wirklichkeit und aus der Literatur. Das Beispiel mit dem Hügel kennen wir wahrscheinlich aus der Wirklichkeit, aus der Literatur kennen wir es höchstwahrscheinlich nicht. Die Probleme zwischen Menschen sind zwar immer wieder neu, daß es Probleme gibt, ist aber eine alte und bewährte Tatsache. Daß es Probleme zwischen Mensch und Natur, Mensch und Landschaft gibt, ist zum Teil eine vergessene, zum Teil eine verdrängte, zum Teil aber schon eine wiederentdeckte Tatsache. Die jüngste historische Entwicklung hat uns gezeigt, daß die kapitalistische Produktionsweise nicht nur den Menschen kaputt macht, sondern auch die Natur. Und indem sie die Natur kaputt macht, macht sie den Menschen doppelt kaputt.

Die Forderung an den realistischen Autor ergibt sich daraus von allein. Um ihr literarisch gerecht zu werden, wird man wohl etwas dazu tun müssen.

Ich möchte von meinen Anfangserfahrungen auf diesem Gebiet erzählen. In dem Roman „Charly Traktor“ bildet die Landschaft eine Art Rahmen. Zu Beginn und am Ende des Romans befindet sich der Titelheld im Überschwemmungsgebiet der Donau in Wien. Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich mich gerade an diesen Stellen des Romans besonders um ein realistisches Bild von Charly Traktor bemühte. Diese Landschaft und diese Figur, sie zusammen schienen mir erst ein plastisches Bild, einen umfassenden Eindruck und einen richtigen Einblick vermitteln zu können.

Heute sind mir diese Stellen zu karg: Die Landschaft ist mir zu verhalten dargestellt, die Figur in ihr ist mir deshalb zu blaß. Es gibt hier, und das zu wissen ist schon etwas wert, eindeutig eine Wechselwirkung. Es geht also ebenso eindeutig nicht um die Kunst der Natur- oder der Landschaftsschilderung. Natur und Landschaft sind Dimensionen der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Die reine Natur- oder Landschaftsbeschreibung ist deshalb von vornherein eine Verfälschung der Wirklichkeit, sei es durch einseitige Verinnerlichung oder einseitige Veräußerlichung.

Wie das einigermaßen gut zu machen ist, damit schlage ich mich zur Zeit in dem Roman „Kennwort: Aktie“ herum. Als ich vor Jahren zum ersten Mal

mit diesem Stoff zu arbeiten anfang, war es das Problem der Landschaft, das mir unlösbare Schwierigkeiten machte. Ich hatte einen Helden, der in eine Landschaft gehörte, die ich sehr gern habe. Ich konnte sie zwar als solche beschreiben, aber nicht in den Romanablauf integrieren. Der Ausweg: Ich schrieb statt eines Romans ein Drehbuch. So war das Problem für einige Zeit an den Regisseur und den Kameramann weitergegeben. Aber es kommt natürlich wieder zu einem zurück.

Ich sprach von Natur- oder Landschaftsbeschreibung. Hier gilt es scharf zu unterscheiden. Landschaft kann Natur, muß aber nicht Natur, schon gar nicht nur Natur sein. Gerade der realistische Autor wird es immer mehr mit einer Landschaft zu tun haben, die nicht nur aus Natur besteht, und mit einer Natur, die längst kein Urwald mehr ist. Um so stärker muß sich die realistische Darstellung um sie bemühen. Der Autor muß hier freilich noch viel Wissen selber erarbeiten.

Ich kenne zum Beispiel Untersuchungen über das Unglück von Menschen, die durch eine grausame Sanierungspolitik von einem Stadtviertel in ein anderes verpflanzt worden sind. Ich kenne aber keine Untersuchungen über das vermutliche Unglück von Menschen, denen man vor dem Fenster oder vor der Tür die Landschaft eingreifend zum Schlechten verändert hat. Und es geht bei solchen Dingen gar nicht nur um das offensichtliche Unglück.

Wir wissen, daß die Landschaft eine Rolle spielt bei der Konstituierung eines Bewußtseins. Eingriffe in die Landschaft sind indirekte Eingriffe ins Bewußtsein. Wir wissen auch, daß der Blick eines Menschen mitbestimmt wird davon, wohin er zwangsläufig schaut. Einer, der vor der Tür das Meer hat, wird einen anderen Blick haben als der, der neben einer Felswand wohnt.

Nun haben wir es aber in der Regel nicht mit der reinen Naturlandschaft, sondern mit einer historisch und gesellschaftlich zugerichteten Landschaft zu tun. Und wenn wir diese in ihrer Komplexität nicht erfassen, werden wir auch die in ihr lebenden Menschen nicht richtig erfassen. Wenn beides aber literarisch zureichend, das heißt realistisch erfaßt wird, wird man neben der Freude an der Lektüre auch einen Nutzen haben.

Ich erinnere, daß ich zu Anfang von der Heimat als einem stark vom Gefühl bestimmten Begriff gesprochen habe, über den man sich nicht leicht klar wird. Wenn nun die Beziehung eines Menschen zu seiner Heimat und damit zu einer bestimmten Landschaft literarisch gut dargestellt wird, müßte die soziale Kausalität dieser Beziehung einsichtig werden. Und es würde das Licht der Vernunft auf noch immer einigermaßen dunkle Erscheinungen und Begriffe fallen.

Mit der Erhellung von Erscheinungen und Begriffen ist aber erst ein Teil der Arbeit getan. Denn bei der Klärung der Frage, warum sie dunkel sind, stößt man auf jene, die sie verdunkelt haben und weiterhin die Absicht haben, sie zu verdunkeln. Es ist ja nicht so, daß die Zeiten, wo die „Heimat“ zu den Lieblingsbegriffen aller möglichen Reaktionäre gehörte, vorbei sind. Heimat, das ist so eine Mischung aus Natürlichem und Gesellschaftlichem und deshalb bestens geeignet für ideologischen Unfug. Wer andauernd die Heimat preist und verklärt, will einem in Wirklichkeit einreden, die Gesellschaft, so wie sie ist, sei ein Stück unveränderbarer Natur.

Man sollte sich von dieser Heimatpropaganda die Heimat nicht abspenstig machen lassen. Und man sollte sie sich auf keinen Fall nehmen lassen, indem man sie, dieser Propaganda wegen, verleugnet. Man verleugnet damit ein Stück Wirklichkeit, betreibt Selbstentfremdung und läßt sich letztlich zu einem widerstandslosen Objekt für jene machen, die einen dorthin getrieben haben.

Die Heimat lieben, zur Heimat stehen, kann nichts anderes heißen, als sich seiner Beziehung zur Heimat klar werden und sie offen aussprechen. Eine Literatur, die in ihrer Menschendarstellung das berücksichtigt, wird die beste Gegenpropaganda sein gegen die mythologisierende Verhöhnung von Heimat, Landschaft und Natur. Diese Literatur wird, um auf meinen privaten Sprachgebrauch zurückzukommen, realistischer sein und damit besser, überzeugender und nützlicher, als eine, die sich bewußt mit solchen Dingen nicht einlassen will, oder eine, die unbewußt nichts mit ihnen anfangen kann.

Diese Literatur wird eine Heimatdichtung sein, die die Heimatdichter Lügen straft, sie wird eine Landschaftsdarstellung hervorbringen, die die Grundbesitzer und Bodenspekulanten in Schrecken versetzt. Gerade deshalb aber wird sie auch die wahren Gefühlsbeziehungen der Menschen zu Heimat und Landschaft darzustellen wissen.

Manfred Bosch Heimat und Dialekt

*Andererseits gibt es Leute, die keinen
Gamsbart sehen können, ohne sich
gleich als schneidige Intellektuelle zu
fühlen ...*
Martin Walser, *Heimatkunde*

Der Heimat, dem Dialekt geht das Odium des Unzeitgemäßen voraus. Beide Begriffe scheinen endgültig zum Synonym verkommen für Entrückt-Unwirkliches, für abgelegte Hüte, die man sich nicht mehr anders vorzustellen vermag als mit Gamsbärten oder grünen Zweigen besteckt. Für zeitgenössisches Bewußtsein scheinen Dialekt und Heimat vollends vernachlässigbar, Fortschrittlichkeit gar scheint sich nach der gewonnenen Distanz zu ihnen bemessen zu lassen. Und unsere progressiven Bildungstheoretiker interessiert der Dialekt inzwischen viel weniger als Frage, wie er in die Lehrpläne des deutsch- und sprachkundlichen Unterrichts einzubeziehen sei, sondern nur noch in seiner „lernbehindernden Funktion“.

Was sich in der angeslagenen Tonart noch beliebig weiterführen ließe, summiert sich zu einem Erscheinungs- und Funktionsbild von Heimat- und Dialektliteratur, das weitere Fragen nach der Nutzbarkeit entsprechender Inhalte, nach ihrer Einbeziehung in progressive politische Ziele von selbst erledigt erscheinen läßt. Die Sachlage scheint klar — und: potenziert nicht noch die zuständige wissenschaftliche Disziplin, die Deutsche Volkskunde, diese Bedenken auf einer maßgebenden, weil theoretischen Ebene?¹

Entsprechend dieser Entwicklung sind einem neuere Versuche zur Einbeziehung von Elementen der Heimatliteratur und neue Verwendungsformen des Dialekts in besonderer Weise gegenwärtig. Ihre Beurteilung kann aber nur vor dem Hintergrund der besonderen Entwicklung des Heimatbegriffs in Deutschland vorgenommen werden; dieser konnte sich — um nur diesen einen Aspekt zu nennen — durch die gegenüber anderen Staaten um Jahrhunderte verzögerte nationalstaatliche Einigung nicht in ein Nationalbewußtsein weiterentwickeln und bekam in der weiteren kulturellen und geistesgeschichtlichen Entwicklung seine spezifische Ausprägung.²

Ein anderes schließlich trägt zum undifferenzierten Bild der Heimat- und Dialektliteratur bei: einmal die Verfälschung der Klassiker der Heimatliteratur (etwa die Unterschlagung der antiklerikalen Tendenzen eines Anzengruber) und, wichtiger, das literaturpolitische Versäumnis einer angemessenen Rezeption „linker Heimatliteratur“, für die diese Bezeichnung freilich so nicht verwendet wird. Tatsächlich aber gäbe es vor allem im Zusammenhang mit der Zweiten

¹ So hat ein Otto Zerlik im Umkreis dieser reaktionären Heimattümelei noch 1970 feststellen können: „Die Egerländer Mundart ist zweifelsohne noch urwüchsig, arthaft und selbst in der heutigen Ausdrucksform ungebrochen.“ In: Schmankerl 1 (1970) Nr. 3, S. 2. — Zur Frage, inwiefern davon gesprochen werden kann, die Deutsche Volkskunde habe Anteil an der Aufrechterhaltung und Konservierung jener ideologischen Grundlagen, die den Faschismus zeitigten, siehe Wolfgang Emmerich: Zur Kritik der Volkstumsideologie, Frankfurt 1972 (S. 502).

² Vgl. Brigitte Wormbs, Wie herrlich leuchtet uns die Natur?, in diesem Heft, S. 110.

Kultur seit der Manufaktur-, später der Industrialisierungsepoche eine Menge literarischer, vor allem autobiographischer Zeugnisse wiederzuentdecken, mit denen sich auf sinnlich-anschauliche Weise eine ganze weitere Dimension in der Herausbildung proletarischen Bewußtseins erschließen ließe, bis hin zu den sozialistischen Heimatromanen, wie sie im Zusammenhang mit den politischen Zielen des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ entstanden und für das literarische Schaffen einzelner Autoren geradezu bestimmend wurden.³ Es ist für eine progressive Literaturpolitik demnach von einiger Bedeutung, nicht der Legende aufzusitzen, die entsprechenden Formen und Möglichkeiten seien durch reaktionäre Positionen besetzt — vielmehr wäre an die vorhandenen Traditionen anzuknüpfen, wie dies für jüngere westdeutsche Dramatiker (wie Sperr, Faßbinder und Kroetz) im Hinblick auf die Wiener Theatergeschichte, Ludwig Thoma, Karl Valentin und vor allem Marieluise Fleißer bisher mehr behauptet als exakt nachgewiesen worden ist.

Hinzuweisen wäre aber auch auf die seit etwa 1970 einsetzende Wiederbelebung von Dialekt vor allem in der lyrischen Ausdrucksform, die zu ihrer sichtbarsten Wirkung in der Dialekt-Schlagerwelle gefunden hat (Marianne Mendt, Arik Brauer, André Heller u. a.). Von konstitutiver Bedeutung für diese Wiederbelebung war zweifelsohne die Wiener Gruppe um Artmann, Bayer, Rühm und Achleitner mit ihren schon in den 50er Jahren einsetzenden Dialektarbeiten, die allerdings durch einen stark antispißbürgerlichen Affekt gekennzeichnet sind, der es eher mit einer literarischen „Schocktherapie“ zu halten schien als mit der Absicht einer dialektgemäßen Erfassung gesellschaftlicher Wirklichkeit im Sinne realistischer Darstellung. Als Beleg für diese Tradition sei Gerhard Rühms 1954 entstandenes Gedicht zitiert:

*wauns / aun da schenen blaun donau / schdinket / dawn / hot da johann
schdrauss / im soag / an schas lossn /*

Einer solchen, in ihrer Schockwirkung ganz offensichtlich von der spezifisch österreichischen Küß-die-Hand-Kultur geprägten Dichtung hat in der Bundesrepublik lange nichts entsprochen. Noch im Dezember 1969 konnte der Herausgeber der „SCHMANKERL-Blätter für bairisch-österreichische Mundarten“ seine Leser mit einem jovial-zutraulichen „herzlichen Grüß-Gott“ begrüßen, und die Lektüre der ersten Nummern bestätigte die Strapazierbarkeit des dargebrachten Grußes: da lieferten sich Gamsbart-Ideologen ein Stelldichein mit denen, denen ein „fescher Bua“ das Herz noch höher schlagen lassen konnte. Erst mit den folgenden Nummern gelangten die zunächst zaghaft vertretenen Autoren einer neuen, hier nicht näher zu bestimmenden Mundartauffassung zu breiterer Repräsentanz. Zur gleichen Zeit hörte man auch von anderen neuen Mundartautoren wie dem in niederdeutscher Mundart schreibenden Oswald Andrae, der für seine Arbeiten gar mit dem Klaus-Groth-Preis ausgezeichnet wurde; im Gefolge einer gerade einsetzenden „Dialektbegeisterung“ kam auch der bis dahin fast unbeachtete Franke Wilhelm Staudacher zu breiterer Beach-

³ So z. B. für Adam Scharrer. Das „Lexikon sozialistischer deutscher Literatur“ nennt u. a. die Bände „Maulwürfe“, „Die Bauern von Gottes Gnaden — Geschichte eines Erbhofes“, „Abenteuer eines Hirtenjungen u. a. Dorfgeschichten“, „Der Krummhofbauer u. a. Dorfgeschichten“, „Der Landpostbote Zwiniker“, „Der Acker auf dem schwarzen Berg“, „Der Hirt von Rauweiler“, „Zwei Freier und andere Dorferzählungen“, „Der Landsknecht — Biographie eines Nazi“ und „Dorfgeschichten — einmal anders“.

tung, im süddeutschen Raum hatte sich Kurt Marti längst einen Namen auch als Mundartautor gemacht, und ab etwa 1970 waren es vor allem der Schweizer Ernst Burten und die Bayern Michael Fruth und Carl-Ludwig Reichert (gemeinsames Pseudonym: Benno Höllteuffel) sowie die Franken Lothar Kleinlein und Fitzgerald Kusz, die mit unkonventionellen Arbeiten auf sich aufmerksam machten. Freilich kann nicht bei allen Autoren von Realismus in Darstellung und Perspektive die Rede sein — hierfür ist allein schon die Schreibweise mancher Autoren ein Indiz, die mitunter geschmäcklerisch-artifiziell und auch elitär anmutet: Verwendung des &-Zeichens, generelle Kleinschreibung und vor allem eine phonetische Umsetzung, die möglichen Lese- und Verständnisschwierigkeiten keine Rechnung trägt. Daß dadurch nicht nur intellektuelle Barrieren errichtet werden, sondern durch mühsames Abbuchstabieren der Lesespaß selbst auf der Strecke bleibt, scheint in größerem Maßstab noch kaum Konsequenzen gefunden zu haben. (Freilich ist eine solche Argumentation insofern schon wieder unredlich, als sie unterstellt, eine aufnahmegemäße phonetische Umsetzung oder besser: die Beigabe von Platten würde dieser Literatur genau jene Leser erschließen, um die es ihr geht; dennoch scheint die Forderung angebracht, nicht zuletzt von der Schreibweise her solche Leser nicht von vornherein abzuschreiben, wie dies eben durch die bislang vorherrschende Art geleistet wird.)

Mehr noch für die inhaltlich-perspektivische Gestaltung als für die formale ist die kritische Übernahme eines realistischen Schreibverständnisses wichtig, wie es Brecht durch den Begriff „volkstümlich“ herausgearbeitet hat:

den breiten Massen verständlich / ihre Ausdrucksform aufnehmend und bereichernd / ihren Standpunkt einnehmend, befestigend und korrigierend / den fortschrittlichen Teil des Volkes so vertretend, daß er die Führung übernehmen kann / also auch den anderen Teilen des Volkes verständlich / anknüpfend an die Traditionen, sie weiterführend / dem zur Führung strebenden Teil des Volkes Errungenschaften des jetzt führenden Teils übermittelnd“⁴.

Es wäre jedoch denkbar unrealistisch, dies als abstrakten Forderungskatalog an die Mundartdichtung anzulegen; ihm zufolge könnte man glatt 100 % des fortschrittlichen Mundartgebrauchs als „unrealistisch“ aussondern.

Die Bedeutung der genannten Kriterien für die Dialektdichtung darf jedoch nicht nur aufgrund der Tatsache als ausgemacht gelten, daß noch die anti-realistischsten Schundprodukte auf ihrem engen Bezug zum „einfachen Volk“ beharren, sondern weil dieser dort bloß verfälschte und pervertierte Bezug gerade den besten Stücken der Dialektliteratur in besonderem Maße eignet und weil der bewußte Einsatz von Dialekt darüber hinaus eine der wichtigsten Forderungen des Brechtschen Katalogs erfüllt, nämlich die „Ausdrucksform der breiten Massen“ aufzugreifen. Freilich, und das macht ein gut Teil der leichten Täuschbarkeit über die objektive Funktion von Dialekt aus, verbürgt der Einsatz von Dialekt an sich noch keinen Realismus, vielmehr ist er ohne Beachtung weiterer Bestimmungsmerkmale wie konkreter gesellschaftlicher Bezug, Handlungsführung und Interessenperspektive nach beiden Seiten hin offen: sowohl zur realistischen, die Anschauungen der Massen kritisch bereichernden wie zur

verschleiern, Scheinprobleme behandelnden Dichtung. Hinzutreten muß ein weiteres Element, das zur Ausbildung kollektiver sprachlicher Identität beizutragen vermag, die zugleich — weil schicht- und klassenbezogen — politische Einsichten stimulieren kann. Vor diesem Hintergrund etwa stellt sich das praktische Problem der Darstellung eines Kommunisten, wie es Kroetz in einem Gespräch formuliert hat: „Wenn die Modelle, die ich auf die Bühne und unter die Zuschauer bringen will, etwas bewirken sollen, brauche ich dazu Bühnenfiguren, die das gleiche politische Anfangsbewußtsein haben, wie die Zuschauer (Identifikation). Dann kann ich losmarschieren. Vorher nicht. ... So könnte am Ende doch dieses wunderbare Stück herauskommen ‚Das exemplarische Leben eines Kommunisten‘. Ein Stück, in dieser Fülle und Größe gemacht, da gäbe es bestimmt auch das Problem des Exotischen nicht mehr. Es wäre einfach deutsche Geschichte.“⁵

Die Bedeutung des Dialekts scheint mir aber nicht nur ausgemacht für die Verringerung von Zuschauerdistanz und als Mittel der Identifikationserleichterung; sie gilt auch für die Sprache und Politik der Linken insgesamt. Martin Walser hat in seiner Rede zur Verleihung des Bodensee-Literaturpreises über den Dialekt gesagt, er bilde „eine Art Goldreserve, die dem hochdeutschen Papier zugrunde liegt, als eine verschwiegene Deckung; auf die kann man sich zwar nicht öffentlich berufen, aber man zieht sich auf sie zurück, wenn alle übrigen Sinne schon zerstört sind. Der Dialekt ist eben genauso wichtig wie die untergegangene Kindheit“.⁶ Es scheint mir kaum auszudenken, welche Bedeutung es für die Entwicklung linker Sprache und Politik gehabt hätte, wenn die Linke ihre abstrakten Forderungen an dieser „verschwiegenen Deckung“ und damit an den Bedürfnissen und dem Denken breiterer Bevölkerungsschichten überprüft hätten.

Bloße Ideologiekritik mußte verheerend wirken, wo sie dazu mißbraucht wurde, den Menschen immer nur zu verargen, ihnen vorzuenthalten, ihnen verwehren zu wollen, was ihnen zumindest behaupteten Spaß machte, ihnen bloß immer zu nehmen und nichts zu geben, ihnen bloß immer „den Schleier herunterzureißen“ und ihre vermeintlich reaktionären Verhaltensweisen zu „entlarven“. Hier bekommt die Bemerkung Hartmut Bitomskis ihre volle Bedeutung, der davon sprach, die Ideologiekritik sei letztlich puritanischen Erbes, weil sie sich nicht das Vergnügen erklären könne, das ein Publikum mit etwas habe. Die Besinnung auf eine erneuerte politische Sprache, die auch mit dem Bauch zu „denken“ lernen muß, scheint nicht die aussichtsloseste Methode, Fehler der Vergangenheit und Verständigungsschwierigkeiten vermeiden zu helfen. Für den dialektischschreibenden Autor ergibt sich daraus eine doppelte Aufgabenstellung: diesen Prozeß der Erneuerung politischer Sprache auf seine Weise und mit seinen spezifischen Möglichkeiten zu begleiten und die Vermittlung des vorwärtsweisenden Denkens und Handelns mit den sinnlichen, anschaulichen Qualitäten des Dialekts zu unterstützen. Das soll anhand des aktuellen Mundartschreibens verdeutlicht werden, zunächst aus den negativen Bestimmungen,

⁴ Schriften zur Literatur und Kunst, Bd. 2, S. 325.

⁵ F. X. Kroetz und Helmut Walbert: Die Lust am Lebendigen. Diskussion mit E. Högemann-Ledwohn und F. Hitzer. In: Kürbiskern 2/73, S. 335.

⁶ Martin Walser: Bemerkungen über unseren Dialekt. In: M. W., Heimatkunde, Ffm. 1968, S. 56.

wie sie sich aus den publikumswirksamen Volksstücken à la Ohnesorg- und Löwingerbühne gewinnen lassen.

Wohl in keiner Literatursparte ist die Bedeutung der Devise realistischen Schreibens „Dem Volk aufs Maul sehen, aber ihm nicht nach dem Mund reden“ einsehbarer als bei den im Fernsehen präsentierten Volksstücken. In nur wenigen Sparten hat die Nichtbeachtung dieser Maxime zu volksfeindlicheren und zynischeren Tendenzen geführt, weil das Volk hier sozusagen als Schirmherr und Gewährsmann seiner eigenen Tumbheit in Erscheinung getreten wird und keine Regie vergißt, ein enthusiasmiertes Publikum zu zeigen, das anscheinend nur schwer müde wird, sein eigenes Ungeschick zu beklatschen. Diese Stücke können als der Inbegriff des zynischen Antirealismus gelten; Dialekt geht hier nicht auf Kennzeichnung typischer Sprechhaltungen aus und schöpft aus einem vorgeblich unbegrenzten Motivvorrat, dem immer wieder dieselben Konfliktmodelle zugrundeliegen: Dummheit, Uneinsichtigkeit oder bornierte Eigenliebe eines oder mehrerer Beteiligten.

Der thematische Bogen ist kurz gespannt, meist stehen familiäre Konflikte im Vordergrund, wobei auch der Bekannten-, Nachbars- und Verwandtenkreis nicht ausgespart bleiben; aus diesem Personeninventar rekrutiert eine auf billige Lacherfolge fixierte Dramaturgie ihre Handlungsattrappen. Was hier über die Rampe und die Bühne kommt, ist der faule „soziale Frieden“.

Gegenüber dieser Art „Dichtung“, die ihre Gefährlichkeit gerade daraus bezieht, daß sie nicht falsche Bedürfnisse schafft, sondern vorhandene und legitime verfälscht und ausbeutet, erscheint noch die Abbildung dumpfster Verhältnisse ohne Hinweis auf ihre Veränderungswürdigkeit als fortschrittlich, insofern die Unentschiedenheit der Handlungslage in der Realität in die Dramaturgie mit eingeht und im Stück als Appell für ein befreites Leben interpretierbar wird. Entsprechend haben Dramatiker wie Sperr und Kroetz dem Dialekt eine Funktion zurückzuerstatten vermocht, die der Erkenntnis der jeweiligen sozialen Problemstellung unmittelbar dienlich ist. Es hat andererseits wohl auch mit der Entwicklung und dem Zustand der Mundart (die ja zuallererst gesprochene Sprache ist) vor allem süddeutscher Provenienz zu tun, daß sie zur Darstellung positiver Helden nach dem Identifikationsmuster sozialistischer Dramatik zumindest schwer tauglich ist. Gleichwohl wird auch in den Kroetzschen Stücken etwa, in denen er menschliche Niedergehaltenheit schildert, die Gesellschaft als eine in Klassen geschiedene deutlich.

Diese Stücke sind zunächst einmal an die gerichtet, die die Sprache der Stücke sprechen, was mit einschließt, daß zugleich aus ihrer Interessenperspektive geschrieben wird. Im Gegensatz zur progressiven Mundartdichtung, die immer im sozialen Abbildungs- und Erkenntnisdienst steht, sind die landschaftlichen und sprachlichen Spezifika bei den kommerziell ausgerichteten Massenproduktionen zu einem beliebig austauschbaren Requisitenfundus verkommen, der je nach seinen Schwerpunkten dann Heimatfilm („Försterliesel“, „Meineidbauer“, „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“), Bergfilm („Wenn der Berg ruft“, „Der Förster vom Silberwald“), Heimatporno („Liebesgrüße aus der Lederhose“, „Jodeln im Dirndl“) usw. heißt. Belegbar ist diese exotische Ausrichtung kommerzieller Kulturprodukte an der Tatsache, daß 1951 — zu einem Zeitpunkt,

da der Heimatfilm eines der produktionsstärksten Genres war — der Film „Schwarzwaldmädel“ in punkto Beliebtheit an der Spitze aller Filme in der gesamten BRD stand — mit Ausnahme des Schwarzwaldes!⁷ Zwar geht aus dieser Aussage nicht hervor, ob aufgrund Nichtbesuchs oder Ablehnung des besuchten Films — dennoch dürfte die Vermutung erlaubt sein, daß die gesellschaftliche Wirklichkeit des ländlich-regionalen Bereichs⁸ als zu unbefriedigend empfunden wurde, so daß ein Film wie der genannte keine Folie abgab, vor der der eigene Heimatbereich als akzeptable gesellschaftliche Situation hätte gewertet werden können. Das Heimatmotiv der kommerziell ausgerichteten Produkte befriedigt also wesentlich exotische Bedürfnisse, solange ihre Befriedigung nur nicht an den eigenen Raum gebunden ist und somit das Konsumvergnügen nicht durch das Bewußtsein der Mühsal der eigenen Existenz zunichte gemacht wird. Genau dies ist aber auch die Chance einer kritischen progressiven Heimatkultur: da die kommerzielle Heimatkultur, besonders der Heimatfilm, als kostenintensive Sparte einer möglichst breiten, zumindest aber alle deutschsprachigen Länder umfassenden Amortisationsbasis bedarf, was wiederum zur Verflachung und Verfälschung von Spezifika, zur Modellierung der charakteristischen Topoi nach Maßgabe herrschender Vorstellungen und Vorurteile zwingt,⁹ kann das Bedürfnis nach kritischer und im Dienst progressiven politischen Denkens stehender Darstellung an neue und neu zu organisierende, Dialektsprechweisen und Heimatelemente einbeziehende Strategie der Literaturverbreitung gebunden werden.¹⁰

Diesen literaturpolitischen Forderungen wäre eine realistisch-volkstümliche Schreibpraxis zur Seite zu stellen, wobei es darauf ankäme, von der publikumswirksamen heimattümelnden Dialekttradition zu lernen. Eben weil es nicht darum gehen kann, dem Volk „seine“ Stücke bloß zu nehmen und ihm seinen Spaß daran zu verargen, wäre beispielsweise von der Situationskomik herkömmlicher Stücke zu lernen. Wenn Kroetz hierzu bemerkt hat, Volksstücke dürften nichts zum Lachen sein, weil das Volk in der Realität auch nichts zu lachen habe, so ist das gut gesagt und weiter nichts, denn gelacht *wird* im Volk, und es kommt darauf an, seinem Lachen sozusagen den richtigen Gegenstand zu geben, beispielsweise die Hohlheit bürgerlicher Herrschaftsansprüche. Darüber hinaus muß die Sprache des Volkes, Umgangssprache und Dialekt selbst zum Bestandteil solcher Stücke werden. Kroetz hat hierfür in seinem kleinen Fernsehspiel „Herzliche Grüße aus Grado“ Möglichkeiten gezeigt. Darin reflektiert ein Urlaubspaar seine Situation des Freiseins von Arbeit, ist aber von der

⁷ Mitgeteilt in: W. Höfig, Der deutsche Heimatfilm 1947–60, Stuttgart 1973, S. VII.

⁸ Kennzeichnend durch tendenziell schwierige Arbeitsmarktlage, Bedrohtheit und letztlich Perspektivlosigkeit der agrarisch-handwerklichen Berufssituation, schlechtere Einkaufs- und Versorgungssituation, infrastrukturelle Benachteiligung im Gesundheits-, Schul- und Ausbildungsbereich, Bewußtsein der Abwertung ländlicher Gegenden bei gleichzeitigen Vermarktungstendenzen als Erholungsraum u. ä.

⁹ Vgl. hierzu Dieter Prokop: Ökonomie und Phantasie, in Karsten Witte: Theorie des Kinos, Ffm. 1972, S. 283 f. Prokop leistet eine genaue Analyse dieses Phänomens am Beispiel des weltweiten „Kino-imperialismus“ (Prokop) — aus der heraus ich meine Einschätzung für den nationalen Rahmen abgeleitet habe.

¹⁰ Welche Möglichkeiten hier bestehen, zeigt das Beispiel des Bamberger Mundartautors Gerhard C. Kriskiker, der bisher zwei Mundartbändchen in bewußt primitiver Aufmachung veröffentlicht hat, die die „Schutzgebühr“ von DM 2,— kosten und „auch an Kiosken, in Wirtschaften, Frisiersalons und Läden aller Art ausgelegt und verkauft werden, eine Methode, der der Erfolg (mittlerweile 7000 (!) Exemplare Gesamtauflage) Recht zu geben scheint“ (Kriskiker in einem Brief an d. Verf.). Bezugsadresse der Bändchen: G. C. K., 86 Bamberg, Claviusstraße 46.

existenziellen und Arbeitssituation derart geprägt, daß es zu einem Genuß des Urlaubs gar nicht kommt. Die ständigen Aufforderungen beider, auch ja mit allen Sinnen zu genießen, was einem nach zwei Wochen wieder für ein ganzes Jahr verwehrt sein wird, machen selbst noch diese zwei Wochen zunichte. Die affirmative Sprache, besonders deutlich in den überhandnehmenden „genau's“ des Mannes, provoziert ein zunehmendes Unbehagen an der Verwendung einer heruntergekommenen und ohnmächtigen Sprache, die nicht einmal mehr die Befunde eines so entfremdeten Lebens zu fassen vermag und der jedes Element dessen abgeht, was Engels von der Sprache gefordert hat, nämlich „Energie unter die Leute“ zu bringen. Hier scheint der Endpunkt einer Entwicklung, in den Figuren wie in der Darstellungsmethode, erreicht. Kroetz selbst hat in anderen Stücken, etwa „Oberösterreich“, Ansätze gefunden, die aus „seinen“ Menschen handlungsfähige Personen werden lassen.

Insgesamt hat die junge dialektgebundene Dramatik zur bislang consequentesten und politisch brauchbarsten Nutzung mundartlicher Möglichkeiten im Sinne der Brechtschen Definition von Realismus geführt; zur „realistischen Volksdichtung“ zu werden hat die junge Mundartlyrik viel weniger vermocht. Bedingt durch die Knappheit der lyrischen Form läßt sich hier eher die Tendenz zum Gag beobachten. Viele der jungen Autoren begegnen dem Dialekt zunächst einmal als „Sprachmaterial“, als einer unbewältigten sprachlichen Vergangenheit, mit der es „abzurechnen“ und die es „aufzuarbeiten“ gilt. Dies ist als Etappenschritt der schriftstellerischen Entwicklung ebenso wichtig wie die Kritik an den reichlich vorhandenen reaktionären Verwendungsformen des Dialekts — aber das Stehenbleiben bei dieser Art sprachlicher Umsetzung behält oft genug den Charakter bemühten Rekapitulierens einer grausig-schönen Sprachvergangenheit, die vor allem eines sicherstellt: Erinnerungs- und Einstimmungswerte für einschlägige linksnostalgische Sensorien und intellektualisiertes Bewußtsein, die ihre innere Distanz zum Dialekt gerade darin hervorkehren, daß sie ihn sozusagen mit den geeisten Zangen der dokumentarischen Methode weiterreichen. Dieses Prinzip greift also bei aller formalen und inhaltlichen Erweiterung des Kanons herkömmlicher Mundart entschieden zu kurz. Der lyrische Zugriff auf Realität, noch ganz vom Erkenntnisinteresse des intellektualisierten und zu den Massen bezugslosen Schreibers geprägt, soll nicht unterschätzt, aber in seiner beschränkten Sehweise kritisiert werden, weil er sich auf Kosten einer umfassenderen Perspektive vollzieht: die Figuren der frühen Erinnerung erscheinen letztlich als struktur- und perspektivlose Masse, als bewußtloses Anonym, als Repetitionen des ewiggleichen Stuß und werden faktisch auf ihren dokumentierten Entwicklungsstand festgeschrieben. Bis hinein in die Metapher stimmig ist der lyrische Ausdruck dieses Befunds bei Fitzgerald Kusz:

*su schnell schausd goä ned / wäi miä diä dei brilln / von dä noosn rundähauä /
du mannsd wull du braxd uns / nimmä ooschauä / weilsd ä brilln aufhasd* ¹¹
Nur zu folgerichtig lautet der enttäuschte Kommentar einer Leserin: „du werst

¹¹ So schnell kannst du / gar nicht schau wie wir dir / die Brille von der Nase schlagen / Du glaubst wohl uns nicht mehr / anschau zu müssen / weil du ne Brille aufhast. F. Kusz: kehrichdhaffn. 60 Gedichte im land-nürnbergischen Dialekt. Rainer Verlag/Verlag Klaus Renner, Erlangen 1974, S. 56.

doch ned soong, daß des ä bouch is“ (Du willst doch nicht behaupten, daß das ein Buch ist).¹² Solches nämlich stellt Kusz, seiner Großmutter in den Mund gelegt, als eine Art Motto seinem Mundartlyrikband „kehrichdhaffn“ („Kehrichthausen“) voran — eine insgesamt für solches Dichtungsverständnis bezeichnende Haltung: anstatt dies als kritischen Hinweis darauf zu begreifen, daß hier Leseerwartung enttäuscht würde, erscheint dies dem Autor nur als weiterer Beweis vermeintlichen Unverstands seiner literarisierten Opfer.

Worauf es im Gegensatz zu dem hier bewußt etwas überzeichneten Dialekt-Schreibverständnis ankäme, wäre die Beachtung der Brechtschen Momente, „die Ausdrucksform der breiten Massen bereichernd“ und „ihren Standpunkt korrigierend“. Was als Tendenz am Beispiel Kusz' kritisiert wurde, erscheint gegen diese Forderung wie eine von der Sprechweise der Vielen zwar ausgehende, aber nicht auch wieder zu ihr zurückkehrende und ihnen nützende solidarische Kritik, die dem abstrakten ideologiekritischen Vorgehen vergleichbar ist. Es kommt aber darauf an, eine Dichtung mit der umfassenden Perspektive zu schaffen, in der als Motto gelten könnte: „des is ä bouch für uns!“, weil in ihr die Sorgen und Probleme, die Ängste und Hoffnungen, die Niederlagen und Träume der Massen aufgehoben und in einer ermutigenden Perspektive vermittelt werden, als genußvolle Bereicherung und taugliche Selbstvergewisserung im Kampf um ein befreites Leben.

Nachschrift:

Am 26. Februar sendete das WDR-Fernsehen das erste alemannische Volksstück. Es handelte vom Kampf der Wyhler und Kaiserstühler Bevölkerung gegen das geplante Kernkraftwerk Wyhl.

Nach einem Einsatz der Polizei gegen die Breisgauer sagte eine Frau in dieser Dokumentation etwa folgendes:

Die sin mit dere Frau ün dem Kind ümgeange, mer het nit könne züelüege. Es isch e Schand gsi. Den Schpruch „Die Polizei — dein Freund und Helfer“ könnese üs ihrem Wortschatz striiche. Do brüchese mir nüt meh verzehle. Do siehtmer für wen se doo sin. Gege üs gohtmer voor, für die Grooße — ün uns machtmer kaputt derbi. Mir hen nüt anders gmacht wie üs gwehrt. MIR WENN LEBE ÜN WERDE ÜS WEHRE.

¹² Einen verblüffend ähnlichen Vorspruch verwendete Benno Käsmayr in seinem Gedichtbändchen „Do varegg“ („Verreck!“), Gersthofen 1970, für den er wohl heute nur noch im Zusammenhang mit seiner schriftstellerischen Entwicklung in Anspruch genommen werden möchte: „Schorsch: wiara bloß oiwei auf den schmarrn kimmd, ha?“ („Wie der bloß immer auf den Blödsinn kommt, ha?“)

1. Das falsche Bewußtsein von der Landschaft

„Landschaft ist für das bürgerliche Bewußtsein eine Art Innerlichkeitersatz, im Grunde in den Aussagen aber nur noch floskelhaft.“ Günter Herburgers lapidare Behauptung pointierte in den sechziger Jahren den aktuellen Stand der Entwicklung eines gesellschaftlichen Verhältnisses zur außermenschlichen Natur, in dessen Geschichte mit der Expansion der Warenproduktion die Erfahrung von Landschaft zum ideologischen Reflex verkümmerte. So treffend also die provokatorische Charakteristik des herrschenden Landschaftsbewußtseins, so fragwürdig die daraus gezogene Konsequenz: „Für mich spielt Landschaft ... keine Rolle mehr.“ Hier äußerte sich eine damals für die politische Linke symptomatische Abneigung nicht nur gegen die verdächtig gewordene Idylle, sondern gegen das ideologisch belastete Thema „Landschaft“ überhaupt, dessen sinnliche Reize unlängst erst vom Nationalsozialismus folgenreich mißbraucht worden waren. Die „natürliche“ oder „richtige“ Landschaft fungierte darum in progressiver Literatur der letzten Jahre allenfalls noch als Sinnbild unsäglich banalität. Sie galt wie das „Gespräch über Bäume“ geradezu als Metapher für „unpolitische“ Äußerungen der Innerlichkeit.

Demgegenüber zeigt indes die Bilanz der Politisierung avantgardistischer Kunst und Literatur heute, daß im Verzicht auf künstlerische und intellektuelle Auseinandersetzung mit der Landschaft auch emanzipatorisches Potential sinnlicher Erfahrung außer acht gelassen wurde; das machte die Linke in einem ganz spezifischen und konkreten Sinne „heimatlos“. Darum wird neuerdings zwischen Nostalgie und Utopie wieder das Idyll als „revolutionärer Besitzstand“ reklamiert. Doch was immer Hermann Peter Piwitt darunter versteht — „revolutionärer Besitzstand“ kann nicht die anachronistische Idylle sein, sondern nur die gegenwärtige Landschaft, die allerdings als veränderbare und zu verändernde Realität erst noch in Erfahrung zu bringen wäre.

Bislang denkt man beim Wort „Landschaft“ im allgemeinen an Täler weit und Höhen, Felder, Wiesen und Wälder oder wilde, einsame Heide. An lauter Bilder aus „freier Natur“ also, von denen es kaum mehr Gegend gibt. Jedenfalls entsprechen sie bei den meisten Leuten keiner alltäglichen Wahrnehmung, und auch der Sonntagsausflug „ins Freie“ läßt sie mehr und mehr vermissen. Noch dienen zwar die schwindenden Reste traditioneller, nämlich weitgehend vorindustriell strukturierter Landschaft als Refugien, worin temporäre Erholung von repressiver Arbeitswelt stattfindet. Aber die Flucht in die „ungestörte Feier der Natur“ führt sich selber ad absurdum.

Was bleibt, ist die begründete Sehnsucht nach einer heilen Welt, die sich von jeher politisch und kommerziell mißbrauchen ließ. Immer wieder wurden Heimatnatur und Landschaft von Reaktion, Restauration und Konservatismus als ureigene Domäne beansprucht, seit sich das Bürgertum hierzulande zumindest ökonomisch etabliert hatte. Den traditionellen Tummelplatz ideologisch beschränkter Natur- und Heimatgefühle bildet dabei weniger die reale Außenwelt als vielmehr jene scheinbar zeitlose sonntägliche Idylle, die — für wahr gehalten oder ausgegeben — der rauhen Alltagswirklichkeit kompensatorisch ent-

gegengesetzt wird. Zum Mythos verdichtet, bemächtigt sich eine Fiktion von Natur, meist in der Gloriole des einfachen Lebens auf dem Lande erscheinend, wahrer Bedürfnisse und bringt sie zu einem falschen Bewußtsein, das zwar an einzelne Individuen gebunden, aber über die Formen und Agenturen der „Bewußtseinsindustrie“ im Laufe einer langen Geschichte gesellschaftlich produziert worden ist.

Wie das bürgerlicher Naturferne entstammende Reich des Sentiments noch in der kümmerlichsten Form eines Paradiesersatzes seine Untertanen unmerklich bestrickt, macht eine Episode aus Gottfried Kellers Erzählungen über die „Leute von Seldwyla“ deutlich. Ein Häuflein heruntergekommener, vom Leben benachteiligter und auf Genugtuung für erlittene Unbill sinnender Kleinbürger hat sich in einem Wirtshaus zusammengefunden, dessen ärmlichen, dunklen Saal eine geerbte Tapete aus besseren Verhältnissen zierte. Sie ist mit einer unwirklich schönen Schweizer Landschaft bemalt, wie es im 19. Jahrhundert in Mode kam, nachdem die Alpen zum Arkadien des arrivierten Bürgertums geworden waren. Da nun aber die Gaststube so viel niedriger ist als der hochherrschaftliche Raum, aus dem der Wandschmuck stammt, stoßen die gewaltigen Bergriesen in der Mitte der Zimmerdecke mit ihren schneeigen Häuptionen zusammen. Der reine Alpenfirn wird von Dunst und Lampenruß verdüstert, und die klaren Bergseen rings an den Wänden trüben sich hinter den fettigen Haaren der Stammgäste. Das alles beeinträchtigt indes die Faszination der faden-scheinigen Natur- und Heimatidylle nicht. „Plötzlich entdeckte ein bleicher Genosse, der vorzugsweise als der Idealist bezeichnet wurde, das gemalte nächtliche Tapetenvaterland und benutzte es sofort zu einem feurigen Trinkspruch auf das herrliche, teure, das schöne Vaterland, das den Verein wackerer Eidgenossen hier so recht als engere Heimat umschleüßte. Und da auch diese Armen im Geiste und an Glück das Vaterland liebten, so fand er einen lauten Widerhall, und es wurden alle bekannten Vaterlandslieder angestimmt.“

So dicht beieinander können in der fiktiven Sinnlichkeit des Heimatmythos Natur und Nation wohnen. Auch wenn sich hart im wirklichen Raum die Interessen stoßen, hier haben sie sich abgestumpft. Dafür sorgt „Natur“ als Trost der Unterdrückten und Rechtfertigungsgrund Machthabender.

2. Fortschreitende Perversion des Naturbegriffs

Die verhimmelten Formen bürgerlicher Zufluchtstätten haben ihre Wurzeln in den Widersprüchen der materiellen Lebenslage, Verklärung der Heimatnatur so gut wie Verlockungen entlegener Wunderländer, Entrücktheit in Nähe wie Ferne.

Der verschärfte Gegensatz von Stadt und Land, „Grundlage aller entwickelten und durch Warenaustausch vermittelten Teilung der Arbeit“ (Marx), führte seit der Ausprägung städtischer Mentalität und Lebensweise im bürgerlichen Spätmittelalter nach und nach zur Entfremdung von humanisierter Natur, der man auch als bäuerlicher Landschaft Urwüchsigkeit unterstellte. Die Spaltung des gesellschaftlichen Subjekts der Naturaneignung in Hand- und Kopfarbeiter bewirkte überdies die des landschaftlichen Objekts der Arbeit in Material und Ideal.

Während der Aufstiegsepoche des Bürgertums spielte Natur als Ideal und Inbegriff bürgerlicher Freiheitsvorstellungen in Philosophie, Ästhetik, Ethik und politischer Ideologie eine historisch progressive Rolle, gab sie doch nicht nur die Parole im Kampf gegen klerikale Bevormundung und feudale Macht, sondern bestimmte auch als kritische, obgleich abstrakte Leitidee neue gesellschaftliche Ziele und Normen im Gegensatz zum überholten ständischen Ordnungs- und Wertsystem. Die in den bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen vor allem des 18. Jahrhunderts wirksame Antriebskraft, Natur als radikales Postulat, enthielt aber auch über ihre antifeudale Zielsetzung hinaus noch vorwärtsweisende demokratische Elemente, die von marxistischer Philosophie aufgegriffen und praxisbezogen weiterentwickelt wurden, außerdem in künstlerischen Gegenentwürfen zur bestehenden Wirklichkeit Ausdruck fanden.

Im allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnis zur realen Landschaft zeichnete sich unterdessen schon frühzeitig, erst recht seit der Etablierung bürgerlicher Gesellschaft, zunehmende Abstraktion von konkreter Außenwelt und daraus resultierende Selbsttäuschung über deren tatsächliche Verfassung ab. Die kontemplative Haltung Wohlhabender, die Landschaft aus gewisser Entfernung genießerisch betrachten konnten, machte die Entwicklung einer abstrakt-ästhetischen Natur- und Landschaftsauffassung erst möglich, die einfachen Bauern, denen Naturgewalt am eigenen Leib widerfuhr, nicht in den Sinn kam. Der Verlust der Identifikation des Subjekts mit der realen Schöpfungsgeschichte der physisch-gegenständlichen Welt übertrug sich schließlich auch von der Seite des kulturellen Überbaus auf die Massen derer, die mangels eigener Muße denken und bilden lassen mußten. Das mittellose Landvolk ließ sich zwar von den metaphysischen Spitzfindigkeiten eines für ländliche Natürlichkeit schwärmenden „Agrikulturhumanismus“ nicht über seine elende Lage hinwegtäuschen. Aber der schöne Schein unvergänglicher Natur drang später auch in die Vorstellungswelt des städtischen Proletariats und Kleinbürgertums ein, soweit sie ihren Natur- und Landschaftsbegriff auf mancherlei Umwegen aus dem bürgerlichen Reich des vergoldeten Daseins bezogen. In dem Maße, in dem sich landschaftliche Realität vom elitär-ästhetischen Ideal entfernte, wurde Landschaft schon vor der Bourgeoisie selbst als illusionäres Arkadien verinnerlicht. Die überwältigte Mehrheit schloß sich dem abstrakten Naturgefühl der herrschenden Klasse voller Vaterlandsliebe im Geist getreulich an.

Mit dem deutschen Naturgefühl insbesondere verbindet sich der Mythos der Nation. Die „politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes“ in der „verspäteten Nation“ (Helmuth Plessner) reagierte hierzulande zunächst um so bereitwilliger auf die kompensatorischen Verlockungen entrückter Natur, je weniger Befriedigung die historischen Verhältnisse einer nach politischer Macht drängenden Klasse noch verschafften.

Den Romantikern hatte bei aller Täuschung durch das klassenbestimmte Trugbild von der Außenwelt immerhin noch eine Landschaft zur Verfügung gestanden, die die Sehnsucht nach einer dem schöpferischen Menschen gemäßen Natur und Welt zu erfüllen schien. Der Widerspruch zwischen dem ästhetischen Anspruch an das Bild der Landschaft und deren tatsächlichem Zustand verschärfte

sich jedoch im Lauf des 19. Jahrhunderts, in dem der Naturkult in seiner populären Breite mehr und mehr zum Anachronismus verwilderte. Ahnenblut und heimatliche Scholle wurden Objekte lokalpatriotischer Andachtsübungen und nationalistischer Weihestunden. 1858 forderte Wilhelm Heinrich Riehl, einer der Väter des Naturschutzgedankens, zu Volks- und Heimatforschung auf. In seiner „Naturgeschichte des Deutschen Volkes“ preist er die „Mächte des Beharrens“, die im Bauerntum ruhen, klagt über „Entartetes“ und „Zersetzendes“ vornehmlich in der Stadt. Von „natürlicher Gesellschaftsordnung“ und „natürlichen Ständeunterschieden“ ist mit kleinbürgerlich-reaktionärem Rückblick auf das Mittelalter auch bei ihm die Rede. Damit bleibt er beim Prinzip des Mythos: „Er verwandelt Geschichte in Natur“ (Roland Barthes).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wich die sentimentale und restaurative Einstellung zur Natur, Pendant zur positivistischen, unter dem Druck fortschreitender Industrialisierung und einer gesteigerten Naturausbeutung, die nicht zuletzt kraft dieser irrationalen Haltung ungehindert um sich greifen konnte, in sektiererische Formen aus. Zahlreiche Vereine und Bünde zum Schutz der Natur und zur Organisation gemeinsamer Naturerlebnisse wurden gegründet. Weit entfernt von politisch entschiedener Solidarisierung vereinten sich Naturschwärmer vor allem aus dem sogenannten Mittelstand in kollektivem Einschwingen in den Kosmos. Im neo-romantisch verblassenden Traum von allumfassender Natur verschliefen sie später die harte Realität der Vorbereitungen zum Krieg. Zwar blieben in der Jugendbewegung noch Elemente des Protestes gegen die miserable gesellschaftliche Umwelt wach. Jedoch unter den veränderten politischen, ökonomischen und sozialen Umständen imperialistischer Machtexpansion konnte die Romantik der frühen Zeit des liberalistischen bürgerlichen Aufstiegs, die auch in ihrem Naturbegriff noch progressive Momente barg, keine wirkliche Renaissance erleben. Ihren restaurativen Tendenzen war in völkischer Reaktion allenfalls ein dubioses Comeback beschieden. Auch die Jugendbewegung wußte ein Lied davon zu singen. Als es kaum mehr unberührte Natur gab, begann die bündisch rebellierende Jugend, sich in der unterhöhlten Wildnis eine Heimstatt zu suchen. Sie verließ ostentativ die muffige bürgerliche Stube, um an Lagerfeuern in „freier Natur“ die Ressentiments ihrer Vorfahren gegen die Zivilisation im allgemeinen und die Stadt im besonderen aufzuwärmen. „Es war eine alt-neue, eine revolutionär-rückschlägige Welt“ (Thomas Mann), in der die bürgerliche Freiheit des Individuums nicht selten zur Libertinage am Busen der Natur verkam, während sich bodenständige deutsche Seele zum Widersacher des Geistes aufschwang. Hier garte ein arischer Naturmythos, den Houston Stewart Chamberlain ins Heroische übertrieben hatte: „Dieses Sichwenden an die Natur, eine Großtat der germanischen Seele, ... bedeutet ... eine gewaltige, ja eine geradezu unermessliche Bereicherung des Menschlichen. ... Nunmehr trinkt der Mensch unmittelbar aus der Quelle aller Erfindung, aller Genialität. ... Nunmehr liegt er an den Brüsten der Mutter Natur.“

Der Nationalsozialismus sog aus dem chauvinistisch scharf gemachten Mythos demagogische Kraft für die Gewalttaten, die das „Volk ohne Raum“ unter pseudobiologischer Rechtfertigung in benachbarten Territorien verübte. Innenpolitisch sollte Natur als vorgeschützte Autorität jede Rebellion wider faschi-

stische Diktatur schon im Keim ersticken, ja nicht einmal die Möglichkeit von Veränderungen in Betracht ziehen lassen, nachdem sogenannte kosmisch-biologische „Revolution“ Beihilfe zur „Machtergreifung“ geleistet hatte. Deutsche Stämme, in deutscher Landschaft fest verwurzelt, galten als Träger und Bürgen scheinbar natürlicher Beständigkeit der aufgezwungenen Ordnung. Das „Gefühl für Naturverbundenheit“, wie es damals zu bedingungsloser Loyalität erforderlich war, saß „dem deutschen Menschen als heiliges Erbgut tief im Blute“ (J. Graf: *Biologie für Oberschule u. Gymnasium*). Nebulose Philosopheme und dubiose Volkstümelei hatten den Boden für die faschistische Perversion der Naturideologie bereitet. In der „Weltanschauung“ der Nationalsozialisten wurden Blut und Boden kurzgeschlossen.

Ins Statische verfälschte Natur kollaborierte mit pseudorevolutionär auftrumpfendem Konservativismus. Zeitgemäße Naturanschauung, wie sie Moeller van den Bruck artikuliert hatte, sprach der Wirklichkeit Hohn: „Die Natur ist konservativ, weil sie auf einer nicht zu erschütternden Konstanz der Erscheinungen beruht, die sich auch dann, wenn sie vorübergehend gestört wird, immer wieder herstellt.“ Ganz und gar perfide war der Analogieschluß auf die Politik: „Diese konservative Statik kehrt im politischen Leben wieder. Auch hier ist die Stetigkeit im Ablauf der Geschehnisse, das Überdauernde von Einrichtungen, Gewohnheiten, Sitten, das Unabänderliche im Charakter einer Rasse oder eines Volkes, aber auch das Typische eines bestimmten Menschen sehr viel mächtiger, als die wechselnden Parolen sein können, die von den Zeitläufen jeweilig ausgegeben werden — und die vergehen wie diese.“ Zynisch gingen die Nationalsozialisten bei der inneren Führung der Nation indessen selbst von ihren Parolen aus, nicht von objektiven Beständen. Mit dem Kapitalismus teilten sie, nach Brechts Bemerkung, das Interesse an der Verzerrung der Realität. Die Erfindung unerschütterlicher natürlicher Substanz, deren automatische Wiederherstellung der Sorge um die Herstellung enthob, festigte dumpfe Bodenständigkeit, die mit Natur- und Heimatverbundenheit verwechselt wurde, und tarnte Macht im Namen erklärter Ohnmacht gegenüber allgewaltiger Natur.

Während Natur im Recht des Stärkeren ganz andere Seiten aufzog, als ihr frühbürgerlicher Freiheitsdrang einst abgewonnen hatte, übertönte Landschaft „wie ein nationales Lied“ die totale Mobilmachung aller materiellen und menschlichen Reserven zur Verteidigung und Stabilisierung kapitalistischer Ökonomie bei stark verändertem politischen Kurs. Mit wissenschaftlicher, technologischer und künstlerischer Rückenstärkung machte sich der Faschismus als politischer Statthalter der Macht des Kapitals und ideologischer Verführer des Proletariats zielstrebig daran, „dem leidenden Volk den Segen der Erde zu erneuern“ (Gottfried Benn). „Deutung deutschen Wesens aus deutscher Landschaft“ wurde als propagandistischer Einsatz honoriert. Anfang der dreißiger Jahre noch auf scheinbar neutralem Grund deutscher Seele angesiedelte „Landschaftsgesinnung“ stellte sich später ausdrücklich in den Dienst einer „nationalsozialistischen Erziehung in und an der Landschaft“.

Mit neuer Kraft schritt zunächst auch die innere Kolonisation durch Verwandlung von Vaterland in Ackerland und Eigentumsparzelle voran, die „Rückführung der Nation aus den Großstädten aufs Land, die Erziehung zu einem

neuen Ackergefühl“ (Gottfried Benn). Die „Rustikalisierung des Siedlungswesens“ verkörperte eine zeitspezifische Variante, wie Macht, auf mystifizierte Natur sich gründend, ihren Raum ausbaut.

Aber die nationalsozialistischen Anstrengungen zur Entproletarisierung und Festigung des „Volkstums“ durch forcierte Bodenständigkeit hatten internationale Parallelen und eine Tradition unternehmerischer Siedlungspolitik, worin sich Naturideologie bereits im herrschenden Interesse bewährt hatte. Blieben auch Großstädte als Zentren der Verfügungsgewalt deren wechselnden Inhabern unentbehrlich, so galt es doch immer wieder, die Gefahr revolutionärer Umtriebe eines nicht integrierten Proletariats in den Ballungsräumen mit Hilfe antistädtischer Werbekampagnen zu bannen. „Neben den deutschen Bauern muß dem deutschen Arbeiter der Weg zum deutschen Boden frei gemacht werden“ (J. W. Ludowici), hieß darum auch die faschistische Devise.

Nachdem jedoch der ursprüngliche Plan, „nicht nur eine Klasse, sondern das ganze deutsche Volk in einer wahren Gemeinschaft auf den deutschen Boden zurückzuführen“ (J. W. Ludowici) und zu lauter „Ackerbürgern“ zu machen, an den wachsenden Rüstungsinvestitionen gescheitert war, schrumpfte der reale „völkische Lebensraum“ für die Mehrheit der Bevölkerung wieder auf — allenfalls begrünzte — Mietskasernen und provisorische Schrebergärten zusammen; der irrealer Raum griff in Programmen und Manifesten um sich, deren Beschwörung abstrakter Naturverbundenheit von den konkreten Verbindlichkeiten des Heimatbodens eher ablenkte.

Erst mit der wirtschaftlichen und städtebaulichen Expansion nach dem zweiten Weltkrieg folgte der „seelischen Rücksiedlung in die Landschaftsweite“ die materielle Zersiedelung des geliebten Heimatlandes. Gegen damit verbundene Zerstörung physischer Substanz war auch eine Naturschutzbewegung machtlos, deren Irrationalität in der Scheinrationalität des Reichsnaturschutzgesetzes von 1935 juristisch sanktioniert worden war. Das Gesetz sollte einer „straffen Durchführung aller Heimat- und Naturschutzobliegenheiten“ dienen, aber die „Bewegung“ blieb, von ein paar seelsorgerischen Ermahnungen über Schutz und Pflege der gesamten Landschaft abgesehen, im Detail stecken. Schutz der Natur im einzelnen hatte jedoch nicht viel Sinn angesichts der Rücksichtslosigkeit und Verheerungen großen Ausmaßes und der allgemeinen Unklarheit über Wirkungszusammenhänge im ganzen. Als Institution verkörpert Naturschutz — wie heute auch Umweltschutz — das gute Gewissen der Verantwortlichen. Aber praktisch sind fast alle, die an der Landschaft operieren, seine Kontrahenten, nicht seine Träger. Widersprüche zwischen Bekenntnis und Interesse spiegeln sich im heutigen Bild der Landschaft. Naturliebe gehört immer noch zum guten Charakter, Naturausbeutung zum Geschäft. An beidem waren Zweifel lange kaum erlaubt. Das vielzitierte deutsche Naturgefühl, politisch manipuliert, ideologisch neutralisiert und tabuisiert, war nie ein wirksamer Schutz gegen jene Freibeuter, die schon beim Wort Natur imaginäre Revolver entscherten, um bedrohte Interessen, koste es, was es wolle, zu verteidigen; zumal zwei Seelen oft in einer Brust sich finden: Nicht selten sind die Gewährsmänner lokaler Naturschutzvereine zugleich die Geschäftsträger der ortsansässigen Industrie.

In unverbindlicher Gemütsbewegung erschöpfte sich wohl der Geist jener Zeit, der einmal die deutsche Landschaft mit Inbrunst beschworen, tief in deutsche Seele versenkt, damit aus dem Bewußtsein gedrängt, der Wirklichkeit entrückt hat. Die Erbschaft dieser Zeit ist jedoch ein gesellschaftliches Verhältnis zu Natur und Landschaft, das bei aller Bürokratie im einzelnen und Innigkeit im ganzen mehr in Lied- und Gedankengut wurzelt, als in sinnlich erfahrener Umgebung. Es ist nach wie vor abstrakt, unwirklich, aber nicht unwirksam. Zunehmender Verinnerlichung von Natur entsprach fortschreitende Entäußerung landschaftlicher Substanz.

Als das Bild, das man sich von der Landschaft gemacht hatte, überholt wurde von dem, das sie bot im Zustand fortgeschrittener Verwertung, beschränkte man den Begriff Landschaft auf das, was den konventionellen Vorstellungen davon noch entsprach und sich gerade deshalb, weil es die „Stigmata der Marktgesellschaft“ nicht zu tragen schien, um so besser von der Fremdenverkehrsindustrie zur Kompensation verkaufen ließ. Oberbayern blieb vorläufig Landschaft, die Umgebung von Gelsenkirchen nicht. Aber der Tourismus zeitigt ähnliche Folgen wie die Verwüstung einer Gegend durch die Industrie. Verbaut, bewohnt und abgenutzt gilt dann Landschaft nicht als Landschaft mehr, sondern als „Umwelt“ und steht somit auf einem anderen Blatt. Indes werden hier zwei Erscheinungsformen ein und desselben Wesens „Landschaft“ nur verschieden interpretiert. Es käme aber darauf an, die Lage zu erkennen und praktisch zu verändern.

3. Landschaft als gesellschaftliches Produkt

Als Illusion und praxisfernes Ideal konnte Natur zum Credo werden, konnte sich Landschaft, ihrer konkreten Sinnlichkeit entkleidet, zum schönen Schein verflüchtigen oder im puren Traum verlieren. Als Realität aber ist Landschaft nicht das Asyl des verweilenden Sonntags, sondern das Produkt des Werktags, geschichtliches Resultat der materiellen Produktion. Während das wetterfeste Hirngespinnst pseudonaturlicher Idylle Erkenntnis der Wirklichkeit blockiert, wird mit der praktischen Aneignung äußerer Natur in der Produktion einzelner Gebrauchsgegenstände von der Zahnpasta bis zum Kernkraftwerk beiläufig und quasi blindlings das umfassende Produkt „Landschaft“ hergestellt. Entspringt Landschaft auch nicht wie andere Produkte einer zielstrebig aufs Gesamtergebnis gerichteten Aktion, so vereint sie doch wie jedes Produkt, auch das noch so hochtechnisierte, zwei Komponenten, eine natürliche und eine gesellschaftliche, die sich allerdings nur theoretisch, nicht tatsächlich, wieder voneinander trennen lassen. Landschaft nimmt Gestalt an während des menschlichen Stoffwechsels mit Natur innerhalb bestimmter Gesellschaftsordnungen und der ihnen zugrundeliegenden Produktionsweisen, die in ihren technisch-industriellen Formen, agrikulturtechnische eingeschlossen, in der Landschaft sichtbar werden. Das materielle Substrat der Landschaft, der Gegenstand (Boden, Wasser, Vegetation) wird verarbeitet; die Arbeit wird im landschaftlichen Resultat vergegenständlicht. Das gilt sowohl für agrarische Ausbildungsformen der Landschaft, deren natürliche Elemente in Feld, Wald und Wiese historisch modifiziert sind, als auch für die industrialisierte oder urbane Kulturlandschaft, die Stadt, in der

sich mit dem Vorherrschen des sozio-kulturellen und ökonomischen Bereichs lediglich die Gewichte der beteiligten Faktoren gegenüber sogenannter „freier Landschaft“ verlagert haben; die Zusammensetzung ist im Prinzip die gleiche. Denn in unserem Umkreis gibt es keine Landschaft mehr, die noch reine Natur wäre, unvermittelt, frei von Menschenwerk. Das heißt, daß schließlich alles, woran heute noch getrennt operiert wird — ob Äcker, Wiesen und Wälder oder Siedlungen, Straßen und Fabriken — vereint Landschaft ausmacht; sie umfaßt Städte und verstädterte Zonen ebenso wie die unüberbauten Zwischenräume.

Es sind indes nicht nur die greifbaren Bau- und Nutzungsformen, die Landschaft prägen und verändern, sondern in ihnen und durch sie wirken zugleich der gesellschaftliche Wertkonsens und davon abhängige Organisationsformen der technisch-ökonomischen Aneignungsweisen. Politische, rechtliche, ideologische und religiöse Normen und Strukturen haben aufgrund komplizierter Wechselwirkungen jeweils zu ihrer Zeit Form und Inhalt der Landschaft beeinflusst.

In der Bedeutung gesellschaftlicher Praxis einschließlich aller ihrer politischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen ist also der Schlüssel zur jeweiligen Verfassung der Außenwelt zu suchen. Heute und hierzulande vollzieht sich die Herstellung von Landschaft hauptsächlich durch die Industrie, die das praktische Bindeglied zwischen Natur und Gesellschaft bildet. Will man die konkrete Sinnlichkeit der Landschaft begreifen, so muß man sie einerseits als objektiven Gegenstand, als letztlich filtrierte Arbeit untersuchen — andererseits als subjektiv gesellschaftliche Aktivität, als tätige Sinnlichkeit und sinnliche Tätigkeit.

Die historische Dimension der Landschaft dabei als erledigt abtun hieße, auf die Ergründung von Bewegungsgesetzen verzichten, die seit der Durchsetzung kapitalistischer Produktionsweise im Prinzip noch wirksam sind. Heute zeigt sich deutlicher noch als vor hundert Jahren, daß Kultur, wenn naturwüchsig voranschreitend und nicht bewußt beherrscht, „Wüsten hinter sich zurückläßt“.

Die Gesamtheit der gesellschaftlichen Einrichtungen, Bau- und Nutzungsformen, mit deren Anlage sich die Umwandlung der Landschaft vollzieht, folgt der anarchischen Gesetzmäßigkeit gegenwärtiger Naturaneignung und -beherrschung, die allenfalls von der Kalkulation interner Betriebskosten in der Konkurrenz isolierter Unternehmen reguliert wird. Die Standortwahl der Industrie wird in erster Linie nach quantitativen Rentabilitätskriterien getroffen, die Natur des Bauplatzes mißachtet. Denn die Wertbildung kapitalistischer Wirtschaftsweise verhält sich heute gegenüber der natürlichen Beschaffenheit ihrer Betriebsstandorte im allgemeinen indifferent. Auch mit dem Diktat des öffentlichen Finanzhaushalts setzt sich die Eigendynamik des Kapitals gegen optimale Entfaltung natürlicher und gesellschaftlicher Produktivkräfte durch. Im Geld hat sich ja überhaupt der Wert der Dinge von ihrer sachlichen Qualität getrennt.

Während wirtschaftliches Wachstum am addierten Tauschwert aller produzierten Güter gemessen wird unter Vernachlässigung stillschweigend sozialisierter Kosten seiner Herstellungsweise — wie social costs, umsatzsteigernde Verschwendung von Rohstoffen, Umweltzerstörung und individuelle Gesundheitsschäden — nimmt der Gebrauchswert des Gesamtprodukts Landschaft hinterrücks ab. Das Bruttosozialprodukt zeigt nur die eine Seite der Medaille, deren Kehrseite die abgewirtschaftete Umwelt ist.

Innergesellschaftliche Widersprüche und Zersplitterung der Naturaneignung in viele konkurrierende Produktionseinheiten, parallellaufende oder einander kreuzende Arbeitsvorgänge und oft kollidierende Zuständigkeitsbereiche widersetzen sich bewußter Organisation der gesamten Außenwelt als befriedigender Umwelt.

Im heutigen Bild der Landschaft enthüllt die Technologie das aktive Verhalten der Menschen zur Natur, den Produktionsprozeß, als Raubzug im Interesse monetärer Gewinne.

Wie sich aus der Landbevölkerung die industrielle „Reservearmee“ rekrutiert, so rechnet wirtschaftliche Expansion mit landschaftlicher Reservefläche für die Produktionsschlacht. Solchem Kalkül nehmen auch die schönsten Gegenden nur Platz weg, solange sich nicht Kapital aus ihnen schlagen läßt. Dennoch geht die kapitalistische Produktionsweise bei aller Knauserei durchaus verschwenderisch mit ihrem Boden um und gibt auf der einen Seite für die Gesellschaft preis, was sie auf der anderen für das einzelne Unternehmen gewinnt. Wo Kapital in der Landschaft — agrarischer wie urbaner — niederkommt, um seinen Mehrwert ungeniert zu hecken, da werden alle sinnlichen Bedürfnisse verdrängt oder deformiert: Luft ist kaum mehr zum Atmen, Wasser nicht zum Trinken, der Fluß nicht mehr zum Baden, die Stadt nicht mehr zum Wohnen zu gebrauchen. So nötigt die gegenwärtige Wirtschaftsweise ihre territorialen Bedingungen einer schweigenden Mehrheit auf. Die Zwangsvollstreckung der Lokalisation von Wohn- und Arbeitsstätten findet in der endlosen Baracke suburbaner Siedlungen statt und zeigt sich in der industriellen Kolonisierung bislang zivilisatorisch unterentwickelter Gebiete. Eine neue Zeit fällt mit ihrem technischen Apparat in den Raum der angeblich guten alten Zeit und vertreibt endgültig den längst faul gewordenen Zauber ländlicher Idylle.

Aber Versöhnung von Stadt und Land, Harmonie von Industrie und Landwirtschaft, wie sie das Ziel so vieler arkadischer und utopischer Träume von einer besseren Umwelt war, ist nicht von einer Technik zu erwarten, die mit dem eingebauten Wirtschaftswachstum auch dessen räumliche Auswirkungen impliziert.

Solange globale Warenproduktion die sogenannte Wegwerfgesellschaft zur Freiheit der Wahl zwischen unzähligen konkurrierenden Fabrikaten von verwirrender Ähnlichkeit zwingt, beschleunigt sie im verschwenderischen Überfluß zusehends den landschaftlichen Verfall. Und während Umweltplanung offiziell zur Defensive des Umweltschutzes resigniert, nimmt der Endverbraucher mit dem Super-Markt Landschaft als Abfallprodukt noch ergeben in Kauf. Doch trotz aller Beruhigungspropaganda läßt sich heute ein chemisch grauer Tag so leicht nicht mehr vergolden.

Daß die „Industrienationen“ an Grenzen stoßen, wird darum auch kaum noch ernsthaft bestritten. Allerdings bleibt die eigentliche Barriere meist hinter allerlei kunstvollem Rankenwerk versteckt. Die „wahre Schranke der kapitalistischen Produktionsweise“ ist nämlich „das Kapital selbst, ist dies: daß das Kapital und seine Selbstverwertung als Ausgangspunkt und Endpunkt, als Motiv und Zweck der Produktion erscheint; daß die Produktion nur Produktion für das Kapital ist und nicht umgekehrt die Produktionsmittel bloße Mittel für eine

stets sich erweiternde Gestaltung des Lebensprozesses für die Gesellschaft der Produzenten sind ...“ (Marx).

Diese Hürde ist nur durch einen Sprung von der quantifizierenden Logik der Akkumulation abstrakter Tauschwerte hin zu einer qualitativen Entwicklung von Gebrauchswerten zu überwinden.

4. Landschaft, emanzipatorisch

An Verwertungsinteressen und universeller Käuflichkeit einerseits und falscher Identifikation mit verkannter Natur andererseits scheitern noch alle Bestrebungen, Landschaft und Gesellschaft von den in ihnen latent enthaltenen Potenzen zu entbinden. Sinnlichkeit ist gegenwärtig weder subjektiv als menschliche noch objektiv als landschaftliche schon unmittelbar „dem menschlichen Wesen adäquat“ vorhanden.

Zur bewußten Produktion auch von Landschaft, die den scheinbar natürlichen Wildwuchs ablösen müßte, gehören drei Hauptfaktoren: Zunächst Naturstoff als materielle Voraussetzung, dann Erkenntnis der Voraussetzungen und der darin enthaltenen Möglichkeiten und schließlich die menschliche Arbeit zur brauchbaren Umformung, wobei die gesellschaftliche Organisation der Arbeit den Ausschlag gibt für die sinnliche Qualität des Produkts. Vor allem gehört darum die politische Zielprojektion künftiger Lebenseinrichtung dazu. Generelles Ziel wäre, daß die landschaftlichen Ressourcen, statt als Subsidien der ökonomischen Macht von wenigen mißbraucht zu werden, als Quellen gesellschaftlichen Reichtums üppiger fließen, wäre die planmäßige Umwandlung der Landschaft im Sinne des größten gesamtgesellschaftlichen Nutzens anstelle eines Maximums privater Gewinne. Planung der neuen Kulturlandschaft entsprechend den naturbürtigen Gegebenheiten und Möglichkeiten verlangt jedoch umfassendere Information, als sie in einseitiger Bearbeitung des Materials bisher geläufig war.

Die notwendigen „anatomischen“ Kenntnisse vom „unorganischen Leib“ der Menschen zu gewinnen und zu vermitteln, ist Aufgabe landschaftsökologischer Forschung. Schwankt eingebürgertes Naturgefühl zwischen Anbetung und Ausbeutung von Natur und Landschaft, so versucht Landschaftsökologie rational zu klären, was mit dem Schlagwort „Umwelt“ nur vage umschrieben wird. Bedeutet Entfremdung nicht nur Verlust der Kontrolle über die Produkte der eigenen Tätigkeit, sondern auch Einbuße an Substanz, so arbeitet kritische Ökologie daran, sie aufzuheben, indem sie Landschaft als variables Kräftefeld transparent zu machen sucht, so daß Konflikte zwischen partikularen Interessen und gesamtgesellschaftlichen Zielen und Erfordernissen zur Befriedigung individueller und gemeinsamer Bedürfnisse deutlich ablesbar und Fehler in der Landnutzung weitgehend vermeidbar würden. Zur sinnvollen Verteilung der Produktion auf geeignete Produktionsräume im großen und ganzen und zur richtigen Lokalisation und Zuordnung aller notwendigen baulichen und technischen Einrichtungen im einzelnen als den wichtigsten Funktionen räumlicher Organisation, mit der die Landschaft Form annimmt, kann Landschaftsökologie markunabhängige Kriterien für alle Nutzungsarten bieten.

Sie entdeckt die charakteristische Struktur, die der konkreten, nämlich „zusammengewachsenen“ Mannigfaltigkeit landschaftlicher Physiognomie zugrunde liegt, als Ausdruck in ihr und durch sie wirksamer Funktionen. In der ökologischen Rekonstruktion des vielfach von menschlichen Bau- und Nutzungsformen überlagerten und verformten ehemaligen naturräumlichen Gefüges findet der fällige Umbau der Kulturlandschaft sein Gerüst. Orientierung an der rekonstruierten Naturbasis eines bestimmten Landstrichs bei der landschaftlichen Transformation mittels einer zu entwickelnden „Allianztechnik“, Entfaltung des spezifischen physisch-räumlichen Potentials der „engeren Heimat“, nicht folkloristisches Anbieten an überholte bäuerliche Formen und Normen — das könnte aktueller und zukunftssträchtiger „Regionalismus“ sein.

Aufgrund ökologischer Landschaftsanalyse ließen sich nach Maßgabe eines allgemeinen politischen und sozialen Programms Empfehlungen für die Entwicklung der Landschaft und den Gebrauch landschaftlicher Räume geben, je nach ihrer besonderen Tauglichkeit zur Befriedigung bestimmter Bedürfnisse. Der neue „Grundriß einer besseren Welt“ läßt sich jedoch selbstverständlich nur in kollektiver gesellschaftlicher Praxis entwerfen und realisieren. Entsprechend dem Anteil der Arbeit an Zustand und Werdegang von Landschaft ist planmäßiges Verketteten der Produktionsprozesse unerläßliche Grundbedingung eines erfolgreichen „Produktionsversuchs menschlicher Heimat“. Als formal organisierendes Prinzip der gesamten Produktion von Landschaft — urbaner und agrarischer — hätte auch eine neue Landschaftsästhetik eine notwendige Funktion zu erfüllen. Sie müßte zunächst vor allem die verschüttete und deformierte sinnlich-ästhetische Wahrnehmung aktualisieren.

Im bürgerlich-idyllischen Verständnis von Natur verschmolz das Bild vorindustrieller Landschaft mit der Vorstellung vom Naturschönen schlechthin, gerann schließlich zur Fiktion. Noch ist die Macht der abstrakten Sinnlichkeit traditioneller Landschaftsbilder im allgemeinen Bewußtsein so stark, daß jede Abweichung von der gewohnten Ansicht der Natur nicht mehr als Landschaft gilt. Doch der starre Begriff von Landschaftsästhetik kommt mit der grassierenden Zerstörung notgedrungen in Fluß. Unter dem Druck der Verhältnisse droht er am Ende extrem umzuschlagen. Schon versucht künstlerische Moderne, sich in das scheinbar Unvermeidliche landschaftlicher Deformation zu schicken. Mit kühl registrierendem Blick wird das Warenverhältnis zur Landschaft auch ästhetisch sanktioniert. Aber weder die arglose Sachlichkeit, dem Trend zur Ästhetisierung der Gewalt folgend, noch gar die Vorspiegelung ebenso schöner wie trügerischer Prospekte, worin die Wahrzeichen von einst in die Warenzeichen der geschäftigen Welt von heute umgemünzt werden, durchbricht die eingeführten Schemata der Rezeption von Bildern.

Statt die Erwartungen des Landschaftsschönen an den Relikten überholter oder an den Delikten verfehlter Produktionsweisen festzumachen, hätte eine neue Ästhetik als aktive, nicht mehr rein kontemplative, sinnliche Erkenntnisweise die Materie des Aktionsobjekts unter der Bildoberfläche in Erfahrung zu bringen. Als integraler Bestandteil des Produktionsprozesses müßte sie das technische Gesamtinstrument der Umweltveränderung leiten.

Ästhetik, als gesellschaftlich zu entwickelnde Produktivkraft bei der Kultivie-

rung von Landschaft unentbehrlich, kann eine Art „Eichmaß für freie Gesellschaft“ (H. Marcuse) bieten.

Die Freiheit selbst realisiert sich vor allem dadurch, daß die Gesellschaft ihren Stoffwechsel mit der Natur sinnvoll regelt und unter ihre Kontrolle bringt. Ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den „ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehen“ hieße auch, sinnlicher Lust und produktiver Phantasie im Zentrum des Alltagslebens Spielraum zu geben. Das Profitinteresse an Landschaft erlaubt indes heute allenfalls beiläufige Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse, sofern sie sich als solche überhaupt geltend machen. Sind sie doch mit fortschreitender Entsinnlichung des unmittelbaren Betätigungsfeldes im Arbeitsprozeß bei den Produzenten selbst vielfach verschüttet. Mangel an kreativem Einfluß auf das eigene Produkt im Betrieb läßt auch die sinnliche Erfahrung der Außenwelt verkümmern. Imagination räumte der Illusion das Feld.

Das Illusionäre des herrschenden Landschaftsbewußtseins ist unter anderem auch das Ergebnis der Trennung von Produktions- und Lebensbereich, der die Spaltung wahrnehmbarer Landschaft in technisch zu bearbeitendes Material einerseits und während der Freizeit zu genießendes Bild andererseits entspricht. Der Erfahrungszusammenhang zwischen den Bereichen der Produktion und der Konsumtion von Landschaft ist blockiert. Räumlich wie zeitlich parzellerte Wahrnehmung läßt das Ganze realer Landschaft, wozu mißratene Alltagsumwelt genau so gehört wie die ländliche Natur, nicht erkennen. Das verinnerlichte Landschaftsbild bleibt vom Schmutz der Geschäfte unbefleckt. Reklame hat den kürzlich von ihr selbst wiederentdeckten Weg zurück zur Natur längst verstellen helfen. Second-hand-Natur, rein wie der Werbespot sie vorgaukelt, hält als Komplize einer zu verschwenderischen Produktion den wehrlosen Verbraucher an der Hand „wie ein Kind am Gängelband“. Befreiung aller Sinne von den Verführungen des Show-Geschäfts mit der Natur ist darum Voraussetzung einer ästhetischen Aktion mit dem politischen Ziel einer schöneren neuen Welt, in der wir mit den Dingen der scheinbar einfachsten sinnlichen Gewißheit tatsächlich wieder etwas zu tun haben. Es geht um die intellektuelle, emotionale und praktische Wiederaneignung der mehr oder weniger schon aufgegebenen Alltagsumwelt und die Rettung der hinter Illusionen sich auflösenden Reste einer Sonntagswelt zur emanzipatorischen statt kompensatorischen Befriedigung von Bedürfnissen.

Doch Wahrnehmungen wie Produktion von Landschaft verharren in den Formen der Entfremdung, solange der existierende Zusammenhang von Macht über Natur mit Gewalt über Menschen nicht durchbrochen ist. Oder mit Marx' Worten: „Das menschliche Wesen der Natur ist erst da für den gesellschaftlichen Menschen; denn erst hier ist sie für ihn da als Band mit dem Menschen, als Dasein seiner für den anderen und des anderen für ihn, ... erst hier ist sie da als Grundlage seines eigenen menschlichen Daseins.“

Kaspar Maase / Oskar Neumann 1525—1975

Zur Rezeption des Bauernkriegs in der Bundesrepublik

Der Große Deutsche Bauernkrieg kann für uns schon darum nicht bloß Vergangenheit sein, weil bis heute massive Fossilien aus der Zeit der vor 450 Jahren versteinerten Feudalverhältnisse in der bundesdeutschen Landschaft herumliegen. Mehr noch: die Petrefakte sind arg lebendig, sie spielen mit ihrem Besitz und ihrer Macht eine hochaktive Rolle im Klassenkampf von oben. Mit 10 000 Hektar Land und Wald, Papierfabriken und regionalem Zeitungsmonopol präsentiert sich der Nachfahre des Truchseß und „Kaiser vom Allgäu“, Fürst Georg von Waldburg zu Zeil und Trauchberg. 34 000 Hektar an bundesdeutschem Landbesitz, dazu noch weit mehr in Südamerika, außerdem Brauereien und weiteres Bank- und Industriekapital besitzt das Fürstenhaus Thurn und Taxis. Wiederum 10 000 Hektar sind in der Hand derer von und zu Guttenberg, ein Name, dessen man sich aus zahlreichen Auftritten in Sachen Bonner „Alleinvertretung“ und „Befreiung der Zone“ erinnert. 12 000 Hektar, dazu natürlich wiederum eine Bank und auch Industriebesitz gehören den Fürsten Fugger; warum also sollte nicht ein Fugger als Mitbegründer, Schatzmeister und Bundestagsabgeordneter der CSU fungieren und im Münchner Palais des Adoptivsohns, Graf Arco, der Wirtschaftsrat der CSU residieren? Daten und Fakten ähnlicher Art und Größenordnung wären zu nennen für die Wittelsbacher, die Löwenstein-Wertheim, von Törring, von Maffei, von Feury, zum Hohn auf die Interessen der Bauern bayerischer Bauernverbandspräsident von CSU-Gnaden. Hinzu kämen zum Teil noch gewichtigere Grundbuch- und Depotauszüge der vom Bündnis zwischen Feudalismus und Imperialismus neureich Geadelten, voran des mit seinem städtischen und stadtnahen Großgrundbesitz, seiner Bank und seinen Aktienpaketen derzeit wohl reichsten Mannes der Bundesrepublik, von Finck. Die bayerische Bodenständigkeit dieser Finanzmagnaten ist inzwischen weit hinausgewachsen über die weiß-blauen Grenzpfähle, bis hin zu den Monopolunternehmen der Stahlwerke Südwestfalen, der Edelstahlwerke Witten, der Hochtief AG, der Allianzversicherung, von den internationalen Verflechtungen hier schon nicht zu reden.

Wir dürfen also durchaus Zusammenhänge von aktuellem und historischem Interesse voraussetzen, wenn die Bayerische Akademie der Schönen Künste für ihren Kongreß „Tendenzwende?“ Golo Mann zum Thema Geschichte und Geschichtsforschung engagierte. Er sprach nicht speziell vom Bauernkrieg, aber ihn beschäftigten die Gegenstände, um die es im Bauernkrieg, in der Reformation, in der Renaissance, in den Bewegungen und Kämpfen der frühbürgerlichen Revolution gegangen ist: *mehr Freiheit von Zwang, mehr Selbstbestimmung, Zu-Sich-Kommen der Menschheit*. Von daher Geschichte positiv als emanzipatorischen Prozeß zu verstehen und so den roten Faden in der Geschichte zu finden — damit soll Schluß sein. Für Golo Mann ist Emanzipation

am Ende negativ besetzt: als Ursache von Bevölkerungsexplosion und Überindustrialisierung, ökologischer Krise und nuklearem Wettrüsten. Gegen solche und andere Übel unserer Zeit soll nun „viel Zwang“ helfen, ausgeübt hoffentlich (!) von dazu demokratisch legitimierten Mächten. Für solche Macht- und Zwangsausübung werden sie denn auch der vollen Unterstützung einer *freien* historischen Forschung und Lehre versichert, wobei Golo Mann „frei“ so versteht, daß eine Alternative marxistische/nichtmarxistische Wissenschaft gar nicht gekannt werden darf. Denn: „Es gibt nur eine Wahrheit . . . und nur eine Wissenschaft.“ Und den Rest besorgen — stimuliert durch Strauß-Tiraden von der „roten Gefahr“ und durch Schelsky-Phantasien über die „sektorale Revolution“ an unseren Universitäten — Radikalenerlasse, Berufsverbotsgesetze und -praktiken, inzwischen weit hinaus über den Bereich des öffentlichen Dienstes.

Warum gerade jetzt dieser Rechtsruck? Beim Übergang in die siebziger Jahre, als die Blühträume sozial- und liberaldemokratischer Reformpolitik noch realisierbar schienen, hatte es doch ganz anders geklungen. Da hatte Gustav Heinemann bei der Schaffermahlzeit im Bremer Rathaus am 13. Februar 1970 gesagt: „Glücklicherweise hat es auch in Deutschland lange vor 1848 nicht wenige freiheitlich und sozial gesinnte Männer und Frauen gegeben, auch ganze Gruppen und Stände, die sich mit der Bevormundung der Herrschenden nicht abfinden wollten.“ Traditionen sollten darum nicht mehr das Privileg konservativer Kräfte sein: „Nichts kann uns hindern, in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt und gekämpft haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann.“ Hier klingt deutlich an, was wirklich gemeint war. Unter dem Druck des veränderten internationalen Kräfteverhältnisses und in Sorge vor sich verschärfenden sozialen Widersprüchen und Auseinandersetzungen sollte der Imperialismus der BRD einige Anpassungsmaßnahmen durchführen, damit er ökonomisch und politisch gestärkt und sozial befriedet werde. Eben dazu gehörte auch die modifizierte imperialistische Systemstrategie, nicht mehr so plump wie vordem alles Emanzipatorische und Revolutionäre zu verteufeln, sondern solche Traditionen ins Konzept von einer „einheitlichen“ — natürlich bürgerlichen — Nation zu integrieren, sie auch speziell für Gemeinsamkeit und Fortbestand der „Kulturnation“ zu reklamieren — dem Systeminteresse entsprechend umgebogen zu noch allzu ungestümen und darum gescheiterten Vorläufern eines Reformwillens, dessen heutiger erfolgreicher Ausdruck das Godesberger Programm der SPD, schließlich das Regierungsprogramm der Brandt-Scheel-Regierung sein sollte.

Die Sache war offensiv gedacht, aber sie war vom Ausgangspunkt her bereits Reaktion. Die unmittelbare Herausforderung dazu stellte nämlich die kontinuierliche und wirksame Aufarbeitung und Popularisierung der fortschrittlichen Linien der deutschen Vergangenheit auf der Grundlage eines historisch-materialistischen Geschichtsbewußtseins in der DDR dar. So wußte zum Beispiel die *Frankfurter Allgemeine* vom 27. 9. 1973, in der DDR sei „die kulturelle Substanz der deutschen Geschichte . . . sichtbarer geblieben als bei uns, und sie wird bewahrt in einer Art nationaler Identifikation“.

Im gleichen Jahr begann das Fernsehen (ARD) seine Reihe „Spuren“, die sich die Darstellung von Freiheitsbewegungen der deutschen Vergangenheit zum Ziel setzte. Sie wurde eröffnet mit einer Dokumentation zum Deutschen Bauernkrieg: *Die Gewalt soll gegeben werden dem gemeinen Mann*. Mit starker Sympathie wird die Lage der Bauern geschildert, und mit dem Ergebnis: „Die Zeit ist reif für die Revolution.“ Unter Bezug auf progressive historische Quellen, dabei auch Friedrich Engels, werden die Volksbewegung, ihre Führer und ihre Forderungen dargestellt. Man erfährt, Thomas Münzer habe „den Traum vom aufrechten Gang, vom Reich Gottes auf Erden, zu früh geträumt“. Man erlebt, wie tief die größten Künstler und ihre Werke mit dem revolutionären Geist der Zeit verbunden waren, Tilman Riemenschneider, Bernhard Strigel aus Memmingen, Jörg Ratgeb, der die Fahne des Bundschuh malte, Grünwald. Als weit-sichtiger Vertreter der progressiven bürgerlichen Interessen erscheint Wendel Hipler.

Gerade an dieser Stelle aber wird deutlich, was sich in den letzten Jahren in der Bundesrepublik verändert hat. Mochte es damals für die weitgespannte Systemstrategie ausreichend und nützlich erscheinen, Hiplers Reichsreform, ihrer klassenmäßigen historischen Konkretheit entkleidet und bei einem Sendebeginn um 22 Uhr 50, als Versuch vorzustellen, „die Kräfte der Bauernrevolution zusammenzufassen zum Aufbau einer demokratischen Gesellschaft“, so liegen jetzt, in der neuen Phase der vertieften allgemeinen Krise, die Probleme sehr viel komplizierter. Je weniger nämlich bleibt von den Versprechen des Reformprogramms, desto schwieriger läßt sich Systeminteresse harmonisieren mit Ideen und Vorbildern auch für bloß reformerisch-fortschrittliche Veränderungen. Wie verteilen sich denn zwischen Systemdienlichkeit und Systemrisiko die Denkanstöße, wenn zum Beispiel an die gute alte Forderung Wendel Hiplers nach „Rechtssicherheit“ erinnert wird — heute, da Millionen Sparer durch die Inflation, durch Spekulationsbankrotte und sonstige Wirtschaftsverbrechen der Großen straflos um alles Recht und alle Sicherheit gebracht werden? Und wie aktuell und wie brisant könnte es gar in der Zeit des Reallohn-Abbaus, der Massenarbeitslosigkeit und der Kurzarbeit wirken, käme über die Bildschirme Michel Gaismairs *Tiroler Landesordnung* vom Frühjahr 1526:

Erstlichen sollen alle Schmörlzhütten, Teilbergwerk, Erz, Silber, Kupfer und was dazu gehört und im Land betreten werden mag, so dem Adel und ausländischen Kaufleuten und Gesellschaften, als Fuckerisch, Höchstetterisch, Paumgarterisch, Pumblich und dergleichen zugehört, zu gmein Landshanden einziehen; dann sie solches billich verwurkt haben, dann sie haben solich ihr Gerechtigkeit mit unrechtem Wucher erlangt, Geld, zu Vergießen menschlichs Bluts; desgleichen gemeinen Mann und Arbeiter mit Betrug und böser War in hohem Geld, zwier mehr weaders beschwert gewesen, seins Lidlohn bezahlt; auch das Gewurz und andre War durch ihren Furkauf verteuert und Ursach ringer Münz gewesen, und alle Münzherren, die Silber von ihn kaufen, nach ihrn solch erdacht Taten bezahlen müssen, oder die Münz entgegen der Armen genommen, sein Lidlohn auch den Armen abgebrochen, wo sie mit Schmelzherren in ihrem Erzkauf nicht erstatt. Aber alle Kaufmannswar, aus dem sies alle in ihre Hend bracht, in einem höheren Kauf gesteigert und also die ganze Welt (mit) ihrem unchristen-

lichen Wucher beschwert und sich dardurch ihr furstliche Vermögen gericht, das dann billich gestraft und abgestölt werden sollt.

Demnach soll vom Land ein obrister Faktor über alle Bergwerksachen (gesetzt werden), der alle Ding handl und jährlichen verreit. Und soll niemand zu schmelzen gestatt werden, sonder das Land soll durch ihren gesetzten Faktor alle Erz schmelzen lassen, die Erzkeuf der Billichkeit nach bestimmt und dagegen dem Arbeiter alle Raitung mit barem Geld und mit keinem Pfennnwert hinfüran Bezahlung tuen, damit füran die Landleut und Bergleut in gutem Frieden beieinander bleiben mügen.

Je mehr mit den Erfahrungen der Krise und der Preisgabe des sozialliberalen Reformkonzepts die Frage nach einer tatsächlichen Alternative auf die Tagesordnung kommt, desto härter sieht sich herrschendes Besitz- und Machtinteresse auf Modelle staatsmonopolistischer Formierung von oben, bis hin zu massiven law-and-order-Vorstellungen zurückverwiesen. Und das nicht etwa gegen die politischen und ideologischen Führungsgruppen von SPD und FDP, sondern weitgehend in zwar kontroverser, aber dabei durchaus arbeitsteiligem Vorgehen zwischen ihnen und dem rechten Vorreiter, der CSU/CDU-Spitze. In dieser Ideologie von Staatsautorität, Leistungszwang und machtgeschützter Innerlichkeit ist schon kein Platz mehr für frühbürgerliche oder andere irgendwie systemkritische Ansätze, das Verlangen der Renaissance nach einer Welt des Nutzens und der Lust durchaus eingeschlossen. Das bestätigt auch das Vorgehen des WDR in Sachen Dieter Forte, dessen „Martin Luther und Thomas Müntzer“ trotz bereits gegebener Produktionsaufträge aus dem Fernsehprogramm gestrichen wurde. Man wagt schon nicht mehr, so ein „Pandämonium der Käuflichkeit“ vorzustellen; man riskiert schon nicht mehr die Diskussion über die historische und literarische Qualität des Stücks; der Feststellung von Uwe Friesel in der *UZ* vom 11. 1. 1975 bleibt nicht hinzuzufügen: *Für Forte war Münzer ein ehrenwerter Mann, und deswegen darf das Stück jetzt nicht mehr auf unsere Mattscheibe.*

Wie wenig es sich da um einen Ausnahmefall handelt, zeigt ein Blick in die Verlagskataloge. Im Frühjahrsangebot der Europäischen Bildungsgemeinschaft, des Millionen-Leserings von Bertelsmann, fände sich zum Thema Bauernkrieg nichts, müßte man nicht annehmen, die achtbändige Goethe-Ausgabe enthielte wohl auch den *Götz*. Wirklich gar nichts an einschlägiger Literatur ist in dem Werbemagazin „buch aktuell“ zu entdecken, das auf 92 Seiten immerhin die wesentlichen Verlagsneuheiten von über zwanzig der größten bundesdeutschen Unternehmen der Branche vorstellt. Wirklich nichts also? Auch in der herrschenden Literatur sind die Überbleibsel der Versteinerungszeit lebendig, und je trivialer der Schinken, desto unentbehrlicher werden sie — *Die Herrin von Hohensee, Wolken über Schloß Eppstein, Das Opfer der Gräfin Egh, Graf Rottlings letzte Liebe, Die schöne Herrin von Hoheneck, Die zweite Freiin von Lichtenow, Graf Wartenburgs letzte Frau, Frauen um Schloß Eichengrund* usw. usf. und allesamt zu bewundern auf den Titelblättern der Serie „Gold-Roman“ aus dem Zauberkreis-Verlag, Rastatt/Baden.

Mit dieser Linie bringt die Massenerliteratur nahezu bruchlos als Ernte ein, was im Schulunterricht gesät wird. Schließlich ist ja ein bayerisches Unterrichtswerk

nicht des frühen Mittelalters, sondern unserer Neuzeit berühmt geworden durch die Spruchweisheit: *Bauer, sei ein frommer Christ / Bauer, bleib auf deinem Mist / Laß die Narren Freiheit singen / Düngen geht vor allen Dingen*. Hat sich das neuerdings vielleicht geändert? Wir hätten, offen gestanden, gern die Spuren von Schelskys *Epochenwende* gefunden, die Resultate einer angeblich schon die Klassenherrschaft ausübenden gesellschaftskritischen Haltung, die Veränderbarkeit und Verbesserungsfähigkeit dieser Welt — wenn auch nicht gerade eine unbegrenzte — postuliert. Bei Durchsicht einiger heute verwendeter Schulbücher fanden wir indessen leider durchwegs die alten Klischees, Polemik gegen Münzers „Fanatismus“, Vorwurf des „Radikalismus“ gegen die bäuerlich-plebejischen Kräfte, Anklage der Bauern als der Schuldigen an den „blutigen Ausschreitungen“. Am meisten war, wenigstens in Andeutungen, über die sozialen Zusammenhänge von Reformation und Bauernkrieg mit der Entwicklung des Frühkapitalismus in einem Geschichtsbuch für den Gymnasialunterricht zu erfahren, das schon 1961 in zehnter Auflage bei Diesterweg erschien. Hier ist, wenn auch ohne erkennbare Sympathie, die Rede von der „sozialen Revolution der Bauern“, oftmals verbunden „mit den Kämpfen des städtischen Proletariats“. Das ist gewiß bescheiden, aber es hebt sich immer noch halbwegs wohlthuend ab etwa von der Geschichte für Realschüler, die für Bayern von Buchners Verlag in Bamberg produziert wird. Da wird einem doch zu der Tatsache, daß sich die mittelalterlichen Bauern fast alle in der Abhängigkeit von einem geistlichen oder weltlichen Grundherren befanden, die Erklärung zugemutet, sie hätten „sich in diese Abhängigkeit begeben ...“. Ökonomische Interessen der Herrschenden werden grundsätzlich nicht benannt; wird zum Beispiel den Bauern die herkömmliche Nutzung der Allmende geraubt, so bleibt ausschließlich der abstrakte Hinweis auf das Römische Recht, offenbar ein Schicksalsschlag wie die Pest. Vor allem wird in diesem Text keine Gelegenheit ausgespart, bei den Schülern Gefühle des Chauvinismus und des Völkerhasses zu initiieren. So soll das zunehmende Elend der deutschen Bauern daher rühren, daß die „Ostkolonisation“ zum Stehen kommt. Und von den Hussiten erfährt man, sie hätten, „als das verwüstete Böhmen sie nicht mehr ernähren konnte, Plünderungszüge nach Österreich, Bayern, Sachsen“ unternommen; was als Folge dieser Bewegung von Verwüsten und Plünderern einzig und allein bleibt, sind „stärkste Einbußen, die das deutsche Volkstum erlitten hatte“. Solche Schulbuchtexte lassen auf entsprechende Vorleistungen der Universitätswissenschaft schließen, und die läßt sich da in der Tat nicht lumpen. Michael Freund, Professor für Wissenschaft und Geschichte der Politik an der Universität Kiel und Verfasser des Bands „Deutsche Geschichte“ in der Großen Bertelsmann Lexikon-Bibliothek, behandelt dort den Bauernkrieg unter der Überschrift: „Aufstand ins Leere“. Von den sozialen Zusammenhängen wird souverän abgesehen, und so bleibt nur die Täterfigur mit „flüchtiger Begehrlichkeit“ und einem „Haß, der wie Geifer vom Munde tropft“ — Thomas Münzer. Durch ihn kommt in die einfachen sozialen Reformbestrebungen der falsche revolutionäre Ton: „Bodensatz orientalischen Heidentums in der Tiefe, die Stimme einer Welt, ganz anders als das protestantische und katholische Europa“. Dieses unabendländische Verhalten prägt laut Freund quer durch die Jahrhunderte den Cha-

rakter der „großen revolutionären slawischen Bewegung, die vom Hussitenkrieg, Taboritentum bis zum Bolschewismus sich in ihrer großen furchtbaren Einheit bekundet“.

Das alles läßt keinen Zweifel: es gibt zwar in der Tat eine geschichtliche Wahrheit, aber es gibt zugleich eine davon sehr abweichende herrschende Geschichtswissenschaft und -lehre in der Bundesrepublik. Und die staatsmonopolistische Lenkung ist in allen Kulturbereichen peinlich darauf bedacht, dieses Geschichtsbild, die davon abgeleiteten Vorstellungen und Verhaltensnormen in den Massen der westdeutschen Bevölkerung durchzusetzen. Einige Wortgefechte und einiges Positionsgerangel können dabei nicht darüber hinwegtäuschen, daß im herrschenden Konzept, die SPD-Variante eingeschlossen, kein Platz mehr ist für eine Richtung, die zu einer neuen, demokratischen Sicht auf die Zeit der frühbürgerlichen Revolution, auf ihre Klassenkämpfe, ihre geistigen und künstlerischen Leistungen tendiert. Wo Karl Carstens namens der CDU/CSU „beim besten Willen keinen Grund erkennen“ kann, ein solches Ereignis wie den 30. Jahrestag der Befreiung von Faschismus und Krieg zu feiern, wie sollte man sich da gar der „radikalsten Tatsache der deutschen Geschichte“ (Marx) erinnern wollen?

Die Klassenlinie verläuft so, daß es jetzt ausschließlich Sache der antiimperialistischen Kultur, der mit dem aktuellen Interesse der arbeitenden Bevölkerung verbundenen Wissenschaftler und Künstler ist, das humanistische Erbe hochzuhalten und wirksam zu machen. In dieser Absicht hat sich die Deutsche Kommunistische Partei die Aufgabe gestellt, gerade an den Brennpunkten der frühbürgerlichen revolutionären Bewegungen der Bevölkerung in Stadt und Land durch Informationsstände, Ausstellungen und Veranstaltungen nahezubringen, wie die Vorfahren gefochten haben, damit die Enkel dahin gelangen, es heute und morgen besser auszufechten. So lautete auf der Bamberger Veranstaltung des Parteivorstands und des Bezirks Nordbayern das Motto: „Mit der DKP für die demokratischen Traditionen unseres Volkes — für Demokratie und Sozialismus“. Das Mitglied des Präsidiums der DKP Ludwig Müller erläuterte: „Den Großgrundbesitzern und den anderen modernen Raubrittern in den Konzern-, Bank- und Versicherungspalästen muß das geraubte Land genommen und an die Bauern zurückgegeben werden. Das meinen wir, wenn wir im Bauernprogramm der DKP eine demokratische Bodenreform verlangen, um das den Bauern historisch zugefügte Unrecht wieder gutzumachen ... 450 Jahre nach dem Bauernkrieg fronen die Bauern der Bundesrepublik zwar nicht mehr unter den Bedingungen der Leibeigenschaft, dafür aber unter den Bedingungen einer von den Industrie- und Handelskonzernen beherrschten kapitalistischen Gesellschaft. Die Formen der Ausbeutung haben sich geändert, die Ausbeutung selbst aber ist geblieben; bei den Bauern wie bei den Arbeitern, Angestellten und Geistesschaffenden. Deshalb steht vor uns allen die Aufgabe, aus unserer revolutionären Geschichte zu lernen.“

Zur Förderung dieses Lernprozesses hat auch die demokratische und sozialistische Literaturströmung begonnen, ihren Beitrag zu leisten. Die eingangs erwähnten Daten über Großgrund- und Kapitalbesitz von Feudalfamilien hat Franz Xaver Kroetz in seiner Ballade „Das Münchner Kindl“ verarbeitet. Das

Stück, das im *kürbiskern* 4/73 veröffentlicht war, wurde inzwischen vor Tausenden von Besuchern durch Song- und Theatergruppen aufgeführt und, zusammen mit Dokumentarmaterial aus der Bewegung gegen Boden- und Mietwucher, auch bereits unter dem aktuellen Titel „Finck & Co — Haberstroh“ verfilmt. Der Mitarbeiter der Münchner Werkstätte für Literatur und Arbeitswelt, August Kühn, hat über den letzten Ausläufer des Bauernkriegs ein Volksstück geschrieben: „Der bayerische Aufstand“. In einer historischen Szenenfolge, die sich auch bei Lesungen vor der Gewerkschaftsjugend bewährt hat, zeigt der Autor, daß die Erschlagenen der Sendlinger Mordweihnacht von 1705 nichts zu tun haben mit dem weiß-blauen Wittelsbacher-Mythos um den sagenhaften Schmied von Kochel. Sie stehen weit mehr in der Tradition des Bundschuh — was übrigens damals keiner besser verstand als der bayrisch-kurfürstliche Pfleger Oettinger, der sich aus dem Feldlager der rebellierenden Bauern bei Kloster Schäftlarn schnurstracks zum österreichischen Kommandanten nach München davonmachte, um die wegen der spanischen Erbfolge durcheinander und aneinander geratene feudale Klassenfront nun gegenüber der gemeinsamen Bedrohung sogleich in die rechte Ordnung zu bringen. Und sie funktionierte: gegen Münchner Bürger, die Oettinger als Mitverschworene verriet, und gegen oberbayerische Bauern, und das bis an den Punkt, wo der ebenfalls gut bayrische Bürgermeister von München es bei Strafe für Leib und Leben verbot, den Landsleuten, die verwundet im Schnee der Winternacht lagen, auch nur eine Decke zu geben — *auf daß jedermann sehe, wohin Aufsässigkeit gegen die Oberen führe.*

Mit seinen Mitteln gestaltet auch der Liedermacher Franz Josef Degenhardt die Verbindung zum Erbe dieser Zeit. Seine „Ballade von dem Bauernführer Joß Fritz oder Legende von der revolutionären Geduld und Zähigkeit und vom richtigen Zeitpunkt“ macht von der künstlerischen Freiheit Gebrauch, die jahrzehntelangen Bemühungen des Bundschuh-Organisators um ein mächtiges Bündnis gegen die großen Hansen seiner Zeit behutsam zu aktualisieren als Vorbild für die Schaffung einer breiten Front des Volkes heute in der Bundesrepublik. Martin Walsers „Sauspiel“ bedarf in diesem Zusammenhang hier keiner Interpretation. Die Leseproben in diesem Heft können für sich und für die Intention des Autors sprechen. Daß die Ereignisse des Stücks im Jahr 1526, also nach der Niederlage im Großen Deutschen Bauernkrieg spielen, besagt nichts gegen die Sicht von unten, nichts gegen die klare Perspektive. Es ist die der Sieger von morgen:

Und wenn der Wacholder wieder blüht, / dann klopft man das Eisen, solange wie's glüht, / das bekommt dann der Welt / wie der Regen dem Feld.

Christiane und J. P. Stössel Weil ohne Kultur ist es nichts

Prospekt des Fremdenverkehrsvereins

Ruhe und Erholung finden Sie in Seedorf . . ., umgeben von herrlichen Wäldern. Landwirtschaft und Gewerbe bestimmen das Ortsbild. Es kann auf ein Alter von über 1000 Jahren zurückblicken . . . Im Jahre 1021 übernachtete Kaiser Heinrich II. der Heilige in Seedorf. Davon existiert heute noch neben der Kirche, die den barocken Stil repräsentiert und ebenfalls ein sehr schönes Schmuckstück ist, das Kaiserhaus mit seinen schönen Fresken.

Statistik nach dem Gemeindeblatt von 1970

Wohnbevölkerung: 1673, davon 481 unter 21 Jahren. Volksschule 158, Realschule 19, Gymnasium 14, Berufsfachschule 7, Ingenieurschule 1, Hochschule 2. Erwerbstätige: 740, davon Selbständige 112 (82 in Land- und Forstwirtschaft); mithelfende Familienmitglieder 57; Beamte, Angestellte, einschl. Lehrlinge 240; Arbeiter, einschl. Lehrlinge 301. Auspendler: 60 Prozent.
Ergebnis der Bundestagswahl 1972: CSU 56 %, SPD 36,5 %, FDP 6,5 %, sonstige 1,1, % (davon 2 Stimmen für die DKP).

„Der Anita ihr Mann sagt zu mir: Scheißkram, daß du sie da auch noch hineinbringen mußt. Hat sie denn nicht schon genug Arbeit daheim? Was wollts denn da eigentlich? Wollts Ihr da lernen, oder wollts Ihr da gescheiter werden? Seid Ihr ned schon gescheit genug? Früher ham ja die Bauersfrauen nicht fortgehen dürfen. Die ham ja schon fragen dürfen, ob sie aufs Klo gehn dürfen. So ungefähr wars. Die ham Wäsche flicken dürfen, ja, da warn sie recht, Kinder versorgen und Haus und alles, und arbeiten. Aber wehe, wenn sie das Maul aufgemacht haben.“

(Frau R. über ihre Freundin Frau F., eine Bäuerin. Frau R. ist Mitte 30, in Seedorf geboren, verheiratet mit einem Arbeiter, halbtags berufstätig, vermietet Gästezimmer.)

Das fanden wir vor, als wir 1970 nach Seedorf zogen. Es gab eine Neubausiedlung im Westen und eine im Osten, und es gab die Kirche und drumherum das alte Dorf. Die Bewohner der verschiedenen Ortsteile hatten kaum Kontakt miteinander. Immer wieder hörten wir: wer nicht hier geboren ist, wird nie ein Seedorfer.

Bei Föhn sehen wir die Zugspitze, aber abends um sieben kommt der letzte Bus aus München. Kein Autolärm stört unseren Schlaf, aber wer abends nicht vor dem Fernseher einschlafen will, braucht ein eigenes Auto. Wir gehen nur ein paar Minuten zum See, aber für einen Besuch beim Landratsamt oder beim nächsten Facharzt brauchen wir oft Stunden, weil entweder kein Bus hinfährt oder keiner mehr zurück. Die Kinder können im Garten spielen, aber Mütter können nicht arbeiten gehen, weil der Gemeinde-Kindergarten über Mittag schließt.

Natürlich wußten wir das alles. Theoretisch. Wir hatten gelesen von „grünen Witwen“, „fehlender Infrastruktur“, von den „eingezäunten kleinen Freiheiten der Eigenheimbesitzer“, von „mittelständischer Cocktaillkommunikation“, von „sozialem Autismus“ etc. Doch nun erfuhren wir, was das wirklich bedeutet. Damit kann sich doch kein Mensch zufrieden geben. Dachten wir. Der Mensch braucht doch Kontakt mit anderen, neue Erfahrungsmöglichkeiten, Chancen zur Selbstentfaltung, will mit Gleichgesinnten bei gemeinsamer politischer oder kultureller Betätigung zusammentreffen, Solidarität erfahren. Dachten wir.

Der Mangel war so offenkundig, daß wir nur die Ärmel aufkrempeln mußten — und schon würden alle, angefeuert durch unser Beispiel, begeistert mitmachen. Dachten wir.

Und wie dachten die wenigen, die dann tatsächlich mitmachten?

„Das erste Mal hab ich von der Rosa vom Kulturkreis gehört. Daß sie halt so verschiedene Sachen machen. Und daß ich halt amal von daheim fortkomm. Daß ich sagen kann, ich kann amal allein fortgehn.“ (Frau F., Bauersfrau)

„Als ich hierherkam nach Seedorf und sah eigentlich diese geistige Leere, die im Ort herrschte, da hat mir das direkt leid getan und in den Fingern gekribbelt, da muß doch irgendwo was los sein. Mit Freuden hab ich dann begrüßt, daß sich was gerührt hat. Das war eigentlich auch der Grund, daß ich mich gleich beim ersten Mal dazu gemeldet hab und mir auch vorgenommen hab, solange es mein Alter noch erlaubt, aktiv mitzuwirken.“ (Frau D., 70, lebte als Bankangestellte in der DDR, kam als Rentnerin nach Seedorf, wo ihre Verwandten wohnen.)

„Bei strömendem Regen, abends, Finsternis durchaus, ist sie zu mir gekommen und hat gesagt, sagt sie, mir hat man gesagt, ich möchte mich an Sie wenden, Sie würden das eventuell arrangieren. Sag ich, ich arrangier nichts, ich nehm nur auf, aber Aufnehmender richtig ist eigentlich der Kulturkreis, bin bloß eine kleine Nudel davon. Und da haben wir uns dann ganz gut unterhalten . . . Sie sagt, ich bin noch zu jung, trotzdem ich Rentnerin bin, fühl ich mich noch zu jung, um gar nichts mehr mitzumachen, um nur leer in der Welt herumzustehen.“ (Frau D. über Frau L., die vor zwei Jahren nach Seedorf kam, als ihr Mann, ein Arzt, sich zur Ruhe setzte. Sie ist Anfang 60, war Krankenschwester.)

„Ich habe auch im Schaufenster das große Plakat gesehen, und ich war nun schon zehn Jahre in Seedorf und fühlte mich sehr einsam, weil ich ziemlich außerhalb wohne, und da hab ich mir gedacht, mach mal was, ein bißchen was möchtest du auch haben. Und auf diese Weise bin ich halt mitgekommen.“ (Frau C., Mitte 60, Rheinländerin, kam nach dem Krieg nach Bayern, verschiedene Tätigkeiten, vor allem im sozialen Bereich. Ihr Mann ist Arbeiter.)

„Was glauben Sie, wie ich mich gefreut habe, als mich die Frau D. auf der Straße angehalten hat von wegen Kulturkreis und Theater gehn. Also ich denk, die hat mich damals angeschaut. Ich war so überrascht, ich hätt fast geheult vor Freude, ich sags ehrlich.“ (Frau K., Ende 50, Hausfrau, ihr Mann ist Bauarbeiter.)

„Ich bin also aus einem Kaff hierhergezogen, das bestand, glaub ich, aus 200 Einwohnern, da fielen abends um fünf die Rolläden runter, da wollte keiner mehr was vom anderen wissen, und ich war auch über ein Jahr lang alleine oben und hab mich natürlich total, total abgekapselt. Da war nichts mehr, man ist total eingeschlafen in allen Aktionen oder in allen Ideen, und kam hier nach Seedorf und fragte, ob man hier irgendwo mitmachen kann, in dieser Richtung, was mit auf die Beine stellen, und da hat mich jeder hingewiesen, ja, wenn Sie was tun wollen, dann gehn Sie mal zu Frau Stössel. Ganz egal, was Sie tun wollen, die hat dann schon das Passende, so ungefähr, und da bin ich ja auch ziemlich schnell hingegangen . . .“ (Frau E., Mitte 20, drei kleine Kinder.)

Wie es angefangen hat

Eines Tages hängten wir in verschiedenen Geschäften Plakate aus. Wir suchten Interessenten, die sich mit Literatur, Malerei, antiautoritärer Erziehung (mit Fragezeichen) und Musik in einem Diskussionskreis beschäftigen wollten. Als erster meldete sich hocherfreut ein älterer Kunstmaler, der wohl schon lange einen Kreis schöngestiger Kunstliebhaber gesucht hatte. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Zum Glück riefen auch noch andere an: eine Krankenschwester, ein Musiker, eine Hausfrau. Allen gemeinsam war ein unbestimmtes Unbehagen an der bestehenden Situation. Aus den Gesprächen ergab sich, daß vor allem ein Bedürfnis bestand nach Kontakten, gemeinsamen Unternehmungen, sinnvoller Betätigung, Erfahrungsaustausch.

Das ermutigte uns, ein neues Plakat aufzuhängen, in dem die Gründung eines „Kulturkreises“ angekündigt wurde.

Zur Gründungsversammlung im Dezember 1971 erschienen auch offizielle Vertreter der Gemeinde, zum Beispiel der Bürgermeister und der Vorsitzende des Fremdenverkehrsvereins. Mit 15 Gründungsmitgliedern stand der Verein. Die Arbeit konnte beginnen. Ein an alle Haushalte verteiltes Rundschreiben umriß unsere Vorstellungen: Filmvorführungen für Kinder und Erwachsene. Gründung einer Theatergruppe. Mitspieltheater für Kinder. Malkurse, Hausaufgabenhilfe, Informationsabende über Erziehungsfragen oder Familienplanung. Autorenlesungen (auch für Kinder). Gemeinsame Fahrten zu Theater, Museum oder Konzert. Gleichzeitig wurden die ersten drei Veranstaltungen innerhalb der nächsten 14 Tage angekündigt: das Referat eines Diplompsychologen über „Was bewirkt Strafe?“, eine Weihnachtsfeier für Kinder mit Theaterstück, das sich einige Kinder selbst ausgedacht hatten und das sie dann auch selbst spielten; eine Ausstellung von Malerei und Grafik zweier junger Künstler aus München.

Mit ungeheurem Elan stürzten wir uns in die Arbeit. Mindestens jeden Monat war eine Veranstaltung geplant. Durch ein möglichst umfangreiches und vielfältiges Angebot hofften wir, bald zu einer festen Einrichtung in der Gemeinde zu werden. Wir wollten beweisen, daß sich nur etwas ändert, wenn man etwas dazu tut. Das Beispiel unserer eigenen Aktivität sollte andere dazu ermutigen, selbst aktiv zu werden. Wir hofften, daß sich möglichst viele ihrer eigenen Bedürfnisse bewußt werden, wenn wir ihnen Gelegenheit bieten, diese Bedürfnisse

auch zu befriedigen. Wir wollten uns freilich nicht damit begnügen, daß Herr X und Frau Y nur ihre private Befriedigung finden in Hausmusik oder Opernbesuch. Vielmehr gingen wir davon aus, daß unsere Initiative und die kontinuierliche Arbeit mit dem Ziel der Kommunikation und Information einen Bewußtseinsprozeß einleiten und zu einer allgemeinen Mobilisierung führen würde. Am Ende sollten möglichst viele Bürger fähig sein, ihre Interessen zu erkennen, sie mutig in der Öffentlichkeit zu vertreten und Forderungen, die weit über die Möglichkeit des Kulturkreises hinausgehen, zu artikulieren und für ihre Verwirklichung zu kämpfen: Ganztagskindergarten, Abenteuerspielplatz, Schulbus, S-Bahn-Zubringer, Jugendräume, Gemeindeschwester, Bücherei etc.

Eigentlich hatten wir uns das alles anders vorgestellt

Nämlich: Daß alle nur auf den Kulturkreis gewartet hätten. Daß unsere Veranstaltungen daher überfüllt wären. Daß vor allem die „Stadterer“ dankbar die Gelegenheit wahrnehmen würden, in gewohnter Weise kulturelle Bedürfnisse zu befriedigen. Daß es nur auf die Initialzündung ankäme, und alles würde von alleine weiterlaufen. Daß bald schon ein reges Kulturleben in Seedorf beginnen würde.

„Man macht natürlich einen Fehler, wenn man da gleich mit großen Vorstellungen kommt, die kann man in einem kleinen Ort, bei dem man wirklich auf der untersten Ebene anfangen muß, gar nicht in Erfüllung bringen.“ (Frau D.)

Das mußten wir freilich erst lernen.

Unsere erste Ausstellung kurz nach der Gründung des Kulturkreises war einfach einmalig. Wir hatten uns Galeriewände besorgt, allen Widrigkeiten zum Trotz von Schule und Gemeinde die Erlaubnis bekommen, einen Schulraum während der Weihnachtsferien zu benutzen. Zusammen mit den Künstlern hatten wir die Bilder aufgehängt. Die Zusammenstellung war großartig. So eine Ausstellung konnte sich auch in München sehen lassen. Die Seedorfer mußten uns wirklich dankbar sein, daß wir ihnen so etwas bieten konnten.

Zur Eröffnung kam der Bürgermeister mit einigen Honoratioren, und es kamen auch einige Seedorfer. Aber der große Besucheransturm blieb aus. Die Nachmittage in dem menschenleeren Raum wurden uns lang.

„Die meisten sind einfach zu bequem, zu faul. Das ist die bayerische Bequemlichkeit.“ (Frau R.)

„Sie fürchten sich vor allem, was neu ist, was sie noch nicht kennen. Vor dem haben sie Angst.“ (Frau D.)

„Also auf der einen Seite wollen sie, auf der anderen sind sie dagegen, wenn was gemacht wird. Das kann ich nicht verstehen.“ (Frau K.)

„Wenn man die Leute persönlich anspricht, kommen sie nämlich. Und wenn man sie dann vielleicht noch abholt, dann sind sie da. Sie wollen ja gerne, aber sind zu bequem.“ (Frau E.)

Mag sein, daß der eine oder andere wirklich nur zu faul ist, sich aus dem Sessel zu erheben. Viele, mit deren Interesse wir fest gerechnet hatten, die Angehörigen der „gehobenen Mittelschicht“, leitende Angestellte, Selbständige, wie Ärzte oder Architekten, Lehrer usw., bleiben aber aus anderen Gründen zu

Hause und unter sich. Gerade weil sie aufgrund ihrer Erziehung und ihres Einkommens die Voraussetzung haben, sich kulturell zu betätigen, glauben sie, dokumentieren zu müssen, daß sie auf das provinzielle Kulturangebot nicht angewiesen sind. Viel ursprünglicher ist dagegen das Interesse bei den „einfachen“ Dorfbewohnern, denen diese Voraussetzungen fehlen. Viele waren zum Beispiel noch nie in einer Ausstellung, andere hatten sich zwar schon einmal in ein Museum gewagt, hatten aber feststellen müssen, daß die dort gezeigten Bilder mit ihrem Leben, ihren Interessen und ihren Problemen nichts zu tun hatten. Daraus zogen manche den (falschen) Schluß, daß sie nichts von Kunst verstehen und daß Kunst nichts für sie ist. Solche Äußerungen hörten wir immer wieder, als wir einige, die neugierig vor dem Fenster standen, hereinholten und mit ihnen von Bild zu Bild gingen. Dabei erkannten sie, daß sie sehr wohl mit Kunst etwas anzufangen wußten, und wir stellten fest, daß diese Menschen sehr wohl Interesse an Kunst haben, das aber im herkömmlichen Kulturbetrieb übergangen wird. Unsere Schlußfolgerung: Der Kulturkreis muß versuchen, sozial bedingte Vorurteile abzubauen und das Angebot auf jene auszurichten, die angeblich keinen Bedarf an Kultur haben.

Ein Versuch in dieser Richtung war die „Zingerl-Galerie“, wie die Regionalpresse unsere nächste Ausstellung taufte. Guido Zingerl mit seinen deftigen und in ihrer politischen Zielrichtung eindeutigen Bildern in Seedorf — konnte das gut gehen? Es ging überraschend gut. Was die Seedorfer hier zu sehen bekamen, erkannten sie wieder als eigene oder zumindest bekannte Probleme.

Du bist nämlich schon viel freier

Aus vielen Gesprächen während dieser Ausstellungen ergab sich, daß etliche Besucher selbst malten. Um diese — oft nur verschämt eingestandenen — Fähigkeiten zu fördern, ermunterten wir alle Seedorfer Laienmaler, ihre Bilder zur Verfügung zu stellen. An der Ausstellung beteiligten sich schließlich ein Arbeiter der Straßenmeisterei, eine Hausfrau, ein Lehrer, ein Angestellter, ein Mechaniker und ein Busunternehmer. Und was diese, den meisten Seedorfern persönlich bekannten Künstler auf die Leinwand oder zu Papier gebracht hatten, interessierte nun tatsächlich sämtliche Bevölkerungsschichten. Endlich wurden uns die Nachmittage, an denen die Ausstellung geöffnet war, nicht mehr lang. Großen Anklang fanden auch die Veranstaltungen für Kinder, z. B. die alljährliche Weihnachtsfeier, wobei zunehmend die Kinder aktiv einbezogen wurden, oder die regelmäßigen Mal- und Bastelkurse, deren pädagogisches Ziel es in erster Linie ist, die Freude am freien Spielen und Gestalten zu wecken und zu erhalten. Gleichzeitig sollte den Kindern die Möglichkeit geboten werden, in der Gruppe soziale Verhaltensweisen zu erlernen. Über die Kinder hofften wir, auch mit den Eltern in Kontakt zu kommen, mußten jedoch lernen, daß Männer derzeit noch kaum ansprechbar sind. Zu unseren Vorträgen, Lesungen oder Diskussionsabenden kamen vorwiegend Frauen. Das ist bis heute so geblieben. Inzwischen bewerten wir diese Tatsache allerdings nicht mehr negativ, sondern sehen darin einen wichtigen Beitrag zu bisher unterdrückten Emanzipationsbestrebungen.

„Mitnichten des Ehemannes. Er hat dagegen revoltiert. Wegen der Zeit. Wegen

dem Theaterspielen. Ich spiel daheim Theater genug. Er macht Schwierigkeiten wegen dem Stammtisch, wegen der Spezis, und wirklich, die Gegenrevolte, daß eine bayerische Frau überhaupt aus dem Haus rausgeht, vom Kochtopf weg, sich für eine Kultur oder für so irgendwas interessiert . . . Da hats gleich geheißsen, ich sei bei der SPD, weil ich da dazu geh und lauter so Zeug, ach, ja angegriffen in der Wirtschaft, gell, also, was ich mir eigentlich einbild. Ich soll mich um meinen Haushalt kümmern oder um meine Kinder, aber net um Kultur. Das ginge mich nichts an und, gell, das ist ja immer so, von selber würde er ja gar nicht so stark werden, aber wenn er heimkommt und dann erfährt er wieder, also, deine Frau hat heut wieder mit irgendjemand gesprochen, was einem andern nicht paßt hat, das wurde ihm wieder hintertragen, und dann ging halt das wieder rund.“ (Frau R.)

„Das ist nämlich auch so eine, die traut sich nicht. Da muß man immer ein bißchen antreiben. Aber jetzt ist sie schon freier. Du bist nämlich schon viel freier, als Du warst. Du sprichst jetzt hier zum Beispiel schon. Das hat sie eben nicht getan.“ (Frau D. über Frau K.)

„Ich hab jeden Abend, den ich hier gewesen bin, voll genossen. Kann ich nicht anders sagen. Denn es war immer was los. Es wurde immer über etwas gesprochen, und es wurde immer etwas Neues bereit gestellt . . . und aus diesem Grund mag ich auch etwas tun.“ (Frau C.)

Wir wollten uns jedoch nicht als Frauenkränzchen mit Emanzipationsgelüsten abstempeln lassen. Immer wieder versuchten wir, unsere Aktivitäten auch für Männer und vor allem für die hier sehr vernachlässigten Jugendlichen attraktiv zu machen.

„Meistens ist es so gelaufen: Einige haben gesagt, Mensch, macht doch auch mal so was. Meinetwegen Schach. O. K. Wir haben Schach gemacht. Insetiert, dies und das, alles vorbereitet. Einmal, zweimal vielleicht. Nichts! Macht doch auch mal — was weiß ich. O. K. Machen wir auch einmal. Und dann hats nicht eingeschlagen, und dann sind die anderen gekommen, und dann haben sie gesagt, ja, wenn ihr so was macht! Ihr müßt das machen. Haben wir also auch das gemacht. Und so ist das immer gelaufen. Man konnte es nie recht machen. Am Schluß sind wir eigentlich dabei verblieben, daß wir gesagt haben, gut, im Rahmen unserer Möglichkeiten und der Leute, die wir kennen, laden wir ein zu Referaten oder sonst was. Schauen, wer kommt. Wenn niemand kommt, können wir nichts machen.“ (C. S.)

„Es ist ja so viel mit Kultur anzufangen und den Leuten beizubringen, daß man eigentlich erst viele Menschen kennenlernen muß, um dann zu sagen, man kann dies oder jenes machen. Ich hab mir zum Beispiel vorgestellt, da könnte man ohne weiteres einen Chor zusammenstellen, also ich bin hauptsächlich an Musik und Kunst und solchen Sachen interessiert, das liegt mir mehr, Vorträge machen, Bauerntheater, aber leider ist die Bereitschaft der Menschen noch nicht so weit, daß man ohne weiteres anfangen kann . . . Das kann natürlich nur langsam angelernt werden. Und das muß so gemacht werden, daß derjenige, der nicht gern lernt, das gar nicht merkt.“ (Frau D.)

„Da sind wir bei einem Punkt, der mich so furchtbar ärgert, nämlich bei den Lehrern. Die haben überhaupt kein Interesse. Nicht einer ist da herzukriegen. Wenn die Lehrer Interesse hätten, dann hätten wir bestimmt, bestimmt ums Doppelte nicht nur Mitglieder, sondern auch sehr sehr viele Interessenten mehr. Hundertprozentig. Die würden das nämlich echt in die Schule tragen.“ (Frau E.)

„Die Lehrer, die nehmen sich auch gar keine Zeit dazu. Die sagen sich, aber was hab ich da dorten zu suchen, ich kann ja doch nichts mehr lernen, ich weiß ja alles. Die stellen sich doch erhaben über das Ganze . . . Die sagen, meine Bequemlichkeit daheim ist mir lieber, als wie daß ich mich da vielleicht zwei Stunden hinhock oder drei Stunden und hör mir denen ihr Geplapper an, des wo ich sowieso von Haus aus schon gelernt hab vor zig Jahren und des wo mich überhaupt schon gar nicht interessiert.“ (Frau R.)

„Also man sieht, das ist eine gewisse Sabotage. Sind wir mal ganz ehrlich und sagens aufrichtig. Denn anders kann ich mir das nicht vorstellen. Ein Lehrer müßte ja schon von sich aus interessiert sein an diesen ganzen Malkursen und an dem Ganzen teilzunehmen oder mitzuwirken.“ (Frau D.)

Kultur ist was Bildendes in jeder Beziehung

Der Kulturkreis besteht jetzt drei Jahre. Immer noch gibt es Vorurteile gegen uns. Immer noch ist es nicht selbstverständlich, unsere Veranstaltungen zu besuchen. Woran liegt das? Was ist das überhaupt: Kultur?

Wir haben unsere Mitglieder befragt. Hier einige Antworten:

„Kultur ist: ich finde, daß die Gemeinschaft gefördert wird. Daß man sagt zum einen: Du, fährst mit ins Theater? Weil sonst geht ja ein Mensch dem andern vom Nachbarhaus an ihm vorbei. Er sagt nur schnell mal guten Morgen oder guten Tag und damit hat sich. Aber dann muß man sagen: Du fährst mit, oder: darf ich bei Dir mitfahren? Das gemeinschaftliche Unternehmen find ich am allerwichtigsten. Weil heutzutags die Leute gegenseitig so kalt und ehrgeizig sind, und die ham gar keine Zeit nicht mehr vor lauter dem Geld nachjagen, daß sie wirklich einmal sagen könnten, heut abend wird ins Theater gegangen.“ (Frau R.)

„Kultur ist etwas, dem ich Interesse abgewinnen kann, und was bildend ist, und mit anderen zusammen zu sein. Das stell ich mir unter Kultur vor. Mit anderen zusammen zu arbeiten, die Gemeinschaft zu pflegen und alles das herauszuholen, was eben an Zusammensein möglich ist. Ja. Daß man irgendetwas zusammen erarbeitet, was man in Zukunft machen will.“ (Frau C.)

„Kultur ist: Ich stell mir unterhaltende, zugleich bildende Kultur vor, die die Gemeinschaft der Menschen fördert und die Menschen zum Denken anreizt. Zum selbständigen Denken möchte ich sogar sagen. Damit schaffen sie sich ja wieder Freude am Leben, bildende Geselligkeit.“ (Frau D.)

„Kultur ist, daß man viel Pläne macht und die Freude genießt, vielleicht einen Bruchteil davon zu verwirklichen. Also ich persönlich bin immer froh, wenn ich vor allem für die Gemeinschaft und für mich persönlich Denkanstöße kriege.“ (Frau E.)

In einem Punkt sind sich unsere Mitglieder offenbar einig: Mit anderen für andere etwas machen, das ist Kultur. Daß sie damit schon politisch denken und

handeln, ist den meisten gar nicht bewußt. Das zeigen die Antworten auf unsere Frage: Hat Kultur mit Politik etwas zu tun?

„In einer Gemeinde wie unserer soll die Kulturpolitik mit Politik nichts zu tun haben. Man soll unabhängig von der Politik sein. Aber wenn Sie im Ort mit Politik anfangen, dann stoßen Sie ja schon auf Widerstände. Hier ist man ja der Nächste von einem jeden anderen. Man muß sich vorstellen, daß die Kultur ja den Menschen aufrichtet. Und da muß die Kultur so betrieben werden, in Gemeinsamkeit und nicht parteimäßig. Und aus diesem Grund muß die Politik weg und die Kultur steht an erster Stelle.“ (Herr P., Bürgermeister)

„Politisch sind die Gegensätze oft persönlich so gegeneinander, wogegen man kulturell gern zusammen wäre. Und ich finde, es sollte auch mehr oder weniger überregional sein und sich nicht dadurch trennen lassen, weil einer meinetwegen für die eine Partei ist und der eine für die andere, und deswegen kann man jetzt nicht zusammen musizieren und Bilder anschauen und was weiß ich. Ich finde, das sollte man unbedingt trennen. Das gibt nur Streit für nichts.“ (Frau S., 30, Hausfrau)

„Politik hat mit Kultur überhaupt nichts zu tun, weil das eine ganz präzise Sache für sich ist, wo jeder seine eigenen Sympathien oder Antipathien zu zeigen hat, und Kulturkreis ist etwas, was im allgemeinen zusammen erarbeitet werden muß.“ (Frau C.)

Aber manche dachten schon anders:

„Zur Kultur gehört die Politik schon mit rein. Aber nicht so, wie sie normalerweise abgestempelt wird. Der ist in der und der Partei, der hat das aufgezogen. Aber die Politik ist drin. Sie ist schon insofern drin, weil wir hier etwas für die Gemeinschaft tun.“ (Frau E.)

„Die Politik schleicht so schön neben uns her, ohne daß wir es oft wissen. Das Wort Politik wird von vielen Menschen überhaupt nicht verstanden, was es heißt. Infolgedessen stehe ich auf dem Standpunkt, es gibt keine Politik ohne Kultur und keine Kultur ohne Politik. Ich brauch gar nicht mal in einer Partei direkt zu sein, um einer Politik mich sozusagen preiszugeben, ich bin trotzdem Politiker, denn eine Gesinnung muß ich ja doch haben.“ (Frau D.)

Was haben wir erreicht und wie wird es weitergehen?

„Es ist so, daß der Kulturkreis, der was ins Leben gerufen worden ist, sich bewährt hat und die Aufgaben übernimmt, was ja im Praktischen mit der Kultur, das sagt ja der Name schon, zusammenhängt... Und ich glaube, daß der Kulturkreis sehr viel getan hat, und daß wir in einer Phase stehen jetzt, wo der Kulturkreis heute nicht mehr wegzudenken ist... Weil ohne Kultur ist es nichts. Drum möchte ich haben, daß die Kultur in Seedorf nicht ein Zerwürfnis, sondern ein Zusammenarbeiten ist.“ (Herr P., Bürgermeister)

„Und daraus hab ich auch gelernt, daß man geduldig sein muß und langsam und schön sachte aufbauen. Und das freut mich, daß sich Menschen gefunden haben, die trotz verschiedener Mißzustände, die uns in die Schuhe geschoben wurden, trotzdem die Courage behalten haben, weiterzumachen und ich hoffe, daß das noch recht lange so bleibt.“ (Frau D.)

Theorie und Praxis des Befreiungskampfes in der bayerischen Provinz anno 1973

1
Hier
sitzen Familien beim Sonntagskaffee
im Grünen Aber auf allen Straßen
herrscht reger Ausflugsverkehr
heute
Manchmal spiegeln die Scheiben
vorbeifahrender Autos ein Stück
Sonne
Während ich am Schreibtisch sitze
sieht es so aus als ob
Vögel auffliegen vielleicht
Möwen

2
Aber wo ich lebe
lesen die Menschen kaum
Zeitung geschweige denn

3
Du
backst Apfelkuchen
für die alleinstehende Frau Z.

damit sie wenigstens
an ihrem 70. Geburtstag
nicht alleine ist
sagst du
während ich in einem Buch lese
„Für wen
schreibt der eigentlich?“

4
Sie saß
die Hände in der Schürze
vor dem frisch gekalkten Haus

Ich sah
die Geranien vor dem Fenster
das Dreikönigszeichen
über der Tür

Um einzutreten
hätte ich mich bücken müssen
Aber ich wollte nur
den Phlox bewundern
der in allen Farben
den Gartenweg säumte

Mein Hund roch
am Tor wollte
das Bein heben
Ich zog ihn weg
Weitergehend erst
sah ich die Alte
im Schatten eines Birnbaums
freundlich
grüßte sie zu mir her

5
Viele erkennen mich nur
an meinem schwarzen Hund
wenn ich durchs Dorf gehe
alleine das heißt
ohne dich

Wenn ich mit dir
durchs Dorf gehe
grüßen von überall her
Menschen die ich nicht kenne

Dich
kennt jeder hier
wie du am Zaun
stehen bleibst bei den Frauen
die Beeren zupfen
vom Strauch oder die Schürze
mit Falläpfeln füllen

6
Weil du den Leuten
wie man sagt
aufs Maul schaut
redest du mit ihnen
zuerst über das Essen
Es heißt zwar
ein voller Bauch studiert nicht gern
aber ein leerer Magen
knurrt
und solange Menschen so
auf den Hund kommen
hängen sie wie an der Kette
am Fressen und Saufen und
was sonst alles noch selbst-
verständlich sein sollte
für alle aber nicht ist

und solange verstehn die nicht daß
wer ihnen Futter gibt
nur ihr Herr ist
wenn sie ihm aus der Hand
fressen anstatt
reinzubeißen bevor er sie
wieder schlägt

7
Aber wer redet denn so
sagst du
und ich gebe ja zu
So
rede nur ich
Aber red ich so nicht
über alle Köpfe hinweg
als sei's ein kopfloser Haufen
das Volk?

8
Du nickst
während du redest
mit einem Bauern
hörst zu
bis er dir zuhört
Wo ihn der Schuh drückt
sagst du
weiß jeder selbst
am besten
Aber was hilft's ihm
wenn er weiß warum
solange wir so tun
als wüßten wir alles
besser aber nichts tun
damit's besser wird

9
Einige kennen natürlich auch
meinen Namen
wenn er in der Zeitung steht
manchmal
erinnert sich sogar jemand
an mich zum Beispiel
ein Schulfreund aus Stuttgart
der nach mehr als 15 Jahren schrieb
ich hätte eine Lücke hinterlassen
die mich vollkommen ersetzte
Er ist Pfarrer geworden
um anderen Hoffnung zu machen
bis er sich selbst
keine Hoffnung mehr machen konnte
daß es sich lohnt
an einen Gott zu glauben

in dessen Namen
so viele Menschen
dran glauben müssen
Jetzt will mein Freund
Lehrer werden
um andere zu lehren
was er selbst nicht gelernt hat
in der Schule

Sein Brief erinnert mich daran
daß ich Maler werden wollte
oder Dichter auf jeden Fall
berühmt
wie Einstein oder ein anderer
der berühmten
schlechten Schüler
mir einen Namen machen
um nicht mehr erschrecken zu müssen
wenn mein Name genannt wird

10
Es ist immer noch Sonntag
und ich
sitze noch immer am Schreibtisch
weil ich glaube
daß es sich lohnt
anderen Hoffnung zu machen
indem beim Namen genannt wird
was so viele hier
namenlos macht

11
Kaum noch zu erkennen
an der Wand des Heuschobers
ein Gesicht das jeder noch kennt
„Deutsche
wir können stolz sein
auf unser Land“
überwuchert
von Holunder Schon
werden die Beeren wieder
wie zur Wahlkampfzeit
schwarz

Aber dieses Jahr
sagst du
haben wir noch Zeit
Saft zu kochen

12
Also müssen wir
versuchen zu leben
wie wir leben könnten
wenn verändert wäre
was zu ändern ist

Meisle?
Jo?
Liegst guat?
Noi, 's dauert so lang.
Meisle,
wart a bissle,
i hon an Bauschparvertrag
für a Heisle.
Jetzt isch aber schee,
laß dr Zeit
oder willscht anders rum?
Noi, noi,
bleib wie d'bischt,
sonscht werr i bloß krumm.
Buele?
Jo?
Wia lang dauret's no?
Ha, fünfazwanzg Jahr.
Jetzt hör aber auf,
so lang ka i's it leide,
suach dr a andere zum Geige.
Meisle, bleib liege,
i hons Dobbelde au no in bar.
Buele, liabs Buele,
mach d'Auge zua und spar.

Irmentraud Elbert Allgäuer

Wem gehören die Wälder?	Dem Fürsten
Wem gehören die Felder?	Dem Fürsten
Wem gehören die Seen?	Dem Fürsten
Wem gehören die Sanatorien?	Dem Fürsten
Wem gehören die Berge?	Dem Fürsten
Wem gehören die Bahnen, die auf die Berge fahren?	Dem Fürsten
Wem gehört die Meinung?	Dem Fürsten
Wem deren Veredelung?	Dem Fürsten
Und wem gehört die Luft? Die gehört uns!	

Günther Herburger

Und wem gehört der Dialekt?

In einem Allgäuer Städtchen habe ich Leute aus verschiedenen sozialen Schichten über ihre Erfahrungen, Meinungen, Beobachtungen zum Dialekt befragt. Die meisten von ihnen sind in der Kommunalpolitik aktiv und kennen einander. Orts- und Namensangaben wurden geändert, Berufsangaben und alles andere entsprechen der Realität. Wenn nicht anders angegeben, sind die Personen am Ort geboren und aufgewachsen.

Die Gegensätze zwischen denen, die den Dialekt verwenden und denen, die ihn anwenden, werden beim Vergleich der gegenübergestellten, typischen Aussagen deutlich, sie bedürfen keiner näheren Erklärung.

Auch in diesem Allgäuer Städtchen gehört die Meinung immer noch dem Fürsten; doch der Dialekt ähnelt ein bißchen der Luft: Wer sonst nichts hat, dem nützt sie nicht viel. Andererseits kann sie ihm kaum genommen werden.

Wer schwätzt ...

Färber, Lehrer: Das ist ja das Interessante, hier in Widmannshofen, daß der Dialekt von allen Berufen und von allen Bildungsgraden abgesehen gesprochen wird. Sie sehen bei uns in Widmannshofen, daß der einfache Mann, wie man so sagt, auf der Straße, Dialekt spricht, daß aber auch die sogenannte gehobene Schicht den Dialekt genauso spricht.

Krenz, Rechtsanwalt: Ich würde sagen, in der Landwirtschaft ja, da wird Dialekt gesprochen, die Landwirtschaft, das ist also eine Hochburg des Dialekts, erfreulicherweise, da geht's auch ohne Hochdeutsch. Ich möchte damit also keine

Wertung verbinden, sondern eher sogar eine Hochachtung, weil mir sowas imponiert.

Fischer, junger Arbeiter und Betriebsrat: Also ich würd sagen, hauptsächlich die Arbeiter und in der Landwirtschaft, wo noch Dialekt geredet wird. Also bei mir im Betrieb, die Gewerblichen, die sprechen sehr stark Dialekt.

Scholz, kleiner Einzelhändler: In den Fabriken spricht sicherlich noch der größere Teil Dialekt, aber n' verwaschenen Dialekt, so'n richtig urwüchsigen — glaub ich nicht, daß gesprochen wird.

... Dialekt?

Fischer: Unter Dialekt versteh ich also, wenn ich mich mit meiner Frau unterhalt, dann red ich Dialekt, also so, wie man normal bei uns redet. Ein reiner Dialekt, also meine Mutter, wenn die mal loslegt, wenns anfangt, der wird also kaum mehr gesprochen, bloß noch bei älteren Leuten. Es bemüht sich ein jeder, daß er ein bisle ein Hochdeutsch hat, weil man sich wirklich schwer tut, also muß man ein' Kompromiß schließen, daß jeder sich bemüht, so ein bisl die härtesten Brocken, daß er die herausläßt.

Krenz: Dialekt ist also rassereines Alemannisch, und ich würd schätzen, daß in Widmannshofen, dieses ganz echte, so wie es zu Anfang des Jahrhunderts noch gesprochen worden ist, das sind keine 500 mehr, die das noch sprechen. Was im Umgang gesprochen wird, das ist also ein Dialekt sui generis, der sich verwaschen hat, der zum Schwäbischen hin tendiert. Das ist ein Generationenproblem, das hat sich gebildet dadurch, daß wir seit zig Jahren Schwäbisch und Bajuwarisch sprechende Lehrer haben, die üben natürlich einen Einfluß aus, die verwaschen die Sprache, dann kommt hinzu der Zuzug, von 45 ab, das ganze Flüchtlingsproblem, die andere Sprachen mitgebracht haben, denn der Dialekt, der bei uns bis zum Jahre 45 ausgesprägt gesprochen worden ist, ist in der ganzen Gegend von schätzungsweise knapp 30 000 Menschen gesprochen worden. Und wenn in ein kleines Reservoir von 30 000 Menschen 20 000 dazukommen, dann können Sie sich vorstellen, daß der Wein nachher nicht mehr rein ist.

Wie der Schnabel gewachsen ist oder nach der Schrift?

Scholz: Also bei uns isch es so, ich hab jetzt zum Beispiel ein' privaten Kreis, mir, wenn mir beinander sind, mir unterhalten uns also überwiegend im Dialekt, gell. Also da wird geschwätzt, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Wogegen im Geschäft, kann ich des natürlich net. Da mach ich des, wenn Kunden kommen, die zum Beispiel Bauern sind, die mögen des gern, wenn man richtig breit mit ihnen schwätzt, gell. Aber, ich mein, mir haben heut so viel Zugezogene und durch'n Fremdenverkehr, da isch es so, die meiste Zeit, da muß man schon einigermaßen nach der Schrift sprechen.

Krenz: Das ist schwierig bei mir, weil ich also mit vielen Leuten umgehen muß. Mit meinen Freunden sprech ich nur Dialekt, mir pflegen des sogar, da schwätz ich so echt, wie man's wahrscheinlich nicht mehr oft hört. Da kommen sogar alte Formulierungen und alte Wörter aufs Tapet. Aber bei der Berufsausübung, ich bin ja Anwalt, da kommt's drauf an, wer kommt. Wenn ein Landwirt kommt, dann sprech ich mit ihm also Dialekt, daß der sich freut. Wenn, ich

kann jetzt nicht sagen, kein Landwirt kommt, dann sprech ich nicht Dialekt, wenn's jemand ist, der auch Dialekt spricht, dann sprech ich Dialekt. Ich bin also der Meinung, daß Leute, die von Haus aus den hiesigen Dialekt reden, unter sich Dialekt reden sollten. Wenn man nicht Dialekt spricht, dann wirkt's gekünstelt. Also ich persönlich empfind es als sehr gekünstelt, wenn ich jetzt zum Beispiel mit irgendwelchen Freunden Hochdeutsch schwätzen würd.

Aber vor Gericht, da muß ich ja auch viel 's Maul aufmachen, dann kann ich nicht Dialekt reden, und da muß ich mir ja selber auch die Fähigkeit zumessen, beim Plädieren zum Beispiel, wenn ich also in Strafverhandlungen bin, daß ich da also, da rutscht mir kein Dialekt rein, rutscht mir keiner rein. Aber entweder sprich ich Dialekt oder dann gleich Hochdeutsch, das zwischendrin, da müßt ich mich verstellen.

Seitz, älterer Arbeiter, ehemaliger Betriebsrat: Also berufsmäßig isch es bei uns noch so, daß man Dialekt spricht, das heißt, bei mir, ich bin in der Kläranlag, da hab ich Einmannbetrieb, aber so die Arbeiter im Bauhof und bei den städtischen Werken, das sind ja zum größten Teil wirklich noch Widmannshofener, und wenn nicht, dann höchstens Leut, die zugezogen sind, aus der näheren Umgebung, gell, die ebenfalls Dialekt sprechen. Und im Rathaus, da isch es natürlich schon wieder ein bisle anders, da wird mehr Hochdeutsch gesprochen. Mit meinem Chef, mit dem Bürgermeister, ja, da sprich ich also Hochdeutsch, soweit ich's ... der würde vielleicht lachen, wenn er des hören tät, wenn ich des sag, aber ich bild mir's also ein, daß ich mehr oder weniger überwiegend Hochdeutsch sprich.

Jetzt in der Öffentlichkeit, wenn ich sprich, wenn ich irgendwas erklär oder zu irgendwas Stellung nimm, isch es für mich ganz automatisch, daß ich da Hochdeutsch spreche, gell, aber wenn ich dann in ein' Diskurs neikomm, in einen Wortwechsel reinkomme, dann gibt ein Wort das andre, und man will schnell mal Schluß machen, einen Punkt setzen, dann haut man schnell was auf Dialekt nei, gell. Ich mein, es gibt manche Themen, die kann man im Dialekt gar nicht erklären, irgendein Sachproblem oder eine Meinung dazu, meistens kommt man da mit dem Dialekt gar net so richtig klar. Ich weiß natürlich nicht, wie's ankommt, ich bin also meistens ein Kauderwelscher, ich hab mehr ein Kauderwelsch. Bei mir isch es so, ich hudle (schludre) und das weiß ich ganz genau, wenn ich irgendwie, wenn mir's Maul einmal überlauft, dann komm ich natürlich in Hochdeutsch und Dialekt und alles, gell, dann saust des so durch. Und wahrscheinlich deshalb, weil man sich von Anfang an net konsequent irgendwie an die Sprache gehalten hat, gell, weil des war immer so eine Sach ... man hat sich ... ich komm mir ja selber, ehrlich gesagt, ich komm mir ja selber, wenn ich mit jemandem, der wo also den Dialekt net versteht, und ich bemüß mich, mit dem dann Hochdeutsch zu sprechen, gell, dann genier ich mich ja selber schon vor den andern bald, so isch des so dämlich, so damisch.

Fischer: Also ich sprich, wenn ich mich unterhalt, dann überwiegend schon Dialekt. Ich find, man kann ruhig Dialekt sprechen, ich finds also net, daß es ein Fehler isch, wenn man einen Dialekt hat, oder daß es eine Schand ist, sondern warum ich des ein bisle abändre isch halt, daß ich halt besser verstanden werd, aber wenn ich unter Allgäuer bin, kann ich mich am besten und kürzesten im

Dialekt ausdrücken, weil da gibts also Ausdrücke, da weiß jeder, was man meint, da brauch ich gar keinen Satz, das geht mit einem Wort. In der Öffentlichkeit find ich's am besten, wenn man so nah wie möglich am Dialekt bleibt, aber trotzdem versucht, dem Hochdeutschen näherzukommen, des isch vielleicht ein bisle komisch, und dadurch kommt natürlich so eine Mischung zustand, aber wenn einer da jetzt, grad ein Einheimischer, wenn der ein gestochenes Hochdeutsch daherbringt, dann wird er von seine Leut nimmer anerkannt, so isch des ebn bei uns. Ich bring's gar net einmal fertig, daß ich ganz Hochdeutsch, da muß ich mich dann so konzentriern auf des, was ich sag, daß ich mich richtig und Hochdeutsch ausdrück, daß ich des, was ich eigentlich sagen will, gleich gar nimmer zustand bring, deshalb, also ich tät sagen, der Mittelweg.

Das meinen die andern:

Scholz: Also der Krenz isch einer, der noch wirklich Dialekt sprechn kann, er legt vor allem auch sehr großen Wert auf die Erhaltung des Dialekts.

Höherer Beamter, zugezogen: Also der Krenz zählt zu den Allgäuern, die wirklich noch Wert drauf legen, als Allgäuer zu erscheinen. Also der spricht mit Sicherheit gut Hochdeutsch, ich weiß es, ich habe einige Gerichtsverhandlungen schon mitgemacht, aber bei so Versammlungen oder so, da fällt der praktisch von einem Extrem ins andere, hier kann er Hochdeutsch, und zwar völlig einwandfreies Hochdeutsch sprechen, und kommt nachher in den gesichertesten Dialekt. Das kann der beides, er beherrscht alles, der beherrscht auch alle Stufen dazwischen, aber er kann umschalten, sofort, im Moment, wo er einen Witz hat, und der fällt ihm ein, da spricht er nur diesen Widmannshofener, diesen alten Widmannshofener Dialekt, den ich nicht versteh.

Fischer: Beim Krenz, da kennt man sich schlecht aus, macht er's bloß, spielt er's bloß, oder isch es echt, gell, also wie gsagt, ich hab schon öfters geschäftlich mit ihm telefoniert, aber da spricht er nach der Schrift. Aber so in der Öffentlichkeit, manchmal, solche Dinger, die bringt er ja gern, daß er a paar Sätz so im breitesten Allgäuer Dialekt hinhaut, was für ' Zeitung, des isch denn auch schon in den Randglossen gekommen, a solche Auslese in der Zeitung. Also ich weiß net, man könnt's eher rauskriegen am Wirtschaftstisch, aber da bin ich noch nie mit ihm zusammengekommen, aber manchmal kommt's mir schon a bisle gschtellt vor, des ganze.

Das meinen die andern über den älteren Arbeiter:

Färber: Der Seitz, der ist der Dialektsprecher, der nicht anders kann. Das ist also nicht etwa Absicht, sondern einfach nicht aus dem Dialekt Herauskönnen, gell. Und wenn er Hochdeutsch spricht, dann ist das gewissermaßen wie eine Fremdsprache, sehr schwerfällig.

Zugezogener Geschäftsmann: Also wenn ich so die Leute, wie zum Beispiel der Seitz, wenn die dann nach der Schrift reden, dann klingt das schon ein bißchen geschwollen, ich würd fast sagen, das liegt denen oft gar nicht.

Zugezogener Lehrer: Also der Seitz, der kommt nicht raus aus dem Dialekt, auch bei Versammlungen, in der Öffentlichkeit oder so nicht, das ist also, an sich, das sollte verboten sein so ein haarsträubender Dialekt.

Vorteile oder Nachteile als Dialektsprecher?

Färber: Also ich hab das Empfinden, daß der Mensch, der in seiner Heimat, an seine Heimat gebunden ist, daß der durch seine Dialektsprache schon gewisse Vorteile hat.

Krenz: In meinen Augen ist der Dialekt was absolut Wertvolles, also ich find, ein Mensch, der keinen Dialekt kann, der ist irgendwie arm dran. Keine echte Wurzel. Der Mensch wird von der Landschaft geprägt, und vom Dialekt, unsere Art paßt in unsere Landschaft, und da gehört der Dialekt dazu.

Fischer: Mir werden gern a bisle belächelt, glaub ich, und als ein bisle stur und unbeweglich und so hingestellt, und des macht auch die holprige Sprache aus, weil die Umstellung isch für uns ganz schwer, vom Dialekt auf Schriftdeutsch. Meine größten Schwierigkeiten, wie ich fort war, des waren die Sprachschwierigkeiten, ich bin also ständig nachgeahmt worden. Ich war erst kürzlich wieder auf der Gewerkschaftsschule da droben, und da fällt's mir oft wesentlich schwerer, da meld ich mich oft mal nicht zu Wort, bloß weil ich denk ... die Norddeutschen, die haben natürlich auch wieder ihren Dialekt, aber ich hör manchmal raus, sprich doch bitte mal ein bisl deutlicher, mir haben des net ganz mitkriegt, des hör ich da öfters, da oben.

Burkhardt, Betriebsrätin: Ja, also was ich so beobacht, ich war also viel auf so Schulungen, die auf Bundesebene waren, bei der Gewerkschaft, und da waren viele aus Norddeutschland. Also isch ja ein großer Unterschied, also Leut, die in ihrer Umgangssprache Hochdeutsch sprechen, tun sich ja wesentlich leichter, in der Formulierung von Sätzen, die sprechen praktisch vollkommen natürlich. Ein Allgäuer, oder jemand, wo ganz Dialekt spricht, der muß ja alles zunächst mal in andre Sätze kleiden, andre Redewendungen, es isch also manchmal schon sehr schwierig.

Wie ist das, wenn man mal draußen war?

Älterer Arbeiter: Da hat man früher denn schon gsagt, wenn eins jetzt fort war, a Zeitlang, in Stellung oder so, wenn's nacher wieder einmal heimkommen isch, auf Besuch und hat'n Dialekt nicht mehr gesprochen, da ist nachher schon des damals gefallen ... jetzt war er a Weile furt, hot in a fremd's Heisle gschisse, und jetzt kann er nimmer schwätze wie ers glernet hat.

Krenz: Den Dialekt kann man verlernen, ich persönlich könnt ihn nicht verlernen, ich möcht jetzt kein großes Wort in den Mund nehmen, aber ich könnt mir nicht vorstellen, daß'n ich verlernen könnt, könnt ich nicht. Aber wenn man den Dialekt nicht bewußt spricht, wenn man also keine Beziehung zur Sprache hat, die Sprache bloß einfach als Verständigungsmittel nimmt, wenn ich schwätz, weil man halt, weil ich mich irgendwie verständlich machen muß, dann werd ich's verlernen. Das sieht man an vielen Beispielen, wenn die Leute wegziehen, sie kommen nach München, da gibt es welche, die kommen nach zwei Monaten schon und haben eine Münchener Färbung, und wenn sie in Stuttgart sind, haben sie eine Stuttgarter Färbung — muß aber nicht sein. Wenn man eine ganz echte Beziehung zur Sprache hat und weiß, was man an der Sprache für einen Schatz hat, dann verlernt man's auch nicht.

Seitz: Bei uns isch es ja oft noch so, daß es schon verpönt ischt, wenn jemand

nicht Dialekt spricht. Wenn zum Beispiel jemand fortkommt, und gewöhnt sich des Hochdeutsch, also die normale Sprache an, und kommt dann zurück und spricht a paar Tag Hochdeutsch, kommt nicht rein, dann wird er schon mehr oder weniger bald als Verräter an der Heimat angeschaut. Da hab ich also mehrere Beispiele. Mein Sohn, der isch jetzt bei der Handelsmarine, der kommt kürzlich in Urlaub heim und — dann hat er noch a bisle was trunken gehabt — mir waren da in der Wirtschaft — spricht er so halb, a paar Brocken Hochdeutsch, a paar Brocken Dialekt, und da hockt neben mir ein Kolleg und der regt sich grausam drüber auf, weil der als Allgäuer ein Paar Brocken Hochdeutsch spricht. Dann hab ich gesagt, ja gibts'n sowas? Da sind mir zum Streiten kommen, fast. So auf die Art und Weise geht des schon naus. Und wenn man fortkommt, dann tut man ja herb.

„In conspectu publicitatis“ oder wie schwätzt man mit den Kollegen?

Burkhardt: Also zu Wort melden sich bei Betriebsversammlungen Leut, die also Schriftdeutsch reden, eher, viel eher, als jemand, der Dialekt spricht. Und man beobachtet auch, wenn jemand Schriftdeutsch redet und sich zu Wort meldet, der kommt auch viel besser an, bei den andern wird oft glacht. Darum sagen ja viele nix, weil se genau wissen, irgendwie wird man vielleicht ausgelacht oder kommt einfach nicht so an mit dem, was man sagt. Und dann sagen se lieber nix, weil se einfach net fähig sind, sich so auszudrücken, wie se gern möchten, und daß sie also voll akzeptiert werden.

Krenz: Ich würd es also durchaus für positiv empfinden, wenn sich einer zu Wort meldet und in seinem Dialekt spricht. Aber — in conspectu publicitatis, sozusagen, da schwätzt man halt ein bisle anderst.

Scholz: Bevor sich einer da einen abbricht, sollt er ruhig Allgäuerisch reden, so wie ihm der Schnabel gewachsen isch, er sollt ja frei von der Leber weg des sagen. Manchmal wirkt es sogar recht urig im Dialekt, der erreicht dann mehr. Es kommt auch auf des an, was er sagt, es sollt auf keinen Fall zu künstlich sein, wenn einer sich also krampfhaft bemühen muß, daß er Hochdeutsch schwätzen will, des wirkt net, im Gegenteil, er macht sich fast lächerlich.

Fischer: Ich habe die Erfahrung gemacht, am besten kommen se an, wenn se so schwätzen, wie ihnen der Schnabel gewachsen isch. Weil des andre, da sind se dann so nervös, da ist des so gekünstelt, daß se hinterher womöglich noch verlacht werden, und dann krieg ich's nächste Mal keine Diskussion mehr her. Ich hab sogar schon, damit ich die Diskussion anheiz, hab ich sogar schon Aufhänger gegeben und hab schon Leut aufgestellt, hab gesagt, daß die andern nachher rauskommen, hab ich gesagt, komm, ich schreib dir des auf, kommsch vor, liesch es runter, oder lernsch es auswendig. Dann hat er halt entsprechend Hochdeutsch reden wollen, und isch a paarmal gstolpert drüber, dann haben se'n natürlich grausam ausgelacht, nachher isch grad 's Gegenteil von dem eingetreten, was ich eigentlich wollen hab. Jetzt im kleineren Kreis, da isch es wesentlich besser, ich hab kürzlich erst Abteilungsversammlung gehabt, in der Kantine drüben, und da haben se vom Platz aus, haben se net vor brauchen, ans Mikrofon, und da hab ich rund vierzig Wortmeldungen gehabt, es war allerdings a heikles Thema, Akkordkürzungen, wie gsagt.

Franziska Lohbach / Günter Judick Unser Solingen

*Das Gespräch mit Franziska Lohbach führte Elvira Högemann-Ledwohn.
Historischer Kommentar von Günter Judick.*

Franziska Lohbach lebt in Solingen. Sie ist Rentnerin, ihr Mann ist 1971 gestorben. Von ihm möchte sie hauptsächlich erzählen, sagt sie. Über Willi Lohbach kann man hier viele Leute reden hören. Er war einer der bekanntesten Kommunisten seiner Generation in dieser Stadt.

Franziska zeigt mir eine geschnitzte kleine Figur, ein Mann mit geschultertem Spaten. „Ein Moorsoldat, den hat der Willi geschnitzt. Er war im Lager Esterwegen. Und das hier“, sie zeigt auf einen zweiarmigen Leuchter aus gehämmertem Metall, „hat er im Gefängnis gemacht, unter Adenauer.“

Ich frage, wie das alles angefangen hat, seit wann sie ihren Mann kennt, und so. „Willi war bei den ‚Naturfreunden‘. Ich war bei der Wanderjugend, die zuerst mehr bürgerlichen Charakter hatte, die aber in den Jahren vor 33 begann, sich zu besinnen. Es kam zu Entscheidungen: die einen blieben bewußt auf der bürgerlichen Seite, die anderen näherten sich dem Sozialismus an. Das ging nicht so theoretisch vor sich, sie näherten sich der Naturfreundejugend an, die damals schon sehr kommunistisch war. Mit den Kommunisten dort haben wir uns in Verbindung gesetzt und diskutiert. So fing das an. Richtig kennengelernt haben wir uns erst 1936, als der Willi aus dem Lager zurückkam. Wir haben dann geheiratet. Natürlich wußte ich, was mich erwartet, wenn ich einen stadtbekannten Kommunisten, einen KZler heirate. Darüber haben wir vor unserer Heirat ausführlich gesprochen. Überhaupt mußte sehr vieles besprochen werden, bis es klar war, daß ich mit ihm ging, wenn auch ohne das Wissen, das er hatte. Ich war voller Widerspruch, wollte manches nicht einsehen, wovon er überzeugt war. Aber das hat ihm wohl besser gefallen, als wenn ich ihm widerspruchslos gefolgt wäre. Ich war kein Gegner, das kann man nicht sagen, aber eben auch kein Kommunist! Obwohl mein Vater aus solchem Milieu kommt, er war Metallarbeiter, und die Gegend, wo wir wohnten, war rot. Ohne viel Ideologie war die Einstellung meines Vaters immer kommunistisch.“

Schon im 19. Jahrhundert war die gewerkschaftliche Organisation, der Metallarbeiterverband, in diesem alten Industriegebiet sehr stark — Folge der Erfahrung und Kampfpraxis von Generationen. In der Zeit nach dem Sozialistengesetz nimmt die kämpferische Gewerkschaftsbewegung einen besonderen Aufschwung. Viele kleine Streikämpfe werden geführt, hartnäckig und lange, die nicht immer mit Erfolg enden, weil trotz der Kleinindustrie sich schon Kartellabschlüsse und die Bildung von Unternehmerverbänden auch in dieser Gegend auswirken. Ab 1903 ist Solingen sozialdemokratischer Wahlkreis, wobei die Haltung der Arbeiterschaft wesentlich konsequenter links ist als die der gewählten Repräsentanten. 1910 tritt Karl Liebknecht bei einer großen Kundgebung und Demonstration in Solingen auf. Die Tendenz gegen die Rechten in der Partei hat sich nach 1914 immer stärker gezeigt. Man kann sagen, daß die

Franziska Lohbach, Günter Judick: Unser Solingen

Organisation der SPD in dieser Gegend fast geschlossen in die USPD übertritt. Spartakisten hat es hier auch gegeben, allerdings wenige, der Weg der Masse der Arbeiter führt hier über die USPD in die KPD. Die Mehrheit der Solinger Arbeiter war in den 20er Jahren kommunistisch orientiert, und so blieb es bis 1933. Es gab starke Massenorganisationen unter kommunistischem Einfluß wie die Arbeitersportvereine und auch die „Naturfreunde“, die schon eine alte Gründung der Arbeiterbewegung sind.

Mein Mann war ein gelernter Schlosser. Vor 1933 war ja eine sehr bewegte Zeit, besonders hier — es wurde viel gestreikt, und er stand immer bei den Streikenden, trat hervor, war in der Streikleitung oder so ... und flog dann raus. 33 kam er ins Lager. Danach ging er in einen Betrieb arbeiten, wo er von der Gestapo beaufsichtigt wurde. Im Krieg haben sie ihn an die Ostfront geschickt, er war ein Jahr Soldat, dann ist er übergelaufen auf die sowjetische Seite. In der Gefangenschaft war er relativ kurz, er ist Ende 45 wiedergekommen. Natürlich war das eine schwere Zeit, das kann man verstehen, daß die Sowjetischen damals nicht allen Gefangenen glauben konnten, daß sie wirklich Kommunisten waren. Das mußte im Laufe der Zeit durch Wissen und Handeln bewiesen werden. Nach dem Krieg hat der Willi politisch gearbeitet, bei der Zeitung. Da blieb er bis 1956, zum Verbot der KPD. Dann ging er in einen Großbetrieb hier, wurde ein Jahr später freigestellter Obmann. Er war unter den Arbeitern sehr bekannt und ist es auch heute noch. Nach vier Jahren hat die Firma ihn durch allerlei Machenschaften als Obmann auf die Seite geschoben. Aber er ist bis zu seinem Tode Betriebsrat geblieben.

1937 bin ich in die illegale KPD eingetreten, nachdem wir uns zusammengerauft hatten. Mein Mann war ein sehr geduldiger Mensch, der sehr viel wußte und vieles erklären konnte. Der mir auch mit seinem Wissen imponierte. Er hatte sich schon als ganz junger Mensch auf vielen Gebieten Wissen angeeignet, autodidaktisch. Nicht nur in Politik und Geschichte, auch in der Geologie zum Beispiel. Ich selbst bin Arbeiterin, ich hab 20 Jahre an der Druckmaschine gestanden. Die Kollegen, mit denen ich vor 33 in einem Betrieb arbeitete, waren hauptsächlich in der SPD, zwei oder drei waren Kommunisten. Aber auch die in der SPD waren fortschrittlich. Mit diesen Kollegen habe ich mich sehr gut verstanden, wir haben viel diskutiert. In unserem Betrieb war ich die einzige Frau, die am 1. Mai nicht arbeitete. Die anderen Frauen haben Fenster geputzt und andere Sachen erledigt, die sie ohne die Arbeiter tun konnten. So war das um 1925 herum, in diesem Betrieb jedenfalls. Der 1. Mai war kein offizieller Feiertag. Ich bin zur Maidemonstration „festen“ gegangen, wie man sagte. Mit den Kollegen. Und die schützten mich natürlich gegen den Chef, der mich sonst wohl rausgeworfen hätte. Das war so ein kleiner Schritt voran für mich.

Als größte antifaschistische Aktion in diesem Raum, bei der sich die Stärke der Arbeiterklasse voll gezeigt hat, kann man die Thälmannkundgebung 1932 im Wuppertaler Stadion ansehen. Goebbels wollte noch im November 1932 auf die Thälmannkundgebung antworten, er bestellte sich eine Veranstaltung in Hagen. Aber er bekam buchstäblich kein Bein auf die Erde, denn die gemeinsame Ab-

beschleunigt den Übergang zur handwerklichen und bald auch frühindustriellen Großproduktion. Seit dem Jahre 1401 sind die Solinger Härter und Schleifer als Zunft anerkannt und besitzen das Recht, bestimmte Produkte allein herzustellen.

In diesem Gebiet früher Industrialisierung erwirbt auch das entstehende Proletariat einige seiner ersten Erfahrungen im organisierten Kampf. Die Bruderschaften — wie man die Zünfte in Solingen nannte — zerfielen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, vor allem die Messerschmiede wurden immer häufiger in den Status von Lohnarbeitern gedrängt. Die „Fertigmacher“, die das Endprodukt herstellten und die Verbindung zum Markt besaßen, brachten zusammen mit dem Handelskapital die anderen Produzenten in ihre Abhängigkeit. Aus gleichberechtigten Zunftbrüdern werden Unternehmer auf der einen, Lohnarbeiter auf der anderen Seite. Auch wenn ein Teil dieser Arbeiter als sogenannte Heimarbeiter noch bis heute mit eigenen einfachen Produktionsmitteln arbeitet — an Schleifböcken in wasserbetriebenen Kotten —, sind Rohstoffe und Produkte doch Eigentum der Unternehmer, ist die Arbeit, obwohl selbst eingeteilt und organisiert, fremdbestimmte Lohnarbeit.

Im Jahre 1776 streiken in Solingen die Messerschmiede für höhere Löhne, worauf die Unternehmer mit einer Aussperrung antworten. Das sind völlig neue Kampfformen, Ausdruck einer neuen, heranreifenden Gesellschaftsordnung mit neuen Gegensätzen. Der Kampf endet mit einer Schlichtung durch die Landesregierung.

1795: wegen der Kriege gegen das revolutionäre Frankreich herrscht Hochkonjunktur in der Waffenindustrie, zugleich wird infolge der Rüstungslasten das Geld immer weniger wert und, da ein großes Heer ernährt werden muß, werden Lebensmittel knapp, steigen die Preise. Hungernde erstürmen das Haus des Solinger Amtmanns und zerstören es. Pfälzische Soldaten werden gegen die Menge eingesetzt, sechs Menschen werden erschossen.

Die Zukunftsperspektive dieses Kampfes beginnt sich schon abzuzeichnen: zu den wenigen Spuren des utopischen Sozialismus in Deutschland gehört das Wirken von Moses Hess in Wuppertal, eines Freundes des jungen Friedrich Engels.

Gleich nach dem Krieg bildete sich hier die sogenannte Antifa, das war die Zusammenarbeit aller antifaschistischen Parteien. Die gab es in jedem Stadtteil. Wir haben angefangen, über den Aufbau der Stadt zu beraten, über die naheliegenden Aufgaben, die nach der Zerschlagung des Faschismus vor uns standen. Ich war hier im Viertel dabei. Weil Solingen zum großen Teil zerstört war, hatten wir zunächst einmal beschlossen, daß die bekanntesten Faschisten Trümmer schippen sollten. Wir sind zu denen hingegangen, haben sie geholt und haben sie enttrümmern lassen. Das ging zwei Tage. Dann griff die Besatzungsmacht ein. Sie sagten: „Stopp, das dürft ihr nicht, da habt ihr kein Recht zu, die Nazis zu bestrafen.“ Und schickten sie wieder nach Hause. Wir wurden schon sehr bald entmündigt, in all den Sachen, die wir uns vorgenommen hatten. Wir konnten mit Erlaubnis der Besatzungsmacht nur ganz kleine Aufgaben erledigen, wie Beaufsichtigung des Großmarkts und so. Die Antifa zerbrach sich sehr schnell. Und wir kriegten wieder diesen kommissarischen Ober-

bürgermeister von vor 33, der eingesetzt worden war, nachdem die Bevölkerung dreimal hintereinander unseren Genossen Albert Müller gewählt hatte. Erst spät haben sie die Parteien zugelassen. Dann waren wir hier wie vor 33 die stärkste Partei, und außer dem kommissarischen wurde noch ein Genosse von uns Bürgermeister. Er ist es aber nur, glaube ich, ein Jahr lang gewesen. 1948 wurde gewählt, es war noch ein anderer Wahlmodus als später. Wir kamen mit einer Gruppe von elf Abgeordneten in den Stadtrat. Die FDP hatte weniger Abgeordnete als wir, acht. Darunter war, von 48 bis 52, der heutige Bundespräsident Scheel. Im vorigen Jahr ist er als Ehrengast zur 600-Jahr-Feier der Stadt Solingen gekommen. Er wurde natürlich mächtig umdrängt von allen. In seiner Rede hat er vom Neuanfang nach 1945 gesprochen, von der Zusammenarbeit — auch mit den Kommunisten. Vielleicht ist ihm das eingefallen, als er uns frühere Stadtverordnete gesehen hat. Allerdings hat er behauptet, es wäre damals eine kommunistische Partei von ganz anderem Charakter gewesen als heute. Was anders war, hat er nicht erwähnt. Dann ist er auf mich zu, begrüßt mich und fragt auch noch: Na, Frau Lohbach, wie hab ich das gemacht mit den Kommunisten? Ich hab ihn mit dem zukünftigen kommunistischen Fraktionsvorsitzenden in Solingen bekannt gemacht, Horst Krämer, der jetzt bei den Wahlen kandidiert. Das ist so eine Episode, die hat sicher auch damit zu tun, daß wir hier nach 45 viel gearbeitet haben, als Kommunisten gearbeitet haben, aber mit der Wertschätzung auch der Stadtverordneten, die das beurteilen konnten. Obwohl die offizielle Politik dann ganz anders ging.

Mit unseren elf Genossen damals waren wir eine starke Kraft. 1948 ging es hauptsächlich um den Aufbau: um den Bau von Schulen, von Straßen. Ich habe in verschiedenen Ausschüssen gearbeitet, mit unbegrenzter Arbeitszeit. Hier zu uns nach Hause kamen Wohnungssuchende und andere, die Hilfe brauchten. Und es war klar, daß man sich ganz persönlich für jeden Fall einsetzte. Nach der zweiten Wahl hatten wir noch mit der SPD zusammen eine Mehrheit im Stadtparlament. Wir haben da oft Beschlüsse gegen die CDU und FDP, die zusammengingen, durchgebracht. Natürlich kamen auch damals schon schlimme politische Angriffe auf unsere Partei, aber wir hatten Genossen, die konnten ihnen sehr gut antworten, so daß wir oft die Lacher auf unserer Seite hatten. Anfang der fünfziger Jahre, als es um die Remilitarisierung ging, hat es sich gezeigt, wie groß der Einfluß der fortschrittlichen Kräfte unter der Jugend war. „Nie wieder Krieg“, das hat vielen unmittelbar eingeleuchtet.

1952 hat die Jugend hier in Solingen eine Demonstration abgehalten, die polizeilich durchaus genehmigt war. Mein Mann arbeitete damals in Düsseldorf, er hatte viel zu tun und kam erst am Abend zurück. Kommt aus dem Bahnhof raus und sieht, wie die Jugendlichen demonstrieren. Und wie die Polizei sie prügelt. Zum ersten Mal seit 1945 hat die Polizei in Solingen da Demonstranten geschlagen, mit Knütteln. Mein Mann ist sofort zu ihnen, hat ihnen beigestanden. Verschiedene Demonstranten wurden von der Polizei aufgeschrieben. Der Willi hat gesagt, ich stelle mich euch als Zeuge zur Verfügung, ich hab gesehen, was los war und wer geschlagen hat. Und er hat auch zu den Polizisten gesagt, wie sie denn dazu kommen, auf die Jugendlichen einzuprügeln. Das war das Vergehen. Er hat auch einen Prozeß bekommen, als Angeklagter, nicht als

Zeuge. Sie haben ihn zu sieben Monaten Gefängnis verurteilt. In der schriftlichen Begründung stand, daß er „mit seiner überdurchschnittlichen Intelligenz“ hätte erkennen müssen, daß er besser ruhig an der Demonstration vorbeigegangen wäre, ohne sich einzumischen. Natürlich hat er auch vor Gericht noch einmal unterstrichen, wie berechtigt die Demonstration gewesen ist. Er hat die sieben Monate ganz abgesessen.

Danach wollte man ihm wegen dieser Verurteilung die kleine Rente, die er für die Gesundheitsschäden aus der Haft bei den Nazis bekam, wieder aberkennen. Damals entschied darüber ein Ausschuß von Stadtverordneten, die haben mit einer Stimme Mehrheit beschlossen, ihn nicht abzuerkennen. Kurz drauf wurde das anders geregelt, der Ausschuß wurde aufgelöst.

Es war eine sehr arbeitsreiche Zeit. Und auch eine kraftvolle Zeit. Es hat viel Freude gemacht, für die Partei zu arbeiten. Viel Freizeit hattest du nicht. Du hattest eine Straßengruppe zu betreuen, eine Betriebsgruppe, und warst noch Stadtverordnete und hattest die Ausschüsse und die Leute, die zu dir kamen ... und andere öffentliche Aufgaben, ich war zum Beispiel auch mal Laienrichter.

Den Naturfreunden sind wir selbstverständlich treu geblieben, von 45 an. Der Willi hat in der Leitung gearbeitet, als zweiter Vorsitzender, er konnte mit seinem Wissen und seiner Erfahrung viel beitragen. Wichtig war, daß auch da Vorträge gehalten wurden und die jungen Leute sich bildeten. Das war sogar ganz entscheidend, daß nicht nur so schöngeistig gewandert wurde. Der Willi hat es verstanden, die Freude der Jungen an der Landschaft, am Herumwandern in der Natur zu nutzen, um ihnen Wissen beizubringen und Interesse für die eigene Geschichte, vor allem für ihre Geschichte als Arbeiter hier im Bergischen.

Ein großes Beispiel liefert das Wirken von Carl Klings, des „eigentlichen Führers der rheinischen Arbeiterbewegung“, wie Marx Ende der 50er Jahre schreibt. Klings ist Messerschleifer, er hat einen Kotten außerhalb Solingens, arbeitet zeitweilig selbständig wie die meisten Solinger Arbeiter und hat dadurch verhältnismäßig viel Bewegungsfreiheit. Er steht schon als 21jähriger bei den Aktionen der 48er Revolution an der Spitze der Arbeiter seiner Stadt. In der Zeit des Verbots jeglicher Arbeiterbewegung, während des Kölner Kommunistenprozesses, organisiert er eine Solidaritätssammlung für die angeklagten Genossen. Er versteht es, unter den damaligen Bedingungen die legalen Möglichkeiten so zu nutzen, daß auch polizeiliche Untersuchungen gegen ihn nicht zu einer Anklage führen. In den 50er Jahren wird mehrfach versucht, ihn wegen Verstoß gegen die Arbeitervereinsgesetze zu verurteilen, aber das gelingt nie, obwohl alle Untersuchungen darauf hindeuten, daß er ständig Kontakte unterhält. Das bekannteste Ereignis, das die Kontinuität der Arbeiterbewegung im Bergischen Land vom Bund der Kommunisten an bis in die 50er Jahre beweist, ist eine Versammlung in Wald mit mehr als 70 Teilnehmern aus Elberfeld, Wermelskirchen, Solingen. (So der Polizeibericht. Ob weitere Orte vertreten waren, ist nicht bekannt.) Dort wurde über die nächsten Schritte der Arbeiterbewegung dieser Gegend beraten. Eine große Rolle hat ein Streikkampf in Elberfeld dabei

gespielt, man hat diskutiert, ob man diese Form des Kampfes ausdehnen kann auf andere Orte. Offensichtlich war das nicht möglich.

1863 hat Klings im Auftreten Lassalles, der ebenfalls persönlich in dieser Gegend wirkte, den Schritt zur selbständigen Arbeiterpartei begrüßt. Er hat den unter seinem Einfluß stehenden Solinger Arbeiterbildungsverein zum ADAV gebracht. Aber Klings und seine Anhänger bekannten sich nicht zu allen theoretischen Auffassungen Lassalles. Immer wieder erinnert Klings daran, daß der geistige Vater der Arbeiterbewegung nicht Lassalle, sondern Marx ist.

Lassalle selbst hat in Ronsdorf und Solingen einige seiner bedeutendsten Reden gehalten. Gegen sein erstes Auftreten in Solingen protestiert die Fortschrittspartei und versucht, die Versammlung zu sprengen. Es kommt zu einer Messerstecherei. Danach werden zwei Arbeiter angeklagt und zu Gefängnis verurteilt. Sie lehnen Lassalles Vorschlag ab, ein Gnadengesuch an den König zu richten; sie ziehen die Auswanderung vor und reisen über London nach Amerika, besuchen auf diesem Wege Marx.

Der Willi hat immer aufs Anschauliche großen Wert gelegt. Er hat bei Wanderungen auf das aufmerksam gemacht, was man noch sehen konnte aus der Geschichte, auch geologische Beispiele hat er gezeigt. Er hat das gut gemacht. Er selber war ja Autodidakt und hat selber geforscht in Geologie und Heimatgeschichte. Durch seine Vorträge und Lehrwanderungen war er sehr bekannt über Solingen hinaus. Naturfreundegruppen im weiten Umkreis haben ihn zu sich eingeladen.

„Aber Steine sind doch nicht eigentlich fortschrittlich?“
Oder doch. Das kommt darauf an, wie man es auslegt. (Lacht.) Es kommt doch darauf an, wie die Menschen mit dieser Natur gearbeitet haben, dann mußt du ja auf den Fortschritt kommen. Willi hat auch versucht, ein besseres Allgemeinwissen zu vermitteln. Als es ihm schon ziemlich schwer fiel, hat er es sich nicht nehmen lassen, seine Vorträge zu halten. Er lehrte die Jungen vieles, zum Beispiel auch das Platt der Städte hier zu unterscheiden, das für ein fremdes Ohr ganz gleich klingt. Er hat mit ihnen die Sprachgrenzen festgestellt; sie sind hingefahren, haben an den Häusern geklingelt, die Menschen sprechen lassen, der Willi hat sie auf die kleinen Sprachunterschiede aufmerksam gemacht ... Er hat sich hunderttausend solche Sachen ausgedacht, mit denen man die nähere Heimat entdecken kann.

Heute befindet sich der ganze Raum in einer Strukturkrise, die alten Industrien verschwinden mehr und mehr. Von den 45 Betrieben, die früher Rasierklingen hergestellt haben, gibt es jetzt nur noch zwei. Zunehmend wächst die Abhängigkeit von der Autoindustrie, Zulieferbetriebe haben sich hier angesiedelt. Jedoch verlagern eine ganze Reihe von Betrieben heute wieder ihre Fertigung in Billiglohnländer. Dahinter steckt ein Stück besonderer bergischer Klassenkampf: hier besteht, im Vergleich zur gesamten Bundesrepublik, ein relativ hohes Lohnniveau, so daß mit der Strukturkrise der Versuch zusammenfällt, jahrzehntealte Vorreiterpositionen in der Lohnhöhe abzubauen.

Es geht jetzt nicht nur um Arbeitsplätze und Löhne, es geht auch schon um die Erhaltung der Landschaft — gegen unsinnige Autobahnprojekte und gegen die

Verschmutzung des Wassers. In den letzten Tagen konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Vereinbarungen zwischen der BRD, Frankreich und Holland, nach denen bis 1977 die Verschmutzung des Rheinwassers auf einen bestimmten Grad zurückgedrängt werden soll, aufgeschoben werden. Begründung: man braucht das Geld für andere Dinge, man will die Industrien jetzt nicht mit großen Auflagen belasten. Solingen ist dadurch mitbetroffen, weil es zu bestimmten Zeiten auf das Rheinsickerwasser angewiesen ist. Schon jetzt protestieren die Bürger, wenn sie an das andere Wasserwerk angeschlossen werden, weil sie glauben, sie werden vergiftet.

(Franziska bringt aus den Papieren ihres Mannes Konzepte zu Vorträgen, die er bei der Naturfreundejugend gehalten hat. Ein Redekonzept heißt „Aus der Geschichte der heimischen Arbeiterbewegung“, ein anderes „Wie mache ich eine Wanderung zum Erlebnis“. Und „Die wirtschaftliche Entwicklung des Bergischen Landes“ fängt mit der Notiz an: „Als Naturfreunde befassen wir uns auch mit den Fragen und Dingen unserer Heimat. Dabei können wir einesteils objektiv sein, andererseits sind wir gebunden, parteilich, dem Fortschritt, der Entwicklung das Wort zu reden. Das gilt für alle Gebiete des Wissens, der Erkenntnis...“)

Nach dem Tode Willi Lohbachs wurde ein geologischer Lehrpfad in der Umgebung der Stadt nach ihm benannt, in Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung der näheren Heimat. Franziska Lohbach erläutert das mit einer Formulierung, die ich so ähnlich auch von anderen Genossen gehört habe: Die Stadtverwaltung kam einfach nicht umhin, seine Leistungen auf dem Gebiet der heimatkundlichen Forschung und seine Tätigkeit als Lehrer besonders der Jugend zu würdigen.

Pantalej Zarev Grundzüge der bulgarischen Nationalliteratur

Schon in der Periode der nationalen Befreiungskämpfe im 19. Jahrhundert hielt die bulgarische Intelligenz Fühlung zu den geistigen Strömungen des übrigen Europa; sie nahm den internationalen Humanismus auf, ohne jedoch den nationalen Charakter ihrer eigenen Werke über dem „Allmenschlichen“ aufzugeben. Grundsätzlich national orientiert, der Vernunft verpflichtet und sozial interessiert blieben sogar die Individualisten und die von der westlichen „décadence“ beeinflussten Dichter unseres Landes. Nicht zufällig ist die bulgarische symbolistische Dichtung vor allem ethisch geprägt, und das bei Dichtern so unterschiedlicher politischer Standorte wie dem Staatsbeamten Nikolai Liliev und dem Kommunisten Christo Jasenov, bei Dimčo Debeljanov und Emanuil Popdimittrov.

Daneben bestand eine reiche Literaturströmung, die der Tradition des Realismus verpflichtet war und daher auch vom programmatischen Ansatz her allgemein menschliche Darstellung und nationale Konkretheit miteinander zu vereinen suchte. Der Klassiker unserer Literatur und große Humanist Ivan Vazow leistete hier — unmittelbar nach der Befreiung vom osmanischen Joch — einen bedeutenden Beitrag, der Maßstäbe für die spätere bulgarische Literatur setzte. Die Vereinigung der internationalen wie der nationalen Einflüsse vollzog sich selten auf dem Weg einfacher Harmonisierung. Schon der Wegbereiter des Symbolismus in Bulgarien, Penčo Slavejkov, rang in seinem persönlichen Schicksal und Werk mit den Widersprüchlichkeiten der Zeit, war der Goetheschen Tradition wie auch dem Einfluß Nietzsches verpflichtet.

In der Biographie Pejo Javorovs steigert sich noch diese quälende Suche, verknüpft sich das nationale Leid mit dem Leiden an den ungelösten Menschheitsfragen. In seinen letzten Schaffensjahren wird Javorov zwischen einer individualistischen Unrast und dem Anspruch seiner sozialen Ethik hin- und hergerissen. Die gleiche Ethik bringt den jungen Modernisten Geo Milev in die Reihen der antifaschistischen Aufrührer, er besang den Aufstand des Jahres 1923, wegen seines Poems „September“ wurde er bestialisch ermordet. Aus der gleichen Tradition wird Jasenov Mitglied der Kommunistischen Partei und schreibt der Soldat des 1. Weltkrieges Debeljanov seine humanen und realistischen Gedichte von der Front. Der bulgarische Schriftsteller nach der nationalen Befreiung hatte ein „großes Gewissen“; das macht ihn nicht nur für das Publikum im engeren nationalen Sinne groß, sondern gibt ihm auch Bedeutung für Europa.

Man kann mit gutem Recht sagen, daß die bulgarische Literatur von der nationalen Befreiung an europäischen Charakter trug. Denn seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durchlebte sie alle Phasen, die auch die anderen großen Literaturen kennen: den kritischen Realismus mit Richtung auf eine sozialistische Literatur, den Modernismus, einen späteren spezifisch modifizierten kritischen Realismus und schließlich den Sieg der sozialistisch-realistischen Tendenz in der allgemeinen Literaturentwicklung.

Als sich nach dem ersten Weltkrieg und der Oktoberrevolution eine neue, proletarisch-revolutionäre Literaturströmung herausbildete, verlor auch sie, bei allem internationalistischen Pathos, nicht ihre nationale Klangfärbung. Es entstand eine neue Wechselwirkung zwischen dem allgemein Humanen und dem Nationalen, dem parteilich Internationalen und dem sozial engagiert Nationalen. In verschiedenen Ausprägungen — von Smirnenski bis Vapcarov — bildete diese proletarisch-revolutionäre Literatur eine weitere Voraussetzung für die Entwicklung der sozialistisch-realistischen Literatur nach dem 9. September 1944, dem Datum des siegreichen Volksaufstands und der Befreiung vom Faschismus.

Die stürmischen revolutionären Prozesse, die sich nach der Befreiung vom Faschismus vollzogen, veränderten grundlegend das Bewußtsein der Menschen. Neue Probleme und Konflikte traten in den Vordergrund, und der Literatur stellten sich neue künstlerische Aufgaben: die revolutionären Veränderungen mit ihren Mitteln zu gestalten, um mit der zwar komplizierten und widersprüchlichen, letztlich aber aufsteigenden Linie der gesellschaftlichen Entwicklung Schritt halten zu können. In den vergangenen 30 Jahren hat unsere Literatur einen Weg zurückgelegt, auf dem sie heftige ideologische Zusammenstöße, schwere moralisch-psychologische Konflikte und große schöpferische Erfolge erlebten.

In den ersten Jahren bildete vor allem die Dynamik der Ereignisse den Antrieb für das künstlerische Schaffen. Es erschienen Werke unmittelbar aktueller Thematik, die getragen waren von der Begeisterung über die Siege gegen die faschistischen Armeen, über den unbeugsamen Willen der Partisanen und ehemaligen politischen Häftlinge, die nun die bulgarische Armee befehligten, über die neu errungene Freiheit und die eingeleitete neue Entwicklung. Indem die Autoren die revolutionären Veränderungen bejahten und feierten, sprachen sie von ihrem tiefen Gefühl für das eigene Land, das so viel gelitten hatte und nun wieder neu erstand. Der Glaube an die Zukunft war so ungestüm, daß man buchstäblich die Veränderung des Lebens in der Frist von Stunden, das Auftreten des neuen Helden und Erbauers der neuen Gesellschaft innerhalb von Tagen beschwor. Sogar die bis dahin eher egozentrische und keiner Partei verbundene Lyrikerin Elisaveta Bagrjana schrieb 1946:

Es wächst in den unsteten Tagen
Der junge Mensch der Zeit,
Wird vielleicht nur in wenigen Jahren
Um ein Jahrhundert alt.

Wichtig für diese Haltung war zweifellos das Beispiel der Sowjetunion, wichtig auch für die tiefe Überzeugung, daß der ersehnte Zustand der neuen Gesellschaft bald eintreten würde. Wichtig war, daß der Glaube an die eigene Kraft, die nun mögliche Entwicklung als etwas real zu Verwirklichendes scheinen ließ. Nicht nur die Dichter waren damals von einem grenzenlosen Kollektivgefühl und von der Idee der Überlegenheit des neuen Lebens erfüllt.

Die Atmosphäre dieser Zeit fand ihren Ausdruck in den „Partisanenliedern“ von Veselin Andreev, dem Poem „Vela“ von Dora Gabe, in den Gedichten Mladen Isaevs und Nikola Furnadžievs. Sie zeigt sich in besonderer Weise in den Werken über den Vaterländischen Krieg, wie dem Erzählband „Zweite Kompanie“ von Pavel Vežinov, dem Poem „Goran Gorinov“ von Lamar, den Erzählungen und Gedichten derer, die im Krieg gekämpft hatten: Stojan C. Daskalov, Ivan Martinov, Emil Manov, Veselin Hančev. Von einer verwandten Stimmung getragen waren die gleichzeitigen Lyrik- und Prosatexte, die von der Arbeitsheroik der Jugendbrigaden handelten. Georgi Karalsavov veröffentlichte neben seinen „Dorfgeschichten“, darunter die bedeutende Novelle „Tango“, das Buch „Der Paß der Republik“ (1947). Der Durchbruch durch den Paß, der Bau der Eisenbahnlinie Pernik-Volujak wurden hier zum Symbol der neuen tätigen Liebe der jungen Bauherren zu ihrem Land.

Der Schriftsteller dieser Jahre empfindet sich noch nicht als Chronist, sondern wirkt als lebendige Antenne der umgebenden Ereignisse. So gewannen die kleinen und nicht immer gelungenen Werke ihr Publikum, weil sie die Begeisterung der Zeit in sich trugen.

Eher unbemerkt begannen einige Autoren in jenen Jahren mit der Arbeit an historisch orientierten Werken. Gjončo Belev veröffentlichte das zweite Buch der Reihe „Geschichten aus dem Leben Minko Minins“ mit dem Titel „Neue Menschen“, Stojan Daskalov schrieb den ersten Teil seines historischen Romans „Der Weg“, und Dimitar Dimov arbeitete an den ersten Kapiteln seines inzwischen weltberühmten Romans „Tabak“. Aber schon in dieser überaus lebendigen literarischen Atmosphäre Ende der 40er, Anfang der 50er Jahre wuchs die Grundhaltung einer nur äußerlichen Feierlichkeit und klassizistischen Pose des Vorzeigens einer nahezu konfliktlosen, fast schon vollkommenen Welt heran. Daraus folgten literarische Schönfärberei, ein Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und ihrer nicht selten gefälschten Widerspiegelung.

Dennoch kam in diesen Jahren mit Daskalovs „Eigenes Land“ ein etwas roh geschriebenes, aber wahrheitsgetreues Buch heraus, in dem die Schwierigkeiten der Veränderung geschildert wurden, die Verflechtung von historischem und persönlichem Drama der Menschen, die mit ihrer Vergangenheit in das neue Leben ein-

treten. Dies blieb aber eine Einzelperscheinung; die Literatur generell pflegte den gehobenen Dithyrambus. Sie setzte den Lesern eine neue Wirklichkeit vor, ohne ihr künstlerisch nahe zu stehen. Den Charakteren fehlte die reale Kompliziertheit. Die großen realistischen Entwürfe wurden in dieser Zeit in historischen Romanen verwirklicht, in: Dimovs Roman für den antifaschistischen Kampf „Tabak“, Dimitar Talevs Roman über die Zeit der nationalen Wiedergeburt — der die Vazovsche Tradition fortsetzte — und in Stojan Zagorčinovs „Fest in Bojana“, das die Anfänge der Renaissance in Bulgarien behandelt.

Erst das Aprilplenum der Bulgarischen Kommunistischen Partei 1956 bahnte den Weg zu einer neuen Sicht der Realität und zu neuen Lösungen im Leben wie in der Kunst. Da die Losung „Stärker mit dem Volk verbunden, dem Leben näher!“ auch auf die Kunst Anwendung fand, konnten nun Werke erscheinen wie die Tetralogie von Talev, die Romane „Ivan Kondarev“ von Emilijan Stanev, „Einfache Menschen“ von Georgi Karaslavov, „Auf deinen Wegen bin ich gegangen“ von Nikola Furnadžiev, die Dramen „Ivan Šišman“ von Kamen Sidarov, „Jeden Herbstabend“ von Ivan Pejčev und Dimovs „Frauen mit Vergangenheit“ und „Der Schuldige“.

In diesen und anderen neuen Büchern stellten sich die Autoren der realen Wirklichkeit. Die Zeit des hohlen Enthusiasmus war vorbei, angestrebt wurden Gedankentiefe und eine Parteilichkeit von der Sache her, nicht von äußeren Floskeln, sowie die Wahrheit des Volkscharakters in der literarischen Darstellung. Es entspannen sich ideologische und ästhetische Kämpfe um ein hohes Niveau unserer Literatur. Der Aufruf zu einer Kunst ohne falsche Sentimentalität und hohles Pathos unterstützte die gesellschaftliche Entwicklung, gerade so wie diese unterschiedliche künstlerische Experimente in den verschiedenen Genres.

Die positive Entwicklung, die unsere Gesellschaft nach 1956 nahm, hob auch das nationale Selbstbewußtsein. Man schenkte all dem neue Aufmerksamkeit, was die Spuren heldenhafter Kämpfe in der Vergangenheit trug: historischen Denkmälern, dem alten, von der osmanischen Herrschaft unterdrückten Schrifttum, den Anschauungen des Volkes in der Vergangenheit, insbesondere der von der offiziellen christlichen Kirche verketzerten Widerstandsbewegung der Bogumilen. Diese positiven nationalen Traditionen, die Erkenntnisse der alten Wünsche und Forderungen des Volkes können unmittelbar verbunden werden mit den Aufgaben zur Errichtung einer neuen Gesellschaft unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer Kommunistischen Partei.

Diese neue geistige Atmosphäre nach 1956 war patriotisch und sozialistisch zugleich; es gelang ihr, den neuen Humanismus mit dem Humanismus vergangener Jahrhunderte zu verbinden, ihn aufzunehmen und ihn dabei an Radikalität und wirklichkeitsgebundenem Inhalt zu übertreffen. Auf diese Weise tritt der sozialistische Internationalismus an die Seite der nationalen Tradition. Die bereits geschriebenen nationalen Epopöen Dimovs, Talevs, Karaslavovs erhalten durch diese neue gesellschaftliche Realität eine tiefere Wirksamkeit.

Selbstverständlich entwickelte sich auch diese neue Realität des gesellschaftlichen Lebens in komplizierter Weise. Die Dynamik der technischen Revolution, neue massenhafte Konfrontationen mit Lebensgewohnheiten und Ideen auch aus dem kapitalistischen Ausland bildeten den Ausgangspunkt für Überlegungen um eine neue „Selbsterkenntnis“ der Persönlichkeit. Die Frage nach einer zeitgemäßen und modernen Weltanschauung scheint sich unter diesen Bedingungen nochmals neu zu stellen. Nach Meinung einiger unserer Ästhetiker bildet sich durch den Einfluß der Maschine auf die Psyche des Menschen, durch die veränderten Vorstellungen von Raum und Zeit auch ein neues künstlerisches Verständnis des Lebens heraus; es entsteht gleichsam ein universelles bildliches System, da das menschliche Bewußtsein sich zugleich verändert, dynamischer und fähiger wird, Zeitnahe durch Zeichen oder Symbol aufzunehmen. Nach meiner Ansicht steckt in diesen Theorien über die Tendenzen der gegenwärtigen geistigen Entwicklung etwas Wahres, das man jedoch nicht verabsolutieren sollte. Jedoch stört es das Erscheinungsbild dieser „modernen Sensibilität“, wenn das nationale und das soziale wie das klassenbezogene Bewußtsein mißachtet oder vernachlässigt wird und wenn das durch die Weltereignisse geschärfte kämpferische Gefühl für die Gegenwart gänzlich fehlt. Die Anhänger dieser Theorien vergessen, daß die engagierte Literatur, die Literatur des historischen Vorrückens gegen die Reaktion in allen Epochen avantgardistisch und fortschrittlich ist.

Auch in unserer Literatur fanden Auseinandersetzungen zwischen den skizzierten Positionen statt, wobei das wirklich mit dem arbeitenden Volk Verbundene, das fest Kollektivistische und das in diesem Sinn tief Soziale den Sieg davontrugen.

In ihrem Werk haben Schriftsteller von Rang wie Emilijan Stanev und Dimitar Dimov die Antwort auf die Theorien, die eine „moderne Weltanschauung“ vom klassenmäßig Sozialen und dem nationalen Element trennen wollen, bereits vorgegenommen. Jedoch im Lichte des weltweiten Kampfes der Ideologien ist eine Auseinandersetzung auch bei uns notwendig. Denn das Echo dieser Theorien ist durchaus auch bei einigen jungen bulgarischen Autoren zu vernehmen. In diesem Meinungsstreit wird geklärt werden, was hier und heute das konkrete dialektische Verhältnis von allgemein-menschlichem und nationalem Charakter unserer sozialistischen Literatur ausmacht. Es muß aufs Neue erklärt werden, daß sich unsere moderne Literatur auf die vorherige künstlerische Erfahrung stützt, daß sie das geistige Erbe der Vergangenheit in sich trägt: die kämpferischen Tugenden und den Demokratismus unserer klassischen Literatur vor und nach der nationalen Befreiung und nicht zuletzt ihre Lebensnähe. In unserer gegenwärtigen Literatur vollziehen sich ständig Prozesse der inneren Erneuerung, die von der Weiterentwicklung der sozialistischen Gesellschaft bedingt werden. Ohne diese Prozesse des Kampfes, der Negation und Erneuerung könnte sich auch die Literatur nicht weiter entwickeln.

So verändert sich allmählich die Gattungsstruktur des Romans unter dem Einfluß der Wirklichkeit, die poetische Sprache der Lyrik wird reicher, das Drama wird modernisiert. Die realistische Kraft und Tiefe unserer Literatur wächst.

Dazu gehört immer wieder die bewußte Suche nach der Vergangenheit, nach ihrem moralisch-stürmischen Geist und der uralten Liebe zum Volk (so im „Ivailo“ von Stojan Zagorčinov), den Bogumilenheiligen („Die Legende von Sibin, dem Fürsten von Preslav“ und „Antichrist“ von Emilijan Stanev), der Moralität des Widerstands der Bulgaren in den Rhodopen („Zeit der Trennung“ von Anton Dončev) und viele andere Aspekte der nationalen kämpferischen Tradition in den Werken Genco Stoevs, Vera Mutačievas, Andrej Guljaškis u. a. Ein bedeutender Schriftsteller wie Emilijan Stanev hat sich besonders den alten Schriften zugewandt, den Apokryphen, den historischen Schriften über Bogumilen und andere Ketzerbewegungen, um die bulgarische Nationalität in den Zeiten der Unterdrückung in ihren moralischen und philosophischen Aufschwüngen darzustellen und hieraus auch Aufschlüsse für unser Selbstverständnis in der Gegenwart zu gewinnen.

So bedeutend auch die Gestaltung der Vergangenheit sein mag — als Perspektive für die gesamte zeitgenössische Literatur kann sie nicht befriedigen. Die Wirklichkeit der sich jetzt formierenden Charaktere, ihres reichen und komplizierten Innenlebens wartet auf Gestaltung. Der Künstler hat das in der Gesellschaft noch nicht bewußt Gewordene zu entdecken, das Neue in der Moral und Psyche des Menschen. Die Gegenwart ist nicht in der äußerlichen Beschreibung des Lebens, in der Gestaltung einer Tatsache allein oder eines materiellen Requisites, sei es Fabrik oder Betrieb. Die Gegenwart für die Literatur ist in den Menschen, in ihrem Verhältnis zu den Ereignissen des Lebens. Die Lehren aus den Verirrungen während der Periode der Vergrößerung des Realismus weisen genau in diese Richtung.

In diesem Sinne wurde das Gegenwartsthema im dramatischen Schaffen von Dimitar Dimov und in der Lyrik Nikola Furnadžievs aufgegriffen, ebenso in der Prosa Kalčevs und Guljaškis, Pavel Vežinovs und vieler anderer.

Die sozialistischen Verhältnisse haben der intellektuellen Entwicklung der vormals ungebildeten Arbeiter und Bauern einen gewaltigen Anstoß gegeben. Der veränderten Psyche des Arbeiters begegnen wir in den Romanen Kalčevs; wir finden das Verhalten von Vertretern der neuen Intelligenz in den Erzählungen Vežinovs und das des durchschnittlichen Dorfbewohners in den Werken von Jordan Radičkov. Stand in den ersten Jahren nach der Befreiung vom Kapitalismus noch die Frage „Wer — wen?“, so wird jetzt, nach dem vollständigen Sieg über die reaktionären Kräfte im Innern, die Frage nach dem Menschen und der sozialistischen Humanität gestellt.

Dieses neue Interesse für die Persönlichkeit verändert die künstlerischen Formen. Der Held wird komplizierter und gedankenreicher, sein Denken ergreift Gebiete, die früher dem Soziologen und Psychologen allein gehörten. Selbst der

Dorfbelletrist Radičkov stellt nun seine Themen in einen universellen Zusammenhang. Sehr grundsätzlich werden Fragen der Moral behandelt. Das Thema der menschlichen Gerechtigkeit konkretisiert sich in der Suche nach den Grundsätzen der kommunistischen Ethik. Ein komplizierter Held aus dieser gegenwärtigen, modernen Zeit ist Marin Maslarski in Kamen Kalčevs Roman „Zwei in der neuen Stadt“ mit seiner Trauer, seinem Zurückschrecken vor den Schwierigkeiten des Lebens, seinem guten Herzen und seiner ständigen Selbstironie.

Die Kompliziertheit menschlicher Beziehungen zieht auch Pavel Vežinov in seinem Erzählband „Der Junge mit der Geige“ und in seinem Roman „Die Sterne über uns“ an, wo er die Atmosphäre der heutigen Großstadt einfängt und insbesondere die Probleme der städtischen Jugend gestaltet, ihre Konflikte in Liebe und Ehe und den Egoismus, der sich hinter äußerer „Anständigkeit“ verbirgt. Bogomil Rainov beschäftigt die Dekadenz und der Zynismus der Menschen der alten Gesellschaft; in dem Buch „Wege in das Nichts“ entwickelt er die Frage nach der Moral vom Denken und Verhalten der deklassierten ehemaligen Oberschicht her.

Neue moralische Probleme im Leben auf dem Land zeigt Stojan Daskalov in den Erzählbänden „Zuflüsse“ und „Paradiesvögel“ und in seinen Romanen „Das Dorf bei der Fabrik“ und „Regenrepublik“, desgleichen die Novelle „Matriarchat“ des begabten jungen Autors Georgi Mišev.

In „Bevor ich geboren wurde“ untersucht Ivailo Petrov die teils komischen, teils zerstörerischen Auswirkungen der alten Gewohnheiten auf die Psyche der einfachen Dorfbewohner, die traditionell aber auch Eigenschaften wie Vernunft, Opferbereitschaft und Heldenmut aufweist — wie dies Nikolaj Haitov in seinen thematisch ganz der Vergangenheit gewidmeten „Wilderzählungen“ darstellt.

Unter diesen Werken ragen die Romane von Andrej Guljaški durch ihre differenzierte Darstellung besonders hervor: der Roman „Die sieben Tage unseres Lebens“ erzählt von einem modernen Helden, einem Ingenieur, und in „Ein Tag und eine Nacht“ kehrt der Autor zu den Helden seiner früheren Bücher zurück, fragt nach ihrem Schicksal unter den geänderten Bedingungen in Staat und Gesellschaft. Hier verbindet sich die Begeisterung über das inzwischen Erreichte mit der Sehnsucht nach der vergangenen Heroik der ersten Jahre nach dem 9. September 1944.

Zugleich verändert sich die Rolle des Erzählers. In einer wachsenden Zahl von Werken, die als Ich-Erzählung in Form eines Monologs oder Tagebuchs geschrieben sind, wird der Autor zum Gesprächspartner des Lesers; zugleich rückt die Erzählung näher an die innere Welt des Menschen heran. Bezeichnenderweise sind gerade so bedeutende neuere Romane wie Kalčavs „Zwei in der neuen Stadt“ und Guljaškis „Ein Tag und eine Nacht“ in der Ich-Form geschrieben. Autoren wie Pavel Vežinov und Bogomil Rainov benutzen immer stärker die

erlebte Rede und den inneren Monolog, um ganz aus der Nähe die geistigen Bewegungen ihres Helden zu verfolgen.

In letzter Zeit spricht man viel und mit Recht vom Intellektualismus der neuesten Prosa, von der Vermischung der Genres und der neuen Einheit von lyrischer und epischer Rede. Jedoch kann man diese neuen Formen mit literarischen Einflüssen allein nicht erklären, sie sind vielmehr Ausdruck einer anderen Haltung zur Wirklichkeit, des neuen differenzierten Inhalts, der es erforderlich macht, dem Leser die Persönlichkeit des Helden näher zu bringen und so die kanonisierten Formen des traditionellen Romans zu durchbrechen.

Dieselbe Entwicklung zeichnet sich in der Prosa der jüngeren Generation ab (bei Stanislav Stratiev, Ljuben Petkov, Vladimir Zarev). Diese Autoren bevorzugen die bis jetzt bei uns wenig vertretenen Gattungen der Novelle und Erzählung. Heute schon nehmen Kurzroman und Novelle ihren Platz neben den monumentalen, meist historischen großen Romanen ein.

In Lyrik und Drama zeichnen sich ähnliche Prozesse ab wie in der erzählenden Literatur. Während sich ein Teil des dramatischen Schaffens auf den gesellschaftlichen Umbruch der Zeit um 1944 konzentriert und damit die Linie der Werke von Krum Kjuljakov, Orlin Vasilev, Kamen Sidarov, Georgi Karaslavov, Loran Strelkov, Ivan Pejčev u. a. fortsetzt, beschäftigt sich eine zweite Gruppe vorwiegend mit moralischen Fragestellungen der heutigen Gesellschaft, so Dimitar Dimov, Georgi Džagarov, Valeri Petrov, Dragomir Asenov u. a.

Im vergangenen Jahrzehnt hat sich unsere Lyrik von den Fesseln äußerlicher Thesen und allgemeiner Posen befreit. Zeitnah und von großem emotionalem Reichtum erscheint das Bild des lyrischen Helden in den neueren Veröffentlichungen der Elisaveta Bagrjana und Dora Gabe, von Christo Radevski und Lamar, Mladen Isaev und anderen. Eine gewisse Vorbildfunktion für die neue Entwicklung in der Lyrik seit Mitte der 60er Jahre scheint der Gedichtband „Auf deinen Wegen bin ich gegangen“ von Nikola Furnadžiev gehabt zu haben. In ihm fehlt jede normative Einengung und Eintönigkeit, das lyrische Ich gewinnt das Große und Bedeutende aus der Wirklichkeit, aus den einfachen Lebensumständen.

Die formale Vielfalt und der neue thematische Reichtum, gegründet auf die wachsende Vielfalt der gesellschaftlichen Prozesse und die immer größere Bedeutung des schöpferischen Prinzips im Leben, haben zu einem breiten Spektrum individueller lyrischer Stile in der Gegenwartsdichtung geführt: neben dem kräftigen und freien aber traditionsgebundenen Vers der Bagrjana klingt der neue von Konventionen unbelastete Blankvers Ljubomir Levčevs, neben der einschmeichelnden Lyrik Mladen Isaevs der poetische Intellektualismus einer Dora Gabe, neben der sprachlichen Direktheit Ivan Pejčevs die poetischen Bilder des Alexander Gerov. Lyrische Neuerungen finden sich in der vielstimmigen Lyrik von Dichtern der jüngeren Generation wie Pavel Matev und in den Blankversen der Stanka Penčeva. Man könnte noch die Namen der Dichter Penyo Penev,

Weselin Chantschev, Blaga Dimitrova, Valeri Petrov, Slav Christov Karaslavov u. a. erwähnen, die auch das gesamte Bild bereichern und von Bedeutung für die weitere Entwicklung der zeitgenössischen bulgarischen Dichtung sind.

In Übereinstimmung mit den anderen Gebieten der Literatur läßt sich auch hier ein breiteres Eindringen objektiver Wirklichkeit und gleichzeitig eine verschärfte moralische Fragestellung feststellen.

Betrachtet man insgesamt die Entwicklung der bulgarischen Literatur in den vergangenen dreißig Jahren, so läßt sich sagen, daß die Haupteigenschaften unserer Klassik — die Nähe der Literatur zum Volk, ihr demokratischer Grundzug, ihr fortschrittlicher Patriotismus und die Fähigkeit, Fragen von allgemein menschlicher Bedeutung auf nationaler Grundlage darzustellen — in unsere sozialistische Literatur eingegangen sind und die weitere Entwicklung mittragen. Diese Eigenschaften erscheinen uns in einem neuen gesellschaftlichen Kontext und vereinen sich mit den Grundsätzen des realen, des sozialistischen Humanismus.

Unsere Literatur hat die Leiden der Menschen unter den kapitalistischen Verhältnissen geschildert, sie hat in kurzer Zeit komplizierte historische Phasen durchlaufen, Enge und Einseitigkeit der ersten Zeit des sozialistischen Aufbaus überwunden und setzt sich heute vertieft mit den Fragen der aktuellen Gegenwart auseinander. Durch ihr gründlich geklärtes Verhältnis zur Gegenwart kann sie sich als die Literatur der sich bildenden neuen sozialistischen Zivilisation auf die Zukunft hin entwickeln. Mit der Realität unseres Landes verbunden, bleibt sie unsere national eigenständige Literatur und gewinnt, da sie in der Auseinandersetzung mit den eigenen Verhältnissen Grundfragen der historischen Entwicklung in der Welt berührt, allgemein menschliche und internationale Bedeutung.

Franz Josef Degenhardt erzählt in seinem zweiten Roman die Geschichte der Heimkehr des Bruno Kappel. Kappel, Rechtsanwalt in Hamburg, fährt zu Beginn des Romans in seine Heimatstadt im Ruhrgebiet, um die Goldene Hochzeit seiner Eltern zu feiern; am Ende des Romans entschließt er sich, seine Hamburger Praxis aufzugeben und in seiner Heimatstadt zu leben und zu arbeiten. Kappel kehrt aber nicht nur im Sinne eines Ortswechsels heim, er kehrt auch zurück in die soziale Umwelt seiner Kindheit. In Hamburg, als Anwalt der gehobenen Mittelklasse, war seine Haltung zu den Mitmenschen von intellektueller Skepsis geprägt, die ironische, teilweise zynische Züge zur Folge hatte. Degenhardt läßt Kappel im Roman diese Haltung nicht nur reflektieren („Ich bin zu weit weggekommen von den Leuten“, S. 67), sondern auch praktisch ändern. Die Annäherung des intellektuellen Individualisten an die „einfachen Leute“ wird als schwieriger, widerspruchsvoller Prozeß dargestellt und durchzieht den ganzen Roman.

Die entscheidenden Anstöße für diesen Prozeß sind freilich nicht intellektueller Art, sondern beruhen auf praktischen Handlungen, gemeinsamen Aktivitäten Kappels mit anderen Menschen. Kappel erlebt bei seinem Besuch in der Heimatstadt eine Bürgeraktion, die gegen die Errichtung eines Truppenübungsplatzes in dem Naherholungsgebiet „Klein-Schweden“ gerichtet ist. Die Ereignisse in und um „Klein-Schweden“ sind das zweite Thema dieses Romans; Degenhardt verknüpft also die Geschichte des Bruno Kappel mit der Geschichte einer politischen Auseinandersetzung zwischen Bürgern und Staat, in die Kappel zunächst aus zufälligem Anlaß (er sucht seine Jugendfreundin Karin Kunze), dann mit noch distanzierter Sympathie und schließlich als engagierter Beteiligter („die erste Demonstration seit Jahren, an der Bruno Kappel wieder teilgenommen hatte“, S. 314) hineingezogen wird. In engem Zusammenhang mit Kappels politischer Entwicklung verläuft seine Liebesbeziehung zu Maria Ronsdorf, einer jungen Kommunistin; Kappel, der mit Frauen zwar gern geschlafen hat, aber keine echte Bindung zu ihnen knüpfen konnte („Nach dem Vögeln, sagte Bruno, kann ich kein Gelaber vertragen. Die meisten labern aber, und dann schmeiß ich sie raus“, S. 40), lernt durch die Liebe zu Maria auch im persönlichen Bereich dazu. Als er nach einer zeitweiligen Trennung von Maria zu ihr zurückkommt, reflektiert er: „Anderthalb Monate bin ich nicht mit Maria zusammen gewesen, dachte er, das ist wichtig, und darüber erschrak er fast.“ (S. 191) Degenhardt nutzt die Darstellung des Bürgerkomitees, seiner Erfolge und Mißerfolge, um ein ganzes Spektrum von Personen im Roman vorzuführen. Die Hauptpersonen der „Zündschnüre“ treten wieder auf, Ernst (Fänä) Spormann und seine Frau Sugga, beide in der DKP aktiv; Waldemar (Tünnemann) Niehus, inzwischen Landtagsabgeordneter der SPD; die alte Berta Niehus; Herbert (Viehmann) Ronsdorf, der eine Abschleppfirma und Autowerkstatt betreibt und geheime Sympathien für militante Aktionen bewahrt hat. Hinzu kommen neue Menschen, Kappels Jugendfreund Tom Strathmann, ein politisch engagierter Arzt; Karin Kunze, die als Anarchistin den politischen Kampf durch indivi-

duelle Gewalt ersetzt; Kappels Eltern und Geschwister; die Leute aus der DKP-Stadtteilgruppe, darunter Heinz Spormann, Fänäs Sohn; Kappels Studienfreund Martin Baller, Staatsanwalt in Hamburg, und etliche andere. Eine von Degenhardts Stärken ist es, diese Personen mit wenigen, charakterisierenden Zügen vorzustellen, sie in einer bestimmten Situation, einem typischen Milieu zu zeigen. Sie bekommen individuelle Züge, werden nie starre Schemata, und sind doch repräsentative Vertreter sozialer Schichten und Gruppen unserer Gesellschaft; Individualität und Repräsentanz der Figuren bilden eine Einheit.

Die Handlung des Romans ist dabei höchst aktuell, spielt in unserer unmittelbaren Gegenwart. Bürgerinitiativen wie in Wyhl oder in Nordhorn-Range könnten reale Vorbilder für „Brandstellen“ gewesen sein, bis hin zu Einzelheiten wie der Schädlichkeit ultralinken Aktivitäten und dem Nutzen, den die politische Reaktion aus anarchistischem Terror zieht (Degenhardt läßt die Anarchisten in seinem Roman von einem Polizeispitzel lenken). Daß diese Aktualität des Romans bürgerlichen Kritikern nicht behagt, verwundert kaum; die Autoren von „Titel — Thesen — Temperamente“ fanden „Brandstellen“ „so eng am politischen Geschehen, daß der Roman fast zur Kolportage (!) gerät“ (ARD, 6. 2. 1975), Peter W. Jansen konstruierte in der *Zeit* einen Widerspruch von politischer und literarischer Qualität: „Text ist für ihn (Degenhardt, U. N.) politischer Text, nicht vorzugsweise literarisch.“ (21. 3. 1975). Solche Kritiken bleiben der literarischen Qualität des Romans äußerlich, lassen vielmehr auf politisch motivierte Bedenken der Rezensenten schließen. Degenhardt, der schon „Zündschnüre“ schrieb, um mit literarischen Mitteln Sympathien zu werben für ein Volksfrontbündnis, für die Zusammenarbeit vor allem zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, zeigt mit „Brandstellen“, wie dieses Bündnis in der heutigen Gesellschaft Wirklichkeit zu werden beginnt, zunächst im Kleinen, beim Kampf der Bürger für ihr gemeinsames Interesse an „Klein-Schweden“. Für Peter W. Jansen bleibt dieses Bündnis „Utopie“, „produzierte Naivität“ — von Wyhl und Nordhorn-Range hat er nie etwas gehört.

„Brandstellen“, die Geschichte von Bruno Kappel und „Klein-Schweden“, ist bei alledem keine nüchterne Reportage. Degenhardts Erzählfreude, die mit „Zündschnüre“ einen Roman aus einzelnen Episoden und Dönkes geschaffen hatte, schlägt auch in seinem zweiten Roman durch. Milieustudien, Personenschilderungen, „Geschichten“ werden ausgebreitet, drohen sich teilweise gegenüber der Romanhandlung zu verselbständigen, werden aber immer wieder integriert, auf den Handlungsverlauf bezogen. Oswald der Volkssänger etwa, eine skurrile Erscheinung, der auf der Polizeiwache Lieder singt; Kappels Episode mit Thea, der Frau seines Veters Stephan, deren an die jeweilige Mode angepaßte Lebensweise Bruno verachtet, wobei er zugleich seine Verachtung als zynisch erkennt; der Besuch Kappels und Ballers beim WM-Fußballspiel BRD-DDR im Hamburger Volksparkstadion; Kneipengespräche und -erlebnisse, bei deren Schilderung Degenhardt treffend verschiedene Typen von Kneipen charakterisiert, die „gute alte Kneipe“ (S. 22) ebenso wie den Intellektuellentreffpunkt, „wo sich Medienmenschen treffen, Assistenten, ältere Studenten undsoweiter“ (S. 268); eine der reizvollsten Szenen schließlich, Kappels Besuch

einer Prominentenfête in Pöseldorf, deren ironisch gemeinte Erzählung Degenhardt fast zu Sarkasmus gerät.

Degenhardts „anekdotische, mitunter balladeske Erzählweise“, wie sie Peter Schütt nennt (Deutsche Volkszeitung, 27. 3. 1975), gehört zu den literarischen Stärken seiner Romane, macht ihre Lektüre zu einem Vergnügen. In ihr kommt Degenhardts Praxis als Lieder- und Chansonsänger zum Tragen; nicht zufällig ist „Brandstellen“ gespickt mit Satz- und Wortfetzen und Namensanspielungen aus Degenhardts Liedern: Von den Spormanns, „arbeitend für ihre Klasse Tag und Nacht“ (S. 9), der Mutter-Mathilde-Kneipe — „im Nebenzimmer gab's Politik“ (S. 22) — bis hin zum „Schmuddelkindertraum“ (S. 67) in Theas Badezimmer und der Genossin Speckenbach, die allerdings nicht im Glühlampenwerk, sondern in einer Nudelfabrik arbeitet. Auch der Hang zur Idylle, zum „Tisch unter Pflaumenbäumen“, spielt eine Rolle in „Brandstellen“: Ronsdorfs Abschlepperei auf einem Berg außerhalb der Stadt, der sonnenbeschiedene Hof mit dem Kastanienbaum und den vielen Haustieren — die Idylle ist aber nicht Mittel zur Flucht aus der Wirklichkeit, sondern nur ein zeitweiliger Ruhepunkt, ein Rückzugsort zur verdienten Muße. Auch ist diese idyllische Enklave bedroht von ihrer gesellschaftlichen Umwelt, dem geplanten Truppenübungsplatz und den wirtschaftlichen Konkurrenten Ronsdorfs, die sich zusammenschließen wollen. Auf ähnliche Weise werden Bruno Kappels Träume von romantischen, ausgedehnten Reisen, die er zusammen mit Maria machen will, von der realistischen Maria zerstört: „Sei nicht sauer, Kappel. Ich bleibe hier. Ich habe hier sehr viel zu tun, und hier ist es so schön wie in der Lappmark oder in deinem Hamburg. Hier werd ich Lehrerin auf der Volksschule. Hier sind meine Leute.“ (S. 253) Kappel, der die Bindung Marias an ihre politische und berufliche Arbeit, an ihre soziale Umwelt zunächst nicht nachvollziehen kann, entscheidet sich am Ende des Romans ebenfalls für diesen Weg.

Zu den schwächsten Passagen des Romans gehören die Textstellen, in denen der Autor die Schilderung des Handlungsverlaufs unterbricht und allgemeine Reflexionen einschleibt, etwa dort, wo Degenhardt die politische Großwetterlage in der BRD beschreibt. Solche Passagen (von Peter W. Jansen mit einigem Recht als „abstrakt leitartikelende Textstellen“ kritisiert) fallen zu sehr aus dem literarischen Kontext heraus und hätten einer erzählerischen Umsetzung und Verarbeitung in die Romanhandlung bedurft. Das Aufbrechen der durchgängigen Erzählperspektive des Romans, die das Geschehen aus der Sicht des Bruno Kappel, aber nicht als Ich-Erzählung und, wie Degenhardt betont, auch nicht als Autobiographie darstellt, bleibt bei diesen reflektierenden Passagen fragwürdig. Literarisch gelungen ist dagegen die Verschiebung der Perspektive an anderen Stellen, zum Beispiel, wenn Degenhardt Bruno Kappel Informationen über die Bürgerinitiative aus Polizeiakten entnehmen läßt, das Geschehen also aus der Sicht des politischen Gegners rekonstruiert. Ähnlich gekonnt wirkt die Kontrastierung verschiedener Perspektiven, wenn Degenhardt einen Polizeieinsatz in „Klein-Schweden“ durch die Berichterstattung von Tagesschau, Bild-Zeitung und Lokalblatt einerseits, mit den Berichten beteiligter Personen andererseits wiedergibt.

Degenhardt greift mit „Brandstellen“, das bleibt festzuhalten, einen Stoff aus

der unmittelbaren Gegenwart auf, stellt den politischen und menschlichen Lernprozeß eines Einzelnen ebenso dar wie das gesamte Spektrum politischer und sozialer Verhaltensweisen in einer Bürgeraktion, gestaltet die demokratische Perspektive dieser Gesellschaft in Form der „kleinen Volksfront“ in „Klein-Schweden“: realistische Gegenwart in der Bundesrepublik, weil ein Beitrag zu ihrer Veränderung.

Vera Botterbusch Träume von der Zukunft

Mit Roland Langs „Ein Hai in der Suppe oder das Glück des Philipp Ronge“ ist ein weiterer Roman erschienen, der die Erfahrungen und Konsequenzen der sechziger Jahre aufgreift: politische Erfahrungen, die mit einem Ereignis wie dem Tod Benno Ohnesorgs verbunden sind, mit dem Attentat auf Rudi Dutschke, die zu dem Versuch führen, an einer neuen zufriedenstellenderen gesellschaftlichen Wirklichkeit mitzubauen, den Weg aus der einzelgängerischen Isolation in das Zusammengehörigkeitsgefühl einer politisch engagierten Gruppe einzuschlagen.

Uwe Timms autobiografisch gefärbter „Heißer Sommer“ zeigt den Weg des Ullrich Krause vom desorientierten Germanistikstudenten, der weder in seinem Studium noch in seinem Privatleben eine befriedigende Basis findet, zum politisch engagierten zielstrebigem Zeitgenossen, der die philologischen Fleißübungen der Germanistik, Berufsziel unbekannt, mit dem Studium der Pädagogik, Berufsziel Lehrer, vertauscht.

Ähnlich wie bei Uwe Timm trägt auch der erste Roman von Roland Lang (Jahrgang 1942) autobiografische Züge: sein „Held“ ist wie der Autor selbst von Beruf Grafiker und wohnt in Karlsruhe, wo auch die Romanhandlung spielt. Ähnlich wie bei Uwe Timm beginnt auch Langs Roman mit beruflichen und privaten Schwierigkeiten. Als frei schaffender Grafiker hängt Philipp Ronge von der jeweiligen Marktsituation ab, vom Wohlwollen irgendwelcher auftraggebender Firmen und deren willkürlichen Finanzierungen; seine Beziehung zu einer Pharmaziestudentin ist zuende gegangen. Doch auch Philipp Ronge konsolidiert sich ähnlich wie Ullrich Krause im Laufe des Romanes sowohl beruflich als auch privat, und er entwickelt einen gesellschaftlichen Standort, von dem aus für ihn sinnvolles Leben möglich wird: einmal gibt er sein Ein-Mann-Unternehmen als Grafiker auf und tut sich mit Wolko, einem befreundeten Grafiker, zusammen, mit dem er auf der Werkkunstschule war; dann entwickelt sich eine neue dauerhafte Freundschaft zu Hanne, einer Sachbearbeiterin im Kaufhaus Mühlen (anders als bei Ullrich Krause, der in all seinen verschiedenen Beziehungen doch immer wieder allein bleibt). Vor allem aber macht Philipp Ronge wie Ullrich Krause eine wichtige politische Entwick-

lung durch: über erste Kontakte mit dem SDS, Anti-Springer-, Vietnam- und Notstandsgesetzdemonstrationen, Aktionen wie das Boykottieren des Karlsruher Karnevalsuges, Versuche politischer Gruppenarbeit im selbstgegründeten „Republikanischen Club“, das Ausprobieren neuer Formen des Zusammenlebens in einer Kommune, Scheitern von Klub und Kommune — und als Schlußergebnis der Entschluß zur politischen Arbeit in einer sozialistischen Partei, in der DKP.

Aber hat auch der äußere Handlungsablauf Ähnlichkeiten, ja Übereinstimmungen mit Uwe Timms „Heißer Sommer“ — beiden gemeinsam ist die kleinbürgerliche Herkunft, beiden gemeinsam ist zum Beispiel das Verfahren, Pressezeitungen zur Beleuchtung der bundesrepublikanischen Wirklichkeit einzuschieben — so sind doch einige sehr wichtige Unterschiede zu beobachten, die Roland Langs Roman ein eigenes Gesicht geben.

Zum einen wird die Entwicklungsgeschichte des Philipp Ronge nicht aus der Sicht eines Studenten gezeigt, sondern aus der Perspektive eines schon im Beruf stehenden jungen Mannes, dem die Belange der Werktätigen von Anfang an näher stehen. Berufliche Desorientiertheit heißt deshalb für Philipp Ronge nur die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, sich bei den vorhandenen gesellschaftlichen Zuständen eine solide und sichere Existenz als Grafiker aufzubauen, während Ullrich Krause erst einmal aus den Irrwegen fremdbestimmter Germanisterei herausfinden muß, um zu einem sinnvoll motivierenden Berufsziel zu kommen. Zum anderen ist Roland Langs Roman in seiner Sprachgebung weitaus üppiger und in seiner Erzählhaltung weitschweifiger, ausführlicher als der eher wortkarge „Heiße Sommer“. Uwe Timms spröder Stil bleibt verhalten, zurückhaltend in der Psychologisierung, treffsicher in der Beobachtung. Er spart aus. Treffsicher in der Beobachtung ist auch Roland Lang, er übermittelt seine Empfindungen genau, spürbar, schreibt zupackend — ein Liebhaber satter Wort- und Bildhäufungen, die er fast atemlos aneinanderreihet, wie zum Beispiel die Beschreibung einer Karlsruher Diskothek:

„Proppevoll ist die Kiste. Eine schwarze Stimme schiebt die Tanzenden auseinander, das Schlagzeug boxt, alles so chic hier, Collagen hinter Glas, ein weiches Fotoauge hat schöne Mädchen gemalt, der Innenarchitekt den Geschmack der jungen Leute auf die Rechnung gesetzt, Glühbirnen in Nabelhöhe, Korbessel, Sisalteppich, vorn an der Pforte ein Kopfnicken für Akademiker, der Studentenausweis als Eintrittskarte für den Sohn besserer Stände: die *Lunte*.“ (S. 12) Was hier an Einzelheiten und Bildern aufgeföhrt wird, steht symptomatisch für die gesamte überreiche Sprache des Romans, bis hin zu gewaltigen Wortkaskaden, die in jedem Wort einen neuen Empfindungshauch, einen zusätzlichen Beobachtungssplitter einfangen wollen, und je nach Situation, nach Person ganz besondere Kombinationen erproben, so etwa — mit einem Hieb auf die linke Schickleria versehen — die Auswirkungen eines Haschischpfeifchens:

„Das atmet sich ruhig und selbstgenügsam aus der prosaischen Welt hinaus, verflüchtigt sich gemächlich dem Nirwana zu, hin zu einer Glückseligkeit jenseits von Falsch und Richtig, wo Scharen von Gleichgesinnten, witzig und koboldhaft an der riesigen Gartenlaube des Hippie-Sozialismus bauen.“ (S. 103) Die Gefahr eines so schwelgerisch sich genüßlich ergehenden Stils liegt in der

Geschwätzigkeit, im planlosen Überströmen, doch hat Roland Lang diese Gefahr immer wieder sicher umschifft, und selten habe ich eine so amüsante Beschreibung eines Schäferstündchens gelesen, wie Philipp Ronges Liebes-Katz- und-Maus-Spiel mit der späteren Mitkommunardin Rita, wo Sinnlichkeit Sprache und Sprache sinnlich wird.

Der gesamten erzählerischen Üppigkeit entspricht auch Roland Langs stärkeres Interesse an breiter szenischer Beschreibung. Er registriert deshalb weniger die verschiedenen Bewußtseinsphasen seiner Hauptfigur an sich, sondern seine Erzähltechnik beschreibt die Dinge im Zusammenhang, läuft ohne Einschnitte und Rückblenden chronologisch voran. Die einzelnen Szenen in der Beschreibung werden nicht so sehr auf das Bewußtsein des Philipp Ronge hin zugeschnitten, sondern als „Totale“ gezeigt, erscheinen darin auch die anderen Romanfiguren deutlicher konturiert.

Uwe Timm stellt dagegen im Filmschnittverfahren die Aktionen, Szenen als Bewußtseinsvorgänge des Ullrich Krause nebeneinander (und dementsprechend mit eingeblendeten Assoziationen, Rückerinnerungen), wobei die übrigen Figuren relativ konturlos bleiben. Das Interesse Uwe Timms gilt vornehmlich dem Innenleben des Ullrich Krause, der selten den Posten des von außen hereinsehenden Beobachters aufgibt, sich in der Gemeinschaft zwar wohl fühlt, sich aber schwerlich auf unkomplizierte Weise mit ihr identifizieren kann.

Philipp Ronge verkörpert einen Typus, der immer dabei ist, mitten im Geschehen, von vornherein motiviert, etwas in einer Gemeinschaft, mit Freunden zu tun. Philipp Ronge ist deshalb auch von Anbeginn des Romans stärker in eine Gemeinschaft miteinander kommunizierender Menschen integriert, von daher weniger entfremdet, überhaupt unkomplizierter, gradliniger strukturiert als ein Ullrich Krause, der erst einmal den Aufbruch aus Lethargie und Sinnlosigkeit zu einer konkreten Lebensaufgabe schaffen muß. Von daher ist die Entwicklung Philipp Ronges auch schlüssiger, hindernisloser und unproblematischer. Die Rückschläge der politischen Arbeit im „Republikanischen Club“ werden nicht zu persönlichen Rückschlägen und zu keinen schwerwiegenden Enttäuschungen, sind eher notwendiges Erfahrungsmoment für seine konsequente Entwicklung, die zur Arbeit in der DKP führt.

Am deutlichsten wird der Unterschied einer ausgeprägteren Ichhaftigkeit des Ullrich Krause und einer stärkeren Fähigkeit zum Wir-Gefühl des Philipp Ronge am Schluß der beiden Romane: Ullrich Krause fährt allein nach München. Seine Hamburger Zeit ist beendet, damit auch seine Freundschaften und Beziehungen aus dieser Zeit.

„Abends würde er in München sein. Er freute sich.“

Mit diesen Worten schließt „Heißer Sommer“. Ullrich Krauses Neubeginn bleibt ein Einzelstart, wenn auch begleitet von der Hoffnung auf eine sinnvolle Gemeinschaft. Anders dagegen Philipp Ronge. Sein Leben ist zum Schluß des Romans fest eingebettet in die politische Arbeit in der Partei, in die Gemeinsamkeit mit Gleichgesinnten. Und dieses Wissen um ein mögliches, schon erfahrenes Wir zeigt sich auch in dem Gespräch mit seinem Freund Bernhard beim Auszug aus der gescheiterten Kommune, in den Schlußzeilen des Romans:

„Wir sind über Gerümpel und einige Irrtümer hinweggestiegen. Wir werden

unsere Möbel neu aufstellen, wieder mal, und jedesmal verändern wir ein bißchen die Landschaft. Es werden Spuren zu sehen sein, wart ab. Wir nützen die Tage immer besser, findest du nicht?“

Roland Lang geht es mit seinem Roman um eine Wirklichkeitsbeschreibung, die über die Bestandsaufnahme bestehender gesellschaftlicher Zustände hinaus ein Konzept für ihre Veränderbarkeit liefert, eine Zukunft entwirft, in der dem einzelnen ein sinnvoller Platz im Aufbau einer besseren — und das heißt für Roland Lang wie auch für Uwe Timm — einer sozialistischen Gesellschaft zugewiesen wird.

Diese Entwicklung, ihr Ziel: der Eintritt bzw. die Mitarbeit in der DKP, steht schon zu Beginn des Romans fest (wie bei Uwe Timm auch). Weil aber diese Entwicklung von Anfang an eine beschlossene Sache ist, verliert der Autor die Beschreibung dieser Entwicklung im Laufe des Romans gewissermaßen aus den Augen, vergißt er im einzelnen zu zeigen, wie es eigentlich zu dieser Entwicklung kommt, werden gerade noch die verschiedenen politischen Aktivitäten wie SDS, „Republikanischer Club“ als Durchlaufstationen auf dem Weg in die DKP dargestellt, erfährt der Leser aber zu wenig über das, was eigentlich mit diesem Philipp Ronge passiert, wenn er sich über erste Kontakte allmählich den Kommunisten, der DKP zuwendet, erfährt der Leser zu wenig, was es eigentlich heißt, Marxist zu werden.

Ganz so problemlos wie Philipp Ronges Freundschaft zur wuschelköpfigen Hanne, die zu Beginn des Romans auftaucht und dann einfach da ist, als feste Größe, kann ich mir den inneren Vorgang, der zur Entscheidung führt: ich bin Marxist; ich will in der DKP arbeiten, nicht vorstellen, ganz so vereinfacht sollte er vielleicht auch für den Leser nicht dargestellt werden.

So sehr es zu begrüßen ist, daß von Autoren aus den Reihen unserer Generation endlich die Zeit des politischen Aufbruchs literarisch aufgearbeitet wird, so sehr ich mich freue, daß dieser Roman geschrieben wurde, so sehr ich hoffe und wünsche, daß er gelesen wird, bleibt doch ein Ungenügen, die Skepsis über allzu schlüssige Schlüsse, allzu schnelle Schritte. Bei allem Vergnügen, das mir die Lektüre von Roland Langs packendem Buch bereitet hat, vermisste ich einfach etwas, gestehe ich meine Unzufriedenheit über einen Entwicklungsgang, der mehr als Romanprämisse behauptet als literarisch gestaltet wurde, der dem Leser die Zusammenhänge und Veränderungen während der einzelnen Stationen vorenthält. Und ich gebe zu, daß mir so viel an Stimmigkeit, Eindeutigkeit, Problemlosigkeit irgendwie suspekt erscheint, daß ich den anvisierten „Realismus“ dabei aus den Augen verliere und beim „Glück des Philipp Ronge“ keine mir vertraute, erfahrene konkrete Wirklichkeit mehr assoziiere, und ich denke eher an eine noch nicht reale Wunsch-Traum-Welt:

„Träume von der Zukunft. Träume, die in der Gegenwart einrasten. Träume: die Farbe unserer Pläne. Die Träume der anderen verstehen. Ihre Illusionen entzaubern, nicht ihre Wünsche. Aufzeigen, was sein soll. Begründen. Erklären. Der Gebrauch der Vorstellungskraft. Produktive Phantasie. Gibts das: Traumlosigkeit?“ (S. 183)

Doch das Leben des Philipp Ronge interessiert mich weiter. Seine Entwicklung könnte doch so wichtig für die vieler unserer Generation sein und werden.

Deutsche Autoren

Hilde Domin

Von der Natur nicht vorgesehen

Autobiographisches. 2. Aufl., 12. Tsd. Serie Piper 90. DM 8.—

»Ein außergewöhnliches Opus, so aufrichtig wie aufschlußreich.«

Marcel Reich-Ranicki

Wozu Lyrik heute

Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft. Neuausgabe.

3. Aufl., 13. Tsd. Serie Piper 65. DM 12.—

»Seit Benns Marburger Vortrag die bedeutendste Aussage eines Lyrikers über Lyrik.«

Süddeutsche Zeitung

Geno Hartlaub

Wer die Erde küßt

Orte, Menschen, Jahre. DM 29.80

»Ein außergewöhnliches Buch, in dem viele Leser ihr eigenes Zeitgefühl wiederentdecken werden.«

Welt des Buches

Andreas Höfele

Das Tal

DM 18.—

»In dem Versuch, durch präzises Denken mit dem Irrationalen fertig zu werden, liegt der Reiz dieses Erstlings.«

Welt am Sonntag

Klaus Konjatzky

Poem vom Grünen Eck

Nachwort von Martin Walser. Serie Piper 121. DM 10.—

»Wer dieses Poem gelesen hat, kann sagen, er habe eine neue Literatur-epoche beginnen sehen, und vielleicht auch sagen: Ich bin betroffen davon und froh.«

Godehard Schramm, Deutsche Volkszeitung

Eckart Kroneberg

Die Kraft der Schlange

Roman einer Flucht nach Indien. DM 28.—

»Die Kraft der Schlange ist der Roman eines Schriftstellers, der Menschen und Landschaften gleichermaßen unverstellt und unvoreingenommen sehen kann und der es fertigbringt, den Leser in einen immer stärker werdenden inneren Spannungssog zu ziehen.«

Ulf Miehe, Welt des Buches

Ben Witter

Zu heiß für einen Montag

Dunkle Geschichten. DM 26.—

»Ben Witter liebt den kleinen Rest des Unerklärlichen, das Mirakel am Rande der Logik, die unsichtbare Grenze zwischen dem Alltag und der ständig lauenernden Katastrophe.«

Die Zeit

Piper

Gewerkschaft liche Monatshefte

5'75

Sind die Gewerkschaften übermächtig oder werden sie überflüssig?
Forum mit Beiträgen zu den Aufgaben
der Gewerkschaften von Rudolf Augstein,
Hans-Eckehard Bahr, Friedrich Edding, Walter Fabian,
Iring Fetscher, Ossip K. Flechtheim, Imanuel Geiss,
Hans-Hermann Hartwich, Urs Jaeggi,
Burkart Lutz, Oskar Negt, Oswald von Nell-Breuning SJ,
Georg Picht, Gerhard Zwerenz

Helga Grebing: Reformstrategien in kapitalistischen
Industriegesellschaften (Literaturbericht)

Die Zeitschrift erscheint monatlich. Bezugspreis: 15,— DM vierteljährlich.
Ermäßigter Bezugspreis für Studenten vierteljährlich 13,50 DM.
Wir senden gern ein Ansichtsexemplar.

Bund-Verlag • 5 Köln 21 • Postfach 21 01 40

lendemains

**ZEITSCHRIFT
FÜR FRANKREICHFORSCHUNG
UND FRANZÖSISCHSTUDIUM**

Ökonomie - Politik - Geschichte -
Kultur - Literatur - Medien - Sprache
Herausgeber: Michael Nerlich

le voilà

das erste Heft!

Aus dem Inhalt:

Zur politischen Diskussion:
Der Deutsche Romanisten-Verband
gegen das Berufsverbot

Zur Reform der Frankreich-
Forschung:

Beiträge von Udo L. Figge und
H. D. Hayer

Erneuerung der Balzac-Forschung:

Beiträge von W. Engler,
G. Schrammen, P. Brockmeier,
P. Citron, J. Schramke

Politische Rhetorik im 18. Jahr-
hundert:

H. U. Gumbrecht

Zur französisch-bundesdeutschen
Malaise:

Beiträge von Roland A. Höhne und
Michael Nerlich

France actuelle

BEZUG:

Jährlich erscheinen 4 Hefte in unregel-
mäßiger Reihenfolge. Der Preis des Ein-
zelheftes beträgt DM 7,— zuzüglich
Porto; im ermäßigten Jahresabonnement
DM 24,— (Studentenabonnement gegen
Studienbescheinigung DM 20,—), Förde-
rerabonnement in jeder Höhe darüber-
hinaus. Bestellungen direkt beim Verlag
und Vertrieb Sozialistische Politik
GmbH., 1 Berlin 41, Büsingstraße 17,
Postfach 41 02 69.

Deutsche Volkszeitung

ein
demokratisches
Wochenblatt —
unentbehrlich
für
den
kritischen
Zeitgenossen

Probeexemplare unverbindlich und
kostenlos durch MONITOR-VERLAG
GmbH, Düsseldorf, Oststraße 154,
Postfach 5707 - Anforderungskarten
liegen dieser Ausgabe bei -

Schriftenreihe der Naturfreundejugend



Band 3 Ernst Benz

Das neue Jugendhilferecht

86 Seiten, 4,— DM.

Historischer Abriß und politische Analyse des Jugendhilferechts.

Band 5 Jochen Zimmer

Popmusik

202 Seiten, 10,— DM.

Sozialgeschichte des Rock, Medientheorie der Popmusik, Band-Lebensläufe, Diskographie, Subkultur oder proletarische Kultur.

Band 7 Dieter Kramer

Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft

140 Seiten, 10,— DM.

Materialien zur Freizeitsituation in der BRD und zur Kultur- und Freizeittheorie.

Erhältlich über den Buchhandel, die Bundesgeschäftsstelle der Naturfreundejugend, 7000 Stuttgart 60, Postfach 380, oder den Achenbach-Verlag, 6304 Lollar, Postfach.

Anmerkungen

Wir danken MARTIN WALSER für den Abdruck der beiden Szenen aus dem Stück DAS SAUSPIEL, das in Hamburg uraufgeführt und beim Suhrkamp-Verlag erscheinen wird.

WOLFGANG BACHLER, geboren 1925 in Augsburg, lebt in München. Freie Mitarbeit an Zeitschriften, Zeitungen und Rundfunksendern, gelegentlich an Filmen. Buchveröffentlichungen — LYRIK: „Die Zisterne“ (1950), „Lichtwechsel“ (1955), „Lichtwechsel II“ mit Tuschen von hap Grieshaber (1960), „Türklingel“ (1962) — sämtliche bei Bechtle, München und Eßlingen. „Türen aus Rauch“ (Insel-Verlag, 1963). PROSA: „Der nächtliche Gast“ (1950, zuletzt bei Europäische Verlagsanstalt 1963), „Traumprotokolle / Ein Nachbuch“ mit einem Nachwort von Martin Walser (Reihe Hanser 1972). 1975 Tukanpreis der Stadt München. Ein größerer Band mit neuen Gedichten und einer Auswahl aus den alten wird im Frühjahr 1976 im Fischer-Verlag, Frankfurt, erscheinen, für den Bächler auch an einem neuen Roman „Einer, der auszog, sich köpfen zu lassen“ arbeitet.

HARTMANN GOERTZ gibt an: „Jahrgang 1907, seit dem 2. Weltkrieg als freier Schriftsteller tätig.“

WERNER DÜRRSON, geboren 1932, Studium der Musik, Germanistik und Romanistik; lehrte 1962 bis 1968 an der Universität Poitiers, Frankreich. Lebt in Zürich und am Bodensee. Veröffentlichungen: „Dreizehn Gedichte“, Ermitenpresse 1965, „Flugballade“ 1966, „Drei Dichtungen“ 1970; übersetzte u. a. Rimbaud, Mallarmé, René Char und Henri Michaux. In Vorbereitung: „Stolpergeschichten“ 1975. 1973 Kurzgeschichtenpreis der Stadt Neheim-Hüsten.

CHRISTIAN WALLNER, geboren 1948 in Oberösterreich. Studium der Altphilologie, Publizistik, Geschichte und Pädagogik. Seit 1968 in Salzburg. Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „Wespennest“ (Wien). Mitglied der Grazer Autorenversammlung. Veröffentlichungen von Gedichten, Prosa, Essays, Kritiken und Hörspiele im ORF und in BRD-Sendern, in Literaturzeitschriften in Österreich, der BRD, Italien, Ungarn, Polen, USA, in Anthologien. 1972 Georg-Trakl-Preis für Lyrik. 1973 Förderungspreis des Landes Oberösterreich für Literatur. 1973/74 Arbeitsstipendium des Dramatischen Zentrums Wien. 1975 Nachwuchs-Staatsstipendium für Literatur, Bundesministerium für Unterricht und Kunst. Derzeit arbeitet er mit einem Staatsstipendium an einem Roman mit dem Arbeitstitel „Big Lift“; die hier abgedruckte Geschichte ist Teil des zweiten Abschnitts.

AUGUST KOHN, geboren 1936, Berufsschule, kaufmännischer Angestellter, journalistische Erfahrung durch langjährige gewerkschaftliche Arbeit. Veröffentlichungen: „Westendgedichte“ 1972, „Der bayerische Aufstand. Volksstück in 4 Akten“ 1973, „Eis am Stecken“ 1974. Die vorliegende Geschichte ist ein Kapitel aus dem Roman „Zeit zum Aufstehen. Eine Familienchronik“, der in diesem Jahr bei Fischer erscheint.

GUNTRAM VESPER Text ist eine für diesen kürbiskern angefertigte Fassung eines für den WDR geschriebenen Manuskripts. Auf die Sendung hagelte es Protestbriefe. Wir zitieren aus dem Brief von J. Burgdorf vom 3. 9. 74, Pädagoge, Psychologe und Hobbyjäger aus Krefeld: „Mir scheint, daß Sie dieses Thema zum unseriösen Anlaß genommen haben, wieder einmal gegen die Jäger zu hetzen. Diesmal geht es nicht darum, den Jäger als Ausrotter bedrohter Tierarten oder als Überheger von waldfressendem Schalenwild abzuqualifizieren, sondern als rechten, reaktionären Klassenfeind hinzustellen, der auf atavistische Weise arme Menschen sozial unterprivilegierter Schichten beim Fangen des herrenlosen Wildes zum Sonntagsbraten nach faschistischer Faustrechtweise, abknallt! So einfach ist es nicht! Mehr Sachkenntnis hätte erwartet werden dürfen von einer öffentlich-rechtlichen Anstalt, die zur Unparteilichkeit (oder heute etwa nicht mehr?) und Sachlichkeit verpflichtet ist. Sachliche, wissenschaftliche Informanden (so im Original. Die Red.), z. B. Kriminalpolizei, Juristen und Jägerschaft, Jagdwissenschaft und Jagdrechtler, stehen jedem rechtlich Gutwilligen zur Verfügung.“ — Guntram Vesper, geboren 1941 bei Leipzig, Industrie-, Land- und Bauarbeiter. Lebt als Schriftsteller in Göttingen.

PROFESSOR DR. WALTER GRAB, geboren 1919 in Wien; Auswanderung 1938 nach Palästina. Studium der Geschichte, Philosophie und deutschen Literaturwissenschaft. Promotion 1965 in Hamburg, bei Prof. Fritz Fischer. Professor am Historischen Seminar der Universität Tel Aviv seit 1970. Direktor des Instituts für Deutsche Geschichte, Tel Aviv, seit 1971. Neben zahlreichen Abhandlungen und Rezensionen in deutschen, französischen und israelischen Publikationen die Bücher: Demokratische Strömungen in Hamburg und Schleswig-Holstein zur Zeit der ersten Französischen Republik. Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, Band 21. Hans Christians-Verlag, Hamburg 1966, 255 S. / Norddeutsche Jakobiner. Demokratische Bestrebungen zur Zeit der Französischen Revolution. Studien zur neueren Geschichte, Band 8. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1967, 139 S. / Noch ist Deutschland nicht verloren. Eine historisch-politische Analyse unterdrückter Lyrik von der Französischen Revolution bis zur Reichsgründung. Vorwort von Uwe Friesel. Carl Hanser-Verlag, München 1970. 344 S. Erschienen auch als Taschenbuch im dtv-Verlag München 1973. / Eroberung oder Befreiung? Deutsche Jakobiner und die Franzosenherrschaft im Rheinland 1792—1799. Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, Heft 4. 94 S. Erschienen auch in: Archiv für Sozialgeschichte, Band 10, S. 7—94, Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1970. / Leben und Werke norddeutscher Jakobiner. „Deutsche Revolutionäre Demokraten“, Band 5. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1973. 324 S. / Die Französische Revolution. Eine Dokumentation. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1973. 351 S.

Neue Bücher im Damnitz Verlag

MAX VON DER GRÜN, geboren 1926 in Bayreuth. Nach dem Schulbesuch kaufmännische Lehre, drei Jahre amerikanische Kriegsgefangenschaft, von 1951 bis 1964 Bergmann unter Tage. Seitdem als freier Schriftsteller in Dortmund. Bücher: „Männer in zweifacher Nacht“, Roman 1962; „Irrlicht und Feuer“, Roman 1963; „Fahrtunterbrechung und andere Erzählungen“ 1965; „Feierabend“, Dreh- und Tagebuch eines Fernsehfilms in Zusammenarbeit mit Hans-Dieter Schwarze 1968; „Zwei Briefe an Pospischiel“, Roman 1968; „Urlaub am Plattensee“, Prosa mit Originalgraphiken von Pierre Kröger 1970; „Flug über Zechen und Wälder“, Nordrhein-Westfalen — Land der Gegensätze, 48 farbige Luftaufnahmen 1970; „Am Tresen gehn die Lichter aus“, mit Originalgraphiken von Sascha Juritz 1972; „Stenogramm“, Erzählungen mit Originalgraphiken von Wolfgang Zeisner 1972; „Stellenweise Glatteis“, Roman 1973; „Menschen in Deutschland (BRD)“, Sieben Porträts 1973.

JOACHIM HOSSFELD ist seit 1974 Mitglied des Werkkreises, des VS und beim ASSITEJ, arbeitet für mehrere österreichische Zeitschriften. Schreibt an dem Roman „Gustav Beisser“ (Vorabdruck in: „Alpinismus-München“ und „Wespennest“).

MICHAEL SCHARANG, geboren 1941 in Kapfenberg (Steiermark), lebt in Wien. 6 Bücher, darunter „Charly Traktor“ (1973), „Einer muß immer parieren“ (1973), „Bericht an das Stadteilkomitee“ (1974), Hörspiele, Drehbücher.

MANFRED BOSCH (vgl. kürbiskern 4/74). Der Band „Uf den Dag warti. Alemannische Gedichte“ ist beim Autor zu beziehen. Anschrift: 8081 Grunertshofen 19.

BRIGITTE WORMBS, geboren 1937, studierte Landschaftsplanung, Landschaftsökologie, im Rahmen dieses Studiums Kunstgeschichte und Städtebau an der TU München; lebt in Ulm als freie Mitarbeiterin von Rundfunkanstalten, Tageszeitungen und Fachzeitschriften. Veröffentlicht demnächst eine ausführliche Bearbeitung des Themas als Buch — „Über den Umgang mit Natur, Landschaft als gesellschaftliches Produkt“, im Verlag Carl Hanser.

CHRISTIANE UND J. P. STÜSSEL, leben seit 1970 in Inning am Ammersee, wo sie gemeinsam den „Kulturkreis“ gründeten. Christiane rief außerdem einen „freien Kindergarten“ ins Leben und ist Mitbegründerin eines „Hilfsdienstes“, der die Kommunikation unter den älteren Mitbürgern fördern will. Den politischen Rahmen für diese Aktivitäten suchten beide in der SPD. Zur Zeit läuft gegen sie ein Parteiordnungsverfahren.

IRMENTRAUD ELBERT, geboren 1950, studierte Germanistik und Anglistik in München, arbeitet an dem Thema „Einstellung zum Dialekt und Selbsteinschätzung von Dialektsprechern“.

PANTALEJ ZAREV ist Vorsitzender des bulgarischen Schriftstellerverbandes und Mitglied der bulgarischen Akademie der Wissenschaften.

UWE NAUMANN, geboren 1951, Studium der Germanistik, Soziologie und Pädagogik in Hamburg. Mitautor von „Geschichte und Ideologie“, kritische Analyse bundesdeutscher Geschichtsbücher, Reinbek 1973. Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften.

VERA BOTTERBUSCH (vgl. kürbiskern 4/74).

Beilagenhinweis:

Wir bitten unsere Leser um Beachtung folgender Beilagen: Prospekt des Argument-Verlags, 75 Karlsruhe; Bestellkarte der Deutschen Volkszeitung, 4 Düsseldorf, und Aufruf der Hilfsaktion Vietnam e. V., Düsseldorf.

© copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
KÜRBISKERN — Literatur, Kritik, Klassenkampf — wird herausgegeben von Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konietzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144.
Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellermann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 1/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5. Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144.
Druck: F. C. Mayer, 8 München 40, Kunigundenstraße 19.
Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22,— zuzüglich MwSt. + Porto. Postscheckkonto München 33381 - 802. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/00832.
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, 8 München 40, Hohenzollernstr. 144, Telefon (089) 30 37 83.

Max Walter Schulz

Wir sind nicht Staub im Wind

592 Seiten, Leinen
DM 19,80

„Wir sind nicht Staub im Wind“ wurde in der DDR zu einem der erfolgreichsten Bücher der letzten Jahre. Auf dem Hintergrund wechselvoller Schicksale in den Nachkriegsjahren gestaltet Schulz die weltanschauliche Auseinandersetzung unserer Zeit. Die in diesem Roman handelnden Menschen sind nicht undurchschaubaren Mächten unterworfen, sind nicht „Staub im Wind“. Sie begreifen, daß sie selbst es sind, die ihre Zukunft bestimmen.

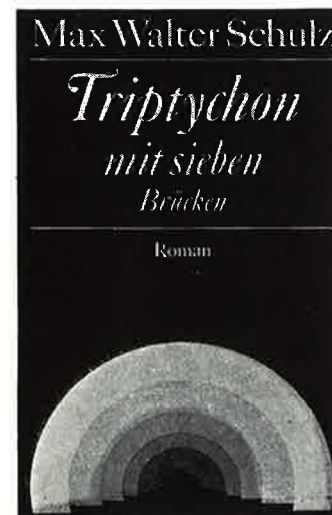


Max Walter Schulz

Triptychon mit sieben Brücken

488 Seiten, Leinen
DM 19,80

Im „Triptychon mit sieben Brücken“ trifft der Leser die Personen wieder, die Max Walter Schulz mit einem „Unmaß an Hoffnung“ aus der Handlung von „Wir sind nicht Staub im Wind“ entlassen hatte. Der Autor wählte als Hintergrund für seinen Roman eine dramatische Zeit: die Augusttage des Jahres 1968 mit den bewegenden Ereignissen in der CSSR. Für jene „unverlorene Generation“, die nach 1945 daran ging, die Fundamente einer neuen Gesellschaft zu setzen, gilt es jetzt zu überprüfen, ob sie auf dem Weg zu einem erfüllten menschlichen Dasein ist — ob sie die Macht im Sinne des Menschen zu gebrauchen weiß.



Aus der Rezension des „Stern“:

„Solch ‚sozialistischen Erziehungsroman‘ hat Schulz zwar parteilich, aber fast ohne früher übliche Schwarzweißmalerei verfaßt. ... Klischees fanden sich jedoch auch in der Kritik, die über das Schulz-Buch unlängst in der ‚Frankfurter Allgemeinen‘ stand. Für deren Rezensentin war der über weite Strecken spannend und fröhlich geschriebene Roman nur ein ‚ideologisches Traktätchen. ...‘“

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Damnitz-Verlag (kürbiskern), 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon (089) 30 37 83